Wie ich Schriftsteller geworden bin

Ludwig Pietsch

49567.35

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Erinnerungen

aus den Danziger Jahren

Ludwig Pietsch

Berlin W

Digitized by Google

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Grav v Meisenbach Riffarth & Co.

Nach einer Photographie aus dem Atelier von E. Bieber k. b. Hofphotograph.

Digitized by Google

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Erinnerungen

aus den Fünfziger Jahren

von

Ludwig Pietsch.

Berlin W
F. Fontane & Co
1893

Digitized by Google

49567.35

H. L. Pierce Fund

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

I.

Einleitung.

Zwei Tage vor dem Antritt einer größeren Reise gehe ich zum Polizeibüreau meines Viertels und ersuche den mit derartigen Amtshandlungen betrauten Schutzmann, mir das Formular auszufüllen, das man zur Erlangung einer Paßkarte vorzulegen hat. Mein Signalement, — die Art des Wuchses, die „Haare grau, Augen blau, besondere Kennzeichen fehlen," — sieht er mir mit raschem Beobachterblick von der Gestalt und vom Gesicht ab, um es in das Formular hineinzuschreiben. Die Angaben über Alter und Stand entnimmt er einem alten vergilbten Registerbuch, das er aus seinem Repositorium hervor holt. Alle Häuser des Reviers, ihre Besitzer und die Mieter der Wohnungen darin mit sämtlichen Hausgenossen sind auf dessen Blättern verzeichnet; die Daten der Geburt und des Einzugs, das Amt, der Beruf, die Kunst, das Handwerk, womit jeder sich und die Seinigen erhält. Ich hause in derselben Mietswohnung bereits seit länger als 21 Jahren. Wie der Beamte mir den

Digitized by Google

ausgefüllten Zettel übergiebt, sehe ich hinter dem gedruckten Wort „Stand" das Wort „Maler" geschrieben. „Aber ich bin ja kein Maler, ich bin ja Schriftsteller" — „So? na hier steht aber „Maler" und dann wird's ja wohl richtig sein." — Gut, so mag es stehen bleiben. Ein Kern der Wahrheit ist ja auch darin. Und zu dem kann man auf Reisen, — ich habe es 1886 in Sofia gleich nach der Entführung des Fürsten Alexander erfahren! — in Lagen kommen, in denen die amtliche Bestätigung, daß man ein Maler sei, manche Ungelegenheiten erspart, denen uns der Berufstitel: „Schriftsteller" oder „Korrespondent" ausgesetzt haben würde.

Aus jener von 1871 datierenden Berufsangabe in dem alten Registerbuch, welcher als mein Geburtsjahr die Zahl 1824 zur Seite steht, geht es hervor, daß ich erst ziemlich spät in meinem Leben den einen Beruf mit dem andern endgültig getauscht habe. Geschrieben neben dem Malen und Zeichnen hatte ich damals zwar schon seit manchen Jahren und hatte das Geschriebene auch längst schon in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, ja sogar in Büchern, Albums 2c. gedruckt gesehen. Aber diese schriftstellerische journalistische Thätigkeit hatte mir bis dahin doch nicht als die hauptsächlichste, nicht als meine eigentliche Berufsarbeit gegolten. Ich kam mir selbst noch als ein „Wilder" als ein Freischärler im großen Heere der deutschen Schriftsteller vor, scheute mich fast, mich offen dazu zu bekennen, ja mir selbst es einzuge-

Digitized by Google

stehen, daß ich bereits zur Klasse der „Berufsverfehler“ gehörte; wunderte mich aufrichtig darüber, wenn mein Geschreibe bei dem Publikum wie bei den Redaktionen, den Zeitungsverlegern und den kritischen Genossen vom Fach wohlwollende freundliche Aufnahme fand und zeichnete noch immer kaum minder fleißig auf Papier, Holz und Stein nach der Natur und Illustrationen, als in den vergangenen Jahrzehnten.

Man kann bekanntlich auf sehr verschiedene Façons selig werden und auf sehr verschiedenen Wegen und Umwegen zur Ausübung des Berufs gelangen, für welchen man eigentlich „geboren“ durch besondere geistige Anlage und Organisation eben zumeist berufen und begabt war. Wohl der Mehrzahl der Dichter und Schriftsteller, deren Arbeiten ihren Namen mehr oder weniger bekannt und berühmt gemacht haben, hat wie die Phrase lautet „der Genius frühe schon die Stirn geküßt.“ Freilich wissen wir auch, daß nicht wenige von denen, welche in ihren Knaben- und Jünglingsjahren schon „ein Strom gedrängter Lieder sich unaufhaltsam neu gebar“, sich später zu recht mittelmäßigen stümperhaften Poeten und „Lohnschreibern“ entwickelt haben; wie ja auch aus so vielen vermeintlichen Malergenies, welche die lieben Ihrigen und die Befreundeten als Jungen schon durch ihre Kompositionen in Staunen setzten, ganz untüchtige dilettantische Künstler geworden sind. Fast immer aber ist von Jugend auf ein starker innerer Drang, eine tiefe leidenschaftliche Neigung

1*

Digitized by Google

dazu, das, was sie mit innerm Aug', mit äußerm sahen, was sie dachten und empfanden, in geschriebenen Worten wiederzugeben, der geheime Wunsch und die Hoffnung, damit der Menschen Seelen zu ergreifen und zu fesseln, vielleicht einst den „Lorbeer des Dichters oder Schriftstellers" zu erringen, bei denen vorhanden und mächtig gewesen, welche sich in der Litteratur ihrer Zeit eine irgend hervorragende anerkannte Stellung oder auch nur die Beliebtheit bei einem bestimmten Leserkreise zu erringen vermocht haben. —

Daß auch mir, als ich bereits weit, weit über die Lebensmitte hinaus gelangt war, das letztere Glück, — nach meiner innigen Überzeugung — weit über Verdienst und Würdigkeit, — zu teil geworden ist, — dafür empfing ich seit Jahren und empfange ich jetzt im höheren Alter erst recht, so viele untrügliche Beweise, daß ich an die Thatsache wohl glauben muß. Aber ich bekenne offen, daß ich jene Träume und Wünsche in meiner Jugend nie gehegt, nie den Trieb empfunden habe, Verse zu machen, von mir Geschriebenes gedruckt zu sehen, litterarischen Ruhm zu erwerben. Auf schriftstellerische Neigungen oder Veranlagung konnte man bei mir höchstens aus den, gewöhnlich Gnade vor den Augen der Lehrer findenden, deutschen Aufsätzen, aus dem Eifer im Brief- und Tagebuchschreiben und aus dem jugendlichen Lese-Heißhunger schließen, der mich in meinen Knabenjahren bereits ganze Bibliotheken verschlingen ließ, wozu mir das elterliche

Digitized by Google

Haus die willkommne Gelegenheit und ungehemmte Freiheit gewährte.

Auch daß ich mich mit Vorliebe auf der Schule Kameraden, die mit ähnlichen Passionen behaftet waren, und mich später in meinen kunstakademischen Studienjahren weniger meinen Kollegen, als gleichaltrigen angehenden und ältern bereits „gedruckten" und bekannten Poeten und Schriftstellern anzuschließen strebte, mag als eine Vorbedeutung für meine Zukunft oder doch als Symptom der verborgenen innersten Neigung zu solchem Beruf gelten können. Aber nie habe ich die Erfüllung der ersteren mit Bewußtsein und planmäßig angestrebt. Nur eine wunderliche Verkettung von zusammen wirkenden Umständen, — von „Schicksalsfügungen" würden diejenigen sagen, welche sich den beneidenswerthen kindlichen Glauben an die Wichtigkeit ihres Einzellebens und an das ganz persönliche Interesse eines großen Unbekannten an ihrem kleinen Wohl und Wehe bewahrt haben, — hat mich erst verhältnismäßig spät im Leben dahin geführt, daß ich schließlich „Schriftsteller geworden" bin, meinen Polizeibeamten rektificieren mußte und so nahe dem Endziel meines Lebens, mir sage:

„Zu schreiben war auf Erden
Fast glaub' ichs mein Beruf."

Digitized by Google

II.

Wie das so gekommen ist? Das ist eine lange, seltsame und abenteuerliche Geschichte. Ihr Beginn fällt eigentlich in den November des Jahres 1852. Aber ich greife noch etwas weiter in die Vergangenheit zurück, auf frühere Handlungen und Erlebnisse, durch welche die, von denen mein Schriftstellertum seinen Ausgang nahm, erst herbeigeführt und motiviert worden sind.

Durch das Revolutionsjahr, dessen Vorgänge mich nur zu sehr in Mitleidenschaft gezogen hatten, und durch des Vaters und gütigen Erhalters unerwarteten Tod waren meine künstlerischen Studien plötzlich unterbrochen worden. Ich hatte die mir zu diesen vergönnt gewesenen Jahre leider sehr ungenügend ausgenutzt. Dank einem zeittötenden, träumerischen zersplitternden Treiben und einem recht verkehrten Atelierunterricht durch den damals in Berlin hochgeschätzten, von Schülern überlaufenen Meister, Bildnismaler Professor Otto, war ich in meiner künstlerischen, besonders meiner kunsttechnischen, malerischen Ausbildung noch recht weit zurück geblieben, als ich mich

Digitized by Google

gänzlich auf meine wenig geübte eigene Kraft gestellt sah, um den harten Kampf ums Dasein aufzunehmen. Natürlich erfuhr ich zunächst meist empfindliche Niederlagen darin. Außer jener Unfertigkeit trug der zum Teil vom Vater ererbte, zum Ueberfluß auch noch reichlich mit der Muttermilch eingesogene, Hang zum romantischen Idealismus, verstärkt durch einen schon seit dem ersten Jünglingsalter leidenschaftlich gepflegten Kultus Jean Pauls, viele Schuld an meiner praktischen Untüchtigkeit, die ich auf Schritt und Tritt im Leben schmerzlich zu erproben hatte. Aber andererseits entsproßte mir doch wieder zum Teil aus denselben Wurzeln die tröstliche Fähigkeit, Honig selbst aus den schlimmsten Bitternissen dieses Daseins herauszufinden und zu saugen; auch aus denen, welche ich denselben Eigenschaften und Sinnesrichtungen verdankte. So hatten sie den stärksten Anteil an einer, wie meine Verhältnisse lagen, ganz unverständigen unverantwortlichen Handlung, an meiner, im noch lange nicht vollendeten fünf und zwanzigsten Jahr, gerade in einer Zeit der gänzlichen Mittellosigkeit geschlossenen, echt romantischen Heirat. Zu einer Zeit, da ich und mein schöner braunäugiger, schwarzlockiger, schlanker achtzehnjähriger Schatz buchstäblich nicht „ein Bettchen, ein Tischchen, einen Stuhl" unser eigen nennen konnten. —

Wir haben nichts umsonst im Leben und werden für unsere Handlungen belohnt und bestraft durch deren Konsequenzen. Ich habe das damals gründlich an meiner

Digitized by Google

eigenen Haut erfahren! Aber trotz des kümmerlichen und beengten Daseins, der Entbehrungen härtester Art und des nothgedrungenen Verzichtes auf manchen kühnen und schönen Jugendtraum, auf die höhere künstlerische Thätigkeit, auf fast allen den ehemals gewohnten Verkehr mit geistig verwandten Genossen und auf jeden gesellschaftlichen Genuß empfand ich die Freuden, welche mir aus jenem „thörichten Schritt" erblühten, noch viel stärker, als die Leiden und Schmerzen, die er zur natürlichen Folge hatte. Mit einem aus Schauder, Lust und Rührung eigentümlich gemischtem Gefühl, denke ich heute noch an die Jahre 1849, 1850, 1851, 1852, jene Jahre des Elends, des Hungers, des vergeblichen Ringens, der Demütigungen, mit ihrer durch das alles dennoch nicht zerstörten Fülle reinen menschlichen Glückes zurück.

Wie ich mit den Meinigen diese Zeiten überstanden habe, schon allein rein physisch, körperlich überstehen konnte erscheint mir heute kaum begreiflich. Ohne jenen romantischen Idealismus, welcher der heutigen Generation gründlich abhanden gekommen, unverständlich, ein Spott und Gelächter ist, und ohne des geliebten Weibes unverwüstliche markige frische Jugendkraft und Elasticität, seine Rassenatur seine Voraussetzungs- und Anspruchslosigkeit, Arbeitslust und Tüchtigkeit hätten wir unrettbar zu Grunde gehen müssen.

Es ist wahr: selbst für einen Romantiker meines

Digitized by Google

Schlages bot dies Leben, das in allen Punkten von einer wohlgeordneten, gut bürgerlichen Existenz, wie sie sein soll, so gänzlich abwich, und in seiner ganzen Gestaltung es an Abenteuerlichkeit mit jeder kühnen Erfindung Tiecks oder Jean Pauls aufnahm, in dieser Hinsicht „des Guten" das diesen Namen wenig verdient, fast zuviel. Mich hatte von jeher Ludwig Tiecks, heute wohl nur noch von Wenigen gekannte Novelle „Des Lebens Überfluß" ganz besonders entzückt. Nun schienen mir so manche der darin gemalten, mit so feinem raffiniertem poetischem Reiz umwobene, Situationen des weltverborgenen jungen Ehepaars, dessen gänzliche Besitz- und Mittellosigkeit von der unsrigen sogar noch übertroffen wurde, in meinem eigenen Dasein treulichst verwirklicht. Ich entsinne mich noch, daß ich einmal, wo uns jeder Spahn Holz und jeder Groschen, es zu kaufen, mangelte, um etwas Feuer zum Wasserkochen auf dem Herde machen zu können, mit dem kleinen Küchenbeil auf den Boden des Hauses ging und von den zu Tage liegenden dicken Dachbalken die erforderlichen Stücke abspaltete. Und plötzlich trat die Szene aus jener Novelle vor meine Phantasie, wo der junge Gatte in ganz ähnlicher, aus Holzmangel entstandener Notlage, dem hölzernen Treppengeländer mit der Axt zu Leibe geht, — und die ganze sorgenvolle Stimmung war mit einem Schlage in das heiterste Behagen verwandelt! —

L. Tieck macht in dieser Erzählung, — einer der erlesensten Perlen seiner Novellendichtung — von dem Recht des

Digitized by Google

Poeten Gebrauch: das Glück des romantischen zärtlichen Paares läßt er weder durch Krankheit getrübt noch durch die normalen natürlichen Konsequenzen eines gesunden richtigen Eheglücks, die Geburt eines Kindes, unterbrochen, verschoben, zunächst beeinträchtigt und erschwert werden. Ja er hält nach der uraltbewährten auch von unsern Neusten (siehe meines werthen Freundes Philippi „die kleine Frau") noch immer nicht völlig abgeschworenen Poetensitte, sogar den reichen Onkel aus der Fremde in Reserve, der zur rechten Zeit als die Not am höchsten ist, mit der großen wohlgespickten Börse erscheint, alles verzeiht und allem Elend für immer ein frohes Ende bereitet. Wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn in der Komposition unserer realisierten romantischen Novelle die gleichen Kunstgriffe zur Anwendung gekommen wären. Aberd er wohlsituierte liebe Freund, der einzige Mensch in dessen Sinn, Art und Fähigkeit es gelegen hätte, bei uns die Rolle des „Onkels aus Amerika" zu spielen, saß eben damals nach der Niederwerfung des Badenschen Aufstandes, an dem er sich werkthätig betheiligt gehabt hatte, in Rastatt gefangen. Wenn der zum Tode durch Pulver und Blei Verurteilte auch begnadigt wurde, so öffneten sich für ihn die Gefängnisthore doch nur, um ihn — nach Amerika zu entlassen. Er konnte „nichts thun, als uns beklagen", da er zu schwach oder richtiger: zu arm zum Helfen geworden war.

Dafür aber war bei uns weder der schlimmste Gast

Digitized by Google

in solchen Lebenslagen wie die unsern, die Krankheit, noch der erste Sprößling ausgeblieben. Um das Maß voll zu machen, stellten sie sich ziemlich genau zur selben Zeit in unsrer Dachwohnung in der Universitätsstraße 2, ein. Und mit ihnen kam eine grimmige Januarkälte, wie wir sie selten in Berlin gehabt haben. Dabei kein dienstbares hilfeleistendes Wesen, kein Geld, kein Holz und wie damals in ganz Berlin, keine Wasserleitung in der Wohnung. Im Hof drei oder vier Treppen tiefer, vom Brunnen mußte das in den Krug oder Eimer gepumpte Wasser geholt und herauf getragen werden. Dort unten am Hauklotz hatte man die im nächsten Verkaufskeller für einige Groschen erstandenen Holzscheite zum Gebrauch klein zu spalten, um sie dann ebenfalls zu unsrer Höhe zu schleppen. Im vollen Gebrauch meiner Glieder und durch den in der Situation liegenden Humor über das Peinliche und Unbequeme aller dieser groben häuslichen Dienste glücklich hinaus gehoben, hatte ich dieselben ohne besondern Kummer oft genug selbst verrichtet.

Aber eines Januarmorgens, — es war der fünfte nach der glücklichen Geburt unsers ersten Kindes, das vergnüglich mit vollen Zügen aus seiner natürlichen überreich spendenden Nahrungsquelle gesundes kraftvolles Leben trank, — sah ich beim Erwachen die Kerzen flammen wie durch einen roten Nebel, fühlte Kopf und Körper in Fieberhitze glühen, vermochte kein Bein zu heben, um nur aufzustehen.

Digitized by Google

Was thun?! Die junge Mutter erhob sich aus ihrem Wochenbett, stieg statt meiner, im Dunkel des eisigen Wintermorgens die Treppen hinab und besorgte alle jene Hausgeschäfte, die bis dahin ich auf mich genommen hatte, holte und trug das Wasser und das Holz 2c. Ich aber lag Wochen auf Wochen, beinahe zwei Monate lang an einer Gefäßentzündung des Beins fest danieder und mein geliebtes, „jung Genoß“ that Tag für Tag das gleiche Werk und — wie viel andres noch! und das alles ohne je den geringsten Schaden an der Gesundheit ihres herrlich erblühten Leibes zu nehmen. Die kluge Dorothea sagt schon mit Recht von den Plagen, Schmerzen und Sorgen der Mutter, „wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret“: „Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde.“ Aber wie viele junge Frauen wären zu finden, die jene verzwanzigfachte der meinen so zu ertragen vermöchten, wie letztere?! —

Man sieht, das Leben nahm uns recht bald schon in eine harte Schule und was es thun konnte, mir die Lust an allen Versuchen der Verwirklichung romantischer Thorheiten und Tollheiten für immer auszutreiben, das hat es damals redlich gethan. Ob aber mit vollständigem Erfolge? Ich habe Gründe wie Brombeeren, daran zu zweifeln. —

Nicht nur das eigne Privatschicksal, die stete Not und Sorge mit allen sonstigen Leiden, unter denen man

Digitized by Google

zuweilen erliegen zu müssen meinte, verdarb mir allmählich doch den Humor. Auch die öffentlichen Zustände in jenen düstern Jahren der triumphierenden Reaktion thaten das ihrige dazu. Wie hätten wir, die wir die Märztage und die nächstfolgenden Monate mit vollem Bewußtsein, mit einem, uns heut ziemlich kindlich und thöricht dünkenden, damals uns doch so wohlbegründet erscheinenden, ehrlichen, freudigen Enthusiasmus durchlebt hatten, anders als mit bitterm Schmerz und Grimm erfahren und sehen können, was wir in der trostlosen Zeit von Mitte 1849 (der Kapitulation von Világos) ab in Berlin und in ganz Deutschland sahen und erfuhren?! Hier in der Hauptstadt war Niemand vor den peinigenden Chicanen der Polizei gesichert. In der Erzeugung und Erhaltung der allgemeinen Erbitterung schien jeder ihrer Beamten zu wetteifern und die Erfüllung einer seiner ersten wichtigsten und jedenfalls den sichersten Lohn verheißenden Pflichten zu sehen. Das Tragen eines Schlapphutes als Kopfbekleidung genügte schon, um jeden Mann verdächtig zu machen. Ein harmloses rotes Band auf dem Strohhut, am Kleide oder um den Hals eines weiblichen Wesens erhob die Trägerin zu einem des scharfen Beobachtens und Verfolgens werten Gegenstand für jeden Schutzmann. — Ich hatte einmal in den Nachmittagsstunden (im Jahr 1849) auf dem Schloßplatz auf meine Frau gewartet, die eine Besorgung in dem Eckhause der Breiten Straße zu machen hatte. Ihr Aufenthalt drinnen zog

Digitized by Google

sich wohl eine Viertelstunde lang hin. Während deß ging ich längs des Schlosses auf und ab. Plötzlich sah ich mich von einem Schutzmann in dem bekannten Ton angesprochen (selbstverständlich krönte und deckte mein Lockenhaupt kein Cylinder!): Was ich hier zu suchen hätte? Ich warte auf meine Frau. Das könne jeder sagen; augenblicklich mit zur Wache. Bald war eine rasch anwachsende Menschenschar um uns versammelt und von diesem Gefolge begleitet, ging es zwischen zwei Schutzmännern über Schleusenbrücke und Werderschen Markt, die Kurstraße hinunter bis zum Spittelmarkt zum dortigen Polizei-Wachtlokal. Ich gab dem mich inquirierenden Wachtmeister meine Wohnung an und das Haus, in dem meine Frau sich befand. Aber man hielt mich wohl dreiviertel Stunden lang fest, bis die nach dort und dorthin abgeschickten Boten mit der Bestätigung der Richtigkeit meiner Aussagen zurückkehrten. Mit der herausgeschnarrten Vermahnung, nicht noch einmal so am hellen Tage auf offner Straße auf und ab zu bummeln, da man mich in solchem Fall wegen „arbeitlosen lüderlichen Umherstreichens“ unweigerlich einstecken würde, sah ich mich widerwillig entlassen. Eine angenehme Gegend, dies Berlin der Aëra Hinkeldey-Stieber-Patzke! — Wenn ich ihrer gedenke, überkommt es heute mich immer wie ein physischer Ekel. Und dann die Nachrichten von draußen in der Welt, von Idstedt, Fridericia, Bronzell, Warschau, Olmütz, der Pontonbrücke von Boitzenburg . . .!

Digitized by Google

Jetzt erst schien jenes Wort G. Herweghs wirklich Wahrheit geworden, das er etwas verfrüht schon im Frühsommer 1848 nach der Wahl des Reichsverwesers gesungen hatte: „Schließt euch, schließt euch Hoffnungsblüten, denn ihr war't zu früh erwacht, und Europa deckt noch einmal starr und kalt die alte Nacht." Ein finstrer Nebel schien über alle öffentlichen Zustände ausgebreitet und nirgends zeigte sich ein tröstliches Zeichen, das auf einen kommenden hellen Tag, auf ein Abschütteln des lastenden erstickenden Drucks, auf ein neues Erwachen der Volksseele hingedeutet hätte.

Doch wir hatten gerade in dieser schlimmen Zeit eine solche Last von eignen kleinen und großen Privatsorgen zu tragen, daß allmälig die Bekümmerniß um den tiefen Fall des Vaterlandes und die politische Misère dagegen zurücktreten und darüber fast vergessen werden mußte. Jeder Tag brachte die große traurige Wahrheit von neuem zum Bewußtsein, welche Wilhelm Busch mit lapidarer Knappheit in den Vers zusammenfaßt: „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist manchesmal nicht unbegründet." Ach nein! Wie so manche Tage sind uns damals vergangen, wo alles Suchen danach vergeblich blieb, wo wir sie schlechterdings nicht zu finden vermochten. Der Traum, durch die Malerei etwas zu erwerben, erwies sich als gänzlich unerfüllbar. Wovon sollten allein schon die nächsten Auslagen bestritten, die Materialien beschafft werden? Wer sollte bei meiner völligen Vereinsamung,

Digitized by Google

Namenlosigkeit und Verlassenheit, darauf verfallen, bei mir ein Portrait oder ein Bild zu bestellen?! Einige Hilfe versprach und gewährte das Zeichnen. Papier, Bleistift und Kreide waren schon weniger unerschwinglich. Die Gelegenheit zu einem Erwerb dadurch bot mir zunächst weder ein Kunsthändler noch das Publikum, sondern ein Bildhauer.

In den Jahren meines Atelierstudiums hatte ich im Malen wenig mehr gelernt, als ein ziemlich ähnliches, aber recht glatt und hart behandeltes Portrait mit schweren Schatten technisch unvollkommen zustande zu bringen. Aber ich war dort wenigstens zu einem festen und sichern Zeichner nach dem lebenden Modell, und somit selbstverständlich erst recht nach unbeweglichen Gegenständen, nach Gebäuden und plastischen Werken, ausgebildet worden. Damals befand sich die Photographie noch im Kindheitsstadium ihrer Entwicklung. Es gelang ihr noch schwer, genügende Aufnahmen selbst von plastischen Werken zu machen. So war den Bildhauern zuweilen ein Künstler willkommen, der ihnen treue Zeichnungen von ihren Gipsmodellen und fertigen Marmor- und Bronzewerken zu liefern verstand. Ein Freund meines oben genannten Meisters Otto war der Bildhauer Theodor Kalide. Ich hatte ihn schon in den vierziger Jahren bei diesem und näher noch in dem merkwürdigen Kreise hochbegabter geist- und talentvoller Männer, Philosophen, Theologen, Schriftsteller, Poeten, Maler und Bildhauer,

Digitized by Google

deutscher, russischer, französischer, belgischer, schwedischer Nationalität kennen gelernt, der sich seit 1845 bis zum „tollen Jahre" während der Winter allabendlich in der Bierstube von Scheible, im Eckhause der Markgrafen- und Französischen Straße, zusammen zu finden pflegte. Unvergeßliche Abende, deren gleichen ich nie und nirgends wieder erlebt habe. Dort empfangene Eindrücke, dort gemachte Bekanntschaften haben nicht nur auf mein ganzes geistiges Leben, sondern auch auf mein Schicksal während der Folgezeit den stärksten, nachhaltigsten, bestimmendsten Einfluß geübt. Kalide war eine im wahrsten Sinne geniale Künstlernatur. Unter den Schülern Christian Rauchs eine der originellsten. Aber seine glühende Sinnlichkeit, sein Haß und Trotz gegen alle Schranken, welche die Ordnungen und Sitten der modernen bürgerlichen Gesellschaft dem freien vollen Sich-Ausleben der genialen Persönlichkeit gesetzt haben, brachten ihn um alle Möglichkeit, seine große Begabung mit gleich großem praktischem äußerem Erfolge zu bethätigen, wie z. B. sein viel talentärmerer Landsmann und Studiengenosse Kiß. Der, von Kalide, noch in Rauchs Werkstatt aber ganz selbständig, modellierte sterbende Löwe für das Grab-Denkmal Scharnhorsts auf dem Berliner Invalidenhaus-kirchhof, seine prachtvollen Hirsche für die Thorpfeiler eines großherzoglich mecklenburgischen Parks, seine, an reiner, naiver, lebendiger Schönheit und Grazie der Com-

Digitized by Google

position, der Linienführung und Formengebung bei vollendeter Naturwahrheit in allen Einzelheiten unerreichte Brunnengruppe des „Knaben mit dem Schwan“, und eine dekorative Kolossalvase mit den Gestalten der huldigenden Provinzen für König Friedrich Wilhelm III., das waren damals noch ziemlich die einzigen bildhauerischen Schöpfungen dieses wunderlichen Künstlers, welche seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatten. Von einer Studienreise und längerem Aufenthalte in Italien nach Berlin zurückgekehrt, trat er im Winter 1845—46 in jenen Kreis bei Scheible ein. In seiner wilden, feurigen, überschwenglichen Begeisterung für Michelangelo, gegen dessen Kapellendecke, dessen Moses und dessen Mediceer-Grab-Denkmale alles andere in Italien Gesehene für Kalide zurücktrat, suchte er vergebens nach Worten, um dem, was er empfand, den ihm genügenden Ausdruck zu geben. Er prustete und sprudelte seine fragmentarischen Schilderungen und Interjektionen in so wunderlicher Weise heraus, daß der Effekt immer ein überwiegend komischer war, wie ehrlich auch sein Enthusiasmus und wie tief sein künstlerischer Sinn auch in das Wesen jenes Gewaltigen und seiner Gebilde eingedrungen sein mochte. Seine Erscheinung trug ihren Teil zu diesem unbeabsichtigten Eindruck bei. Auf dem Halse der unter mittelgroßen Gestalt saß ein schmaler Kopf mit glattem, braunem Haar, hoher Stirn und langer, gekrümmter, aber unten mehr rundlicher als spitzer Nase, die fast bis auf die etwas ein-

Digitized by Google

gezogenen und immer wie von Mißmut, Hohn und Verachtung gekräuselten, mit einem kurzen Schnurrbart bedeckten, Lippen herabragte. Seine kleinen tiefliegenden dunkeln Augen blitzten durchdringend unter den starken Brauen hervor. Wie Kiß stammte auch er aus den oberschlesischen Bergwerksdistricten. Sein Vater war Hütteninspektor in Gleiwitz. Der Sohn war für den gleichen Beruf bestimmt worden, aber sein bildnerisches Talent bethätigte sich bald so entschieden, daß er von der Berliner Gewerbe-Akademie in die Werkstatt des alten Schadow übertreten durfte, um die Bildhauerei zu studieren. Unter Rauch setzte er seine Studien fort. Der Gatte seiner Schwester, als tüchtiger Verwaltungsbeamter in Berg- und Hüttenwesen erprobt, Namens Winkler, wurde nach deren Tode, der Mann einer (ich glaube ebenfalls verwittweten) Grubenbesitzerin von enormem Reichtum in Myslowicz und dann der Vater jener vielumworbenen Erbin, welche sich im Jahr 1854 oder 55 dem Lieutenant v. Thiele aus Danzig vermählte, dem späteren Stammvater der töchter- und millionenreichen Familie v. Thiele-Winkler. Kalides ehemaliger Schwager Winkler ließ den Künstler nicht ohne Aufträge. Aber er fühlte ihm, dem unverbesserlichen Zigeuner, gegenüber immer den Stolz und die lächelnde Ueberlegenheit des praktischen Mannes von streng geregelter Lebens- und — Buchführung, von gesichertem schwerem Besitz und Vermögen, der aus seinem Princip: „Euch Künstler muß man kurz halten, sonst schlagt ihr über die

2*

Digitized by Google

Stränge," nie ein Hehl machte und sein Verhalten zu dem so ganz entgegengesetzt gearteten Schwager dadurch bestimmen ließ. Nie war er zu bewegen, der chronischen Finanznot Kalide's einmal gründlich abzuhelfen. Er hätte befürchtet, ihn dadurch in seiner Kunst viel eher zu schädigen als zu fördern. Der bittre grimmige Aerger darüber nagte und zehrte beständig an des Künstlers Seele und machte sich in jedem Gespräch mit seinen Freunden rückhaltlos in kaum minder heftigen als den gegen Rauch geschleuderten, Invectiven gegen die reichen, herzlosen Kunstbarbaren Luft. Es war viel Uebertriebenes darin. Winkler hatte ihm die Ausführung einer Modellskizze von der verwegensten Composition in Marmor und in Lebensgröße bestellt, der Gruppe der „Bachantin auf dem Panther", welche nun seit manchen Jahren schon aus dem Besitz der Thiele-Winklerschen Familie in den der Nationalgalerie übergegangen ist. Ebenso dankte Kalide an erster Stelle ihm den großen Auftrag zur Modellierung und Herstellung des Kolossaldenkmals, welches in Gleiwitz oder Königshütte dem, um die Entwickelung der Berg- und Hüttenindustrie Oberschlesiens so hoch verdienten, ehemaligen preußischen Ministers von Rheden errichtet werden sollte. —

Mein Verkehr, der aus jenen Scheibleschen Abenden in den Jahren 1846 und 47 und aus dem Ottoschen Atelier her datierte, mit dem, um dreiundzwanzig Jahre älteren, Künstler war seitdem wohl unterbrochen gewesen,

Digitized by Google

aber nie völlig eingeschlafen. Kalide war als echter Zigeuner gutmütig, hochherzig und half trotz eigener Bedürftigkeit wo er helfen konnte. Aber dies Können war ein sehr beschränktes. Am Abend nach meiner Trauung hatten wir mit ihm ein Glas Bier in der, damals hinter dem nun verschwundenen Schinkelschen Thor zur neuen Wilhelmstraße gelegenen, Bierstube getrunken — unser ganzes Hochzeitmahl. Im Sommer 1850 bat er mich, für ihn eine Zeichnung nach dem inzwischen der Vollendung schon ziemlich nahe gebrachten Kolossalmodell der Rheden-Statue in seiner Werkstatt auszuführen. Letztere befand sich auf dem Hof des ersten Hauses an der Nordseite der Linden, Nr. 78, Ecke des Pariser Platzes. Neben dem großen Arbeitsraum lag ein kleines niedriges Zimmer, das Kalide als Wohn- und Schlafraum diente. Eine kaum glaubliche Wüstheit und Unordnung herrschte in dem halbdunkeln Raum, den ein weibliches Wesen mit Besen, Schrubber, Wedel, Wischtuch nie betreten zu haben schien. Der Bewohner aber fühlte sich dadurch nicht im Mindesten geniert. Gleichzeitig oder richtiger gesagt: abwechselnd, mit der Arbeit an jenem Modell hatte er mit feurigem Eifer auch die am Hilfsmodell und dann an der dem Marmorausführung der Bachantingruppe fortgesetzt. Letztere war bestimmt, im folgenden Jahr zu der ersten großen Weltausstellung zu London gesendet zu werden, welche schon 1850 die Industriellen und Künstler aller Länder in lebhafte Erregung versetzt hatte und die

Digitized by Google

gesammte Kulturwelt mit gespannten Erwartungen erfüllte. Die von energischem, glühendem Leben durchpulste, nackte, üppigschwellende Gestalt der trunkenen Bachantin, die sich in einer nur für den flüchtigsten Moment möglichen, Stellung mit dem Rücken auf dem des Panzers wälzt, und ihn den Trank des Dionysos aus der von ihrer Hand herabhängenden Schale schlürfen läßt, war im Herbst dieses Vorjahres der Ausstellung bereits ziemlich fertig herausgearbeitet. Es war eine Lust, Kalide bei dieser Arbeit mit Hammer und Meißel zu sehen. Seine ganze Seele war dabei, die Welt um ihn herum vergessen. Kam es aber zum Gespräch, während er meißelte und ich zeichnete, so überraschte er mich immer von Neuem durch seinen naiven Tiefsinn, durch die Hoheit seiner Kunstanschauungen, durch die schöne Freiheit und Kühnheit seines Geistes, die Echtheit und Wärme seiner Begeisterung für seine künstlerischen Ideale und seine Lieblingsmeister der bildenden Künste und der Dichtung. Aber die traurige Gewohnheit, die ihm in seinen letzten Lebensjahren so üble Früchte getragen hat, sein Arbeitsfeuer auch aus der Flasche zu nähren und, wenn es am Wein mangelte, auch die mit Nordhäuser Korn gefüllte nicht zu verschmähen, hatte leider schon damals Gewalt über ihn. —

Ich zeichnete außer jener Statue, die ich dann auch noch zu lithographieren beauftragt wurde, die Bachantingruppe und das ältere berühmte Werk Kalide's, den „Knaben mit dem Schwan". Die Zeichnungen der beiden

Digitized by Google

letzteren waren im Auftrag des illustrierten Londoner Ausstellungsblatts „The Expositor“ ausgeführt, welches Holzschnitte der bedeutendsten angemeldeten Kunstwerke zu veröffentlichen beabsichtigte. Während jener Zeit meines Arbeitens in Kalide's Werkstatt wurde ihr und ihm einmal die Ehre eines Besuchs des Königs mit kleinem Gefolge zu theil. Friedrich Wilhelm IV. war in ungemein gnädiger Stimmung und Laune. Trotzdem er bei seiner Kurzsichtigkeit und bei der hier vorliegenden Unmöglichkeit weiteren Abtretens von der über 10 Fuß hohen Statue sie schlechterdings nicht als Ganzes zu überschauen vermochte, und sich ihr ganz dicht nähernd, durch das Lorgnon in seiner Hand nur die Füße und einen Theil der Unterschenkel betrachten konnte, spendete er dem Autor des Werks doch freigebig die schmeichelhafteste Anerkennung des hier von ihm Geschaffenen. Auch ich empfing davon für meine Zeichnung danach ein vollgemessen Teil. Vater Wrangel aber, welcher seinen königlichen Herrn begleitet hatte, schien sich gar nicht losreißen zu können von der Betrachtung der „Bachantin“, über welche des Königs Urteil sich auf die Worte: „Nicht wahr, sie ist doch besoffen?“ beschränkt hatte. — „So idyllisch, so romantisch. Aeh . . . Aeh . . .“ lautete, von sehr ausdrucksvollen Handbewegungen begleitet, das des Oberbefehlshabers in den Marken. —

Die damals dem Meister dieses verwegenen Werkes erwiesene königliche Gunst ist für ihn ohne weitere Folgen

Digitized by Google

geblieben. Er war kein Mann und Künstler nach dem Herzen Friedrich Wilhelms IV. Aber auch im andern Fall wäre sein geradezu feindliches Verhältniß zu Christian Rauch, der, als höchster Ratgeber in künstlerischen Angelegenheiten, auf seinen König den mächtigsten Einfluß ausübte, immer ein unüberwindliches Hindernis der Beauftragung Kalide's mit einer königlichen oder staatlichen bildhauerischen Arbeit gewesen.

Wir hatten damals (April 1850) die Wohnung in der Universitätsstraße mit einer im Hofgebäude eines heute längst verschwundenen Hauses in der damaligen „Hirschelstraße", der heutigen Königgrätzer, zwischen der Köthener und Dessauer vertauscht. Ein solcher Umzug war bald bewerkstelligt. Unser ganzer Besitz an Möbeln und sonstigem Hausrat ließ sich leichter fortschaffen als das abgebrochene Zelt eines Beduinen.

Diese Straße hatte ebenso wie ihre, „Schulgartenstraße" genannte, Fortsetzung zwischen Potsdamer Platz und Tiergarten, nur die Hälfte der jetzigen Breite. Die Stadt- oder Accise-Mauer begrenzte sie an der Ostseite. Hinter dieser Mauer ragten die schäbigen Häuser der „Communication" auf. Der Straßendamm war roh und unregelmäßig gepflastert. Statt eines Trottoirs zog sich ein nicht einmal chaussierter tiefsandiger Fußweg zunächst der Mauer hin. Die einzige Häuserreihe auf der Westseite bestand auf der Strecke zwischen dem armseligen kleinen alten Potsdamer Bahnhof und zu dem ent-

Digitized by Google

sprechend kümmerlichen Anhaltischen nur erst zu einem Teil aus schlichten ziemlich niedrigen städtischen Wohngebäuden, im Stil der ältesten in der Köthener- und Dessauerstraße, zum andern aus noch ganz ländlichen, weit in die Straße vorspringenden, tief liegenden Dorfhäuschen mit hohen Dächern. Auf der Strecke südlich vom Askanischen Platz bis zum Halleschen Thor wechselten Villen, alte malerisch verfallene Gartenhäuser von willkürlich launenhafter Bauart mit langen windschiefen Bretterzäunen und Mäuerchen. Dahinter dehnten sich hier prachtvolle große Privatgärten und Gemüseäcker bis zum ehemaligen weidenbeschatteten Landwehrgraben aus, der damals erst seit wenigen Jahren in den Schiffahrt-Kanal verwandelt worden war. Auf der nördlicheren Strecke, vom Askanischen Platz zur Köthener Straße hin, wurden die auch heute meist noch erhaltenen schönen Hintergärten im Westen durch die Hofgebäude der Bernburger Straße begrenzt. Das Fenster unseres einen Zimmers ging auf diese weite Gartenflucht hinaus. Ein Meer von grünen, im Frühling blütenbedeckten, Baumwipfeln breitete sich dort nach allen Seiten hin vor uns aus, das die sinkende Nachmittagsonne, das Laub durchdringend, in grüngoldigen Schimmer tauchte. Dieser Vorzug der kleinen Hofwohnung ließ uns ihre Enge und Dürftigkeit verschmerzen. Aber wir genossen diese nicht ungemischten Freuden nicht lange. Schon im Oktober desselben Jahres mußten wir das Quartier bereits wieder aufgeben, um es mit einem sehr viel unfreundlicheren,

Digitized by Google

häßlicheren in einem Hofgebäude der Schumannstraße zu vertauschen. Das hier verlebte Jahr vom Oktober 1850 bis Oktober 1851 und das ihm folgende Halbjahr, während dessen wir in einer noch traurigeren düsteren Hofwohnung in der Karlstraße hausten, gehören zu den schlimmsten, trostlosesten Zeiten jenes schlimmsten Abschnitts meiner damaligen Existenz. Ungesunde Wohnung, gleich ungenügende Ernährung, winterliche Erwärmung und Kleidung blieben nicht ohne verderbliche Wirkungen auf meinen, in meiner Jugend nie besonders festen, Gesundheitszustand. Aehnliche Leiden, wie sie mich im Januar 1850 aufs Krankenlager geworfen hatten, wiederholten sich und vernichteten meine Arbeitsfähigkeit von Zeit zu Zeit auf viele Wochen. Die beiden einzigen Freunde, die uns noch nicht ganz verlassen hatten, Kalide und mein Landsmann und ehemaliger Ateliergenosse, der Maler Ferdinand Gregorovius — kein Verwandter seines berühmten Namensvetters, des Geschichtsschreibers der Stadt Rom —, konnten uns beim besten Willen nicht helfen. Entfernter stehende Bekannte aus früheren besseren Zeiten ermüdeten bald genug darin. Aber Gregorovius hielt wenigstens bei uns aus und kam fast täglich zu vielstündigem Besuch. Ich hätte ihn um alles nicht entbehren mögen, und doch fühlte ich und mußte es mir selbst sagen: sein intimer Verkehr ist ein Unglück für dich. Er hegte keine Hoffnung mehr für sich, noch für uns. Ein vielbewegtes, an seltsamen Erfahrungen ungewönlich reiches Leben lag bereits

Digitized by Google

hinter ihm. Sein Vater war ein außerordentlich begabter phantasievoller, technisch geschickter Dekorationsmaler in Danzig, der auch auf dem Gebiet der Dioramen, der mechanischen Theater mit beweglichen Figuren, unterstützt durch drei Söhne, die Erben seines Talents, ganz originelle und merkwürdige Dinge geschaffen hatte. Ferdinand, der Aelteste, geb. 1818, also fast sieben Jahre älter als ich, der Stolz und die Hoffnung der Familie, war als seine künstlerische Ausbildung sich noch in ihren Anfängen befand, bald nach dem Beginne seines Studiums auf der Berliner Akademie, nach Polen hin zu reichen Adelsfamilien verschlagen, hatte auf Gütern und in Warschau einige Jahre als Zeichenlehrer, Architektur- und Portraitmaler gelebt und kam dann erst 1842 wieder hieher zurück, um seine so lange unterbrochen gewesenen Maler-Schulstudien wieder aufzunehmen. Aber trotz seiner schönen Begabung kam er nicht recht vorwärts. Er zersplitterte seine Kraft durch litterarische, theatralische und musikalische Passionen und steckte zugleich physisch sein Lebenslicht an beiden Enden an. Sechs Fuß hoch aufgeschossen, lang und schlank, mit feingeformtem, von seidigem, hellbraunem Haar umlocktem, geistvollem Gesicht, von nervösem, leicht erregbarem Naturell mit einem starken Hang zum Phantastischen, fehlte ihm körperlich und geistig das rechte gesunde Mark. Was er mit leidenschaftlichem Eifer ergriff, hatte ihn meist bald gelangweilt und ermüdet. Er ließ es liegen und verfiel wieder seinem

Digitized by Google

geistig angeregten Genuß- und Bummelleben, seiner Schlaffheit und Resignation. Wir hatten, seit er damals 1842 ein und ein halbes Jahr nach meiner Hieherkunft wieder nach Berlin kam, immer gute landsmännische Freundschaft gehalten; entweder auf demselben Flur oder in nahe benachbarten Häusern gewohnt und bis zu meiner Heirat stets an denselben Mittagstischen gespeist. Was ihn in der Dichtung, in der Musik, auf der Bühne zumeist begeisterte, war auch mir immer als das Höchste erschienen. Anfängliche Verschiedenheiten in unsern Anschauungen, Meinungen, Neigungen in Bezug auf die Meister und Werke der bildenden Kunst hatten sich im Lauf der Jahre ausgeglichen, indem ich mich allmählich zum Glauben an dieselben Götter, die er als die obersten verehrte, auch auf diesem Gebiet bekehrte da mir ihre tiefere richtigere Erkenntnis aufging. Seinen Shakespeare- und Beethovenkultus, seinen Enthusiasmus für Karl Seydelmann, als den größten Meister der Menschendarstellung im Schauspiel und für Pauline Viardot-Garcia als das alles überstrahlende Genie des Gesanges — des lyrischen wie des dramatischen (und des Spiels) auf der Opernbühne, — teilte ich in vollem Maße. Welche unvergleichlichen gemeinsamen Genüsse hatten wir dieser herrlichen Künstlerin während ihres langen Berliner Aufenthalts vom September 1846 bis Juni 1847, ihrem Gastspiel an der italienischen Oper in der alten Königsstadt bis Dezember 46, sodann im Königlichen Opernhause

Digitized by Google

vom 1. Januar 1847 ab und nach ihrer Wiederkehr im Januar 1848 zu verdanken gehabt! Damals 1847 im Frühling war mir das lange ersehnte Glück geworden, zu ihr und ihrem Gatten Louis Viardot hier in persönliche Beziehung zu treten und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die in ihren, erst viele Jahre später eintretenden, Folgen für mich zu einer der wichtigsten meines ganzen Lebens werden sollte. Pauline Viardot aber gehörte zu den Künstlerinnen, welche durch das persönliche Bekanntwerden mit ihnen, durch das Beobachten ihres Seins und Lebens außerhalb der Bühne, durch den geistigen Verkehr und Austausch mit ihnen in unserer Schätzung und Verehrung nur immer wachsen, und wachsen . . . Ich habe in meinem langen Leben nicht wenige hervorragende Künstlerinnen, Frauen von mannigfacher, glänzender Begabung kennen gelernt. Aber eine, deren Geistesgestalt an die Pauline Viardots herangereicht hätte, ist mir nicht begegnet. —

Die Wirkung dieser Frau, ihres Spiels und Gesanges und nicht zum Wenigsten auch ihrer Erscheinung, — die doch für viele, von uns deshalb leidenschaftlich gehaßte und verachtete, Männer und Frauen, als grundhäßlich galt, — war auf mich, gleich als ich sie zum ersten Mal als Amina in Bellini's Sonnambula in der Italienischen Oper sah und hörte, dieselbe übermächtige, völlig hinreißende gewesen, wie auf meinen Freund, der sie freilich schon zwei Jahre zuvor noch als Sennorita Garcia in

Digitized by Google

einem Concert, das sie hier auf der Durchreise nach Petersburg gab, gehört gehabt hatte. Dagegen war ich erst sehr allmählich dazu gelangt, den großen Künstler ganz so wie Gregorovius zu verstehen, so richtig zu würdigen und mich so wie er für ihn zu erwärmen, den er schon in den vierziger Jahren immer vor allen andern, — ähnlich wie Pauline Viardot-Garcia vor allen Frauen und Künstlerinnen, — bewunderte und verehrte, Adolf Menzel. Ich mußte zuvor von meiner Jugendbegeisterung für die Kunst des Cornelius, Schnorr von Karolsfeld, Wilhelm v. Kaulbach gründlich kuriert sein, ehe an deren Stelle auch auf meinen Hausaltar unser Menzel trat. Seitdem aber wich für mich, ebenso wie für Gregorovius, alles von deutschen Künstlern Geschaffene in den Hintergrund und Schatten zurück gegen die Holzschnitt-Illustrationen zu dem Leben Friedrichs des Großen, gegen die gelegentlich ausgestellten Zeichnungen, Oel- und Gouachebilder, gegen die Proben der damals von ihm ausgeführten, durch erstaunliche Leistungen der Holzschneidekunst facsimile vervielfältigten, Illustrationszeichnungen zur Prachtausgabe der Werke des großen Königs. Die Abdrücke der Schnitte beider Brüder Vogel, Müllers, Unzelmanns, Lütkes und der anderen Xylographen, nach diesen großen Meisterschöpfungen im winzigsten Raum und Maßstab, hingen auf den akademischen Kunstausstellungen von 1848 und 50 immer in dem schmalen Korridor neben dem langen Saal an der Lindenseite, tief unten, dicht über dem Boden. Wenn

Digitized by Google

wir Beide, um sie genau betrachten zu können, uns zuweilen fast niederknieen mußten, so war das für uns zugleich eine symbolische Handlung, welche nur unsern Empfindungen für den Zeichner entsprach. Leider nur fehlte uns Beiden, darüber mußten wir uns allmählich klar werden, um die Kunst in *seinem* Sinne zu betreiben, und *ihm* die Wege zum Olymp hinauf uns nachzuarbeiten, nicht viel weniger als alles, das genügende Talent sowie der Charakter. —

Während des Sommers von 1850 erschien auf der akademischen Kunstausstellung Adolf Menzels erstes größeres Oelgemälde, das reifste und in jeder Hinsicht vollendetste der von ihm bisher geschaffenen, „Die Tafelrunde Friedrich des Großen. Sanssouci 1750." Dies Meisterwerk seines originellen, reichen schöpferischen Geistes und seiner malerischen Kunst, mit dem er alles neben ihm überstrahlte und siegreich aus dem Felde schlug, brachte in jene, für mich und den Freund so triste, düstre, leid- und notreiche Zeit etwas wie einen tröstlichen, belebenden, erquickenden, wärmenden, geistigen Lichtschein, dessen Wohlthat wir mit inniger Dankbarkeit gegen den uns persönlich noch gänzlich unbekannten Spender und Urheber empfanden. —

Und noch ein zweites großes künstlerisches Ereignis, das für uns noch eine ganz andere Bedeutung als nur diese seine künstlerische hatte, fiel in den Sommer, genauer in den Frühling, den Mai 1850. Pauline Viardot kam nach Berlin, eingeladen, um in den ersten Vor-

Digitized by Google

ſtellungen des „Propheten“ von Meyerbeer, dem von der ganzen gebildeten Welt Berlins mit höchſter Spannung erwarteten muſikaliſchen Drama des, damals auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſtehenden, Schöpfers des „Robert“ und der „Hugenotten“, die Fides zu ſingen, welche ſie in der vorangegangenen Saiſon in der Großen Oper zu Paris „creiert“ und mit ſo ungeheuerm Erfolge geſpielt hatte. Meyerbeer, der ſehr wohl wußte, was er der großen Künſtlerin dankte, hatte ſeine Bewilligung zur endlichen Aufführung der ſo lange ſchon vergebens erharrt geweſenen, bereits von einem ganzen Geflecht von Legenden umrankten, vierten ſeiner großen Opern auf der Königl. Bühne ſeiner Vaterſtadt an die Bedingung geknüpft, daß die Fides auch hier von Frau Viardot übernommen würde. Ich ſehe uns noch, am Abend der erſten Aufführung in fieberhafter Erregung im Parterre des Opernhauſes ſtehen, — dem ſchönen menſchenwürdigen Parterre, das in einem ſitzloſen, ungefähr den Platz der jetzigen Bänke 10 bis 11 oder 12 einnehmenden, Raum quer durch die ganze Breite des Parkets, beſtand, und noch nicht, wie ſpäter und bis dieſen Tag, jene ſchmähliche Marterkammer unter dem bedrückenden, den Klang erſtickenden, darüber aufliegenden erſten Logenrange war. Der an Mitteln armen intelligenten, kunſtbegeiſterten Jugend zumal, wie den reiferen Männern und Frauen in gleicher Lage, war hier, falls ſie das Stehen nicht ſchreckte und anfocht, für ein ganz billiges Eintrittsgeld der in Bezug auf

Digitized by Google

das Hören und Sehen faſt meiſtbegünſtigte Platz im Hauſe zugewieſen; eine wahrhaft vornehme, einem Königlichen Theater angemeſſene und ehrenvolle Einrichtung. — Der Eindruck der Oper (Cichatſchnok gab den Johann von Leyden) blieb für uns hinter den Erwartungen zurück, trotz der unleugbaren dramatiſchen Macht ſo vieler Partieen ihrer Muſik; trotz des, alles damals Gewohnte weit überbietenden, Pomps der künſtleriſchen Ausſtattung und Inſcenierung, zu deren Wundern unter anderen auch die vielbeſtaunte und vielverſpottete erſte elektriſche Bühnenſonne gehörte, die über den Eisfeldern um das belagerte Münſter aufgeht. Die Wirkung der Fides der Viardot war deſto ungeteilter und gewaltiger. Aber — es „ging uns wider den Strich", ſie, die damals Achtundzwanzigjährige, als alte Frau und Prophetenmutter zu ſehen und zu hören. Wir dürſteten nach ihrer Norma, Adina, Amina, Roſina, Norina, Donna Anna und für alle dieſe, in unſerer Phantaſie unauslöſchlich nachleuchtenden, durch ſie früher verwirklichten Geſtalten, die tragiſchen und die ſonnig heitern Geſchöpfe der warmblütigen Italiener und des herrlichſten deutſchen Meiſters bot uns Meyerbeers Fides, die einzige damals hier von ihr gegebene Rolle, keinen genügenden Erſatz. Die Erinnerungen an unſere ſchönen, goldnen Tage in jener erſten Berliner Viardot-Garcia-Zeit und das Gefühl des gegenwärtigen ſo ganz entgegengeſetzten Zuſtandes kam hinzu, um dem Genuß

Digitized by Google

des nun von der Meisterin Gebotenen für uns ein starkes Quantum bitteren Wermuts beizumischen. Die frühere persönliche Bekanntschaft aus dem Jahre 47 mit ihr wieder anzuknüpfen, — davor mußte uns schon die sehr natürliche Scheu zurückhalten, uns unserer Göttin unter so verwandelten Umständen, wie unsere damaligen, vorzustellen. So ging das kurze Fides-Gastspiel vorüber, ohne daß wir sie gesprochen, ja außerhalb der Bühne auch nur — anders als ein paar Mal gelegentlich von weitem auf der Straße, ungesehen von ihr, — von Angesicht zu Angesicht geschaut hätten. Aber der Kultus für sie verlor nichts an Glut und Innigkeit auch während der folgenden Jahre; und zu unseren heißesten Wünschen und Lieblingsträumen gehörte nach wie vor immer und immer der, noch einmal im Leben zu ihr in nähere Beziehungen zu treten, für eine längere Zeit in ihrer Nähe zu leben, ihre Stimme hören, ihr Antlitz sehen zu können. . . . . Wer mir damals gesagt hätte, in welchem alles kühnste Hoffen weit überbietenden Maße mir im späteren Leben, aber zum Glück, als es noch keineswegs zu spät war, gerade diese Wünsche erfüllt werden sollten, ich würde ihm damals bitter ins Gesicht gelacht haben.

Doch zurück zu meinem langen Freunde Gregorovius und seiner Geschichte.

Abenteuerliche, echt romantische Glücksfälle hatten ihn in den Jahren 1845, 46 und 47 anscheinend aus aller Lebensnot herausgerissen und hoch emporgetragen. Alle

Digitized by Google

äußerlichen Hindernisse seiner weiteren künstlerischen Fortbildung sah er plötzlich durch die Hände hochherziger Gönner hinweggeräumt. Die Bahn war ihm freigegeben. Er trat als Schüler, — darin eben so falsch berathen wie ich selbst und mancher andere, — in das Atelier des Professor Otto ein, in dem auch ich arbeitete, ohne mir bewußt zu sein, in welcher grundverkehrten Richtung wir geleitet wurden, in wie thörichter Weise wir da unsere Zeit vergeudeten, in welcher Selbstverblendung wir dahin lebten, immer überzeugt, die einzig wahre Kunstlehre aus der reinsten Quelle zu schöpfen. Es hat lange gedauert, bis wir unsre Täuschung und Bethörung erkannten; und da war es bereits zu spät. Aber auch unter einer richtigeren Leitung, auch unter dem besten Pariser Meister wäre mein Freund nicht mehr sehr viel weiter gekommen. Gehörte er doch zu denen, von welchen Goethe gesagt hat: „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein.“ Nur zu bald nach den ersten enthusiastischen Anläufen erlahmte ihm die Kraft des Willens, vielleicht auch durch die unabweisliche Erkenntnis der Unzulänglichkeit des eigenen Talents. Er sank ökonomisch auf ein tieferes Niveau, als das zurück, über welches ihn jene Schicksalsgunst vermeintlich für immer herausgehoben hatte. Kümmerlich erwarb er wieder seinen Lebensunterhalt durch Lithographieren, durch Malen von Architekturbildchen in Aquarellfarben, Arbeiten von einer oft bewundernswerten Delikatesse der

Digitized by Google

Durchführung im winzigsten Maßstabe. Nicht wenige wurden ihm vom Könige abgekauft. Andre gelang es von Zeit zu Zeit durch Vermittelung seiner alten Gönner, auch nach deren völligen Lossagung von ihm, zu verwerten. Aber diese gelegentlichen bescheidenen Einnahmen waren doch nur immer „Tropfen auf heißem Stein." Die äußerste Not und Entbehrung blieb bei ihm wie bei uns der dauernde, selten unterbrochene Normalzustand. Gleichzeitig zehrte an seinem Leben ein Lungenleiden, dem er denn auch nach langer Qual am 22. Februar 1853 erlegen ist.

Seine lange Gestalt trat ziemlich regelmäßig gegen Abend bei uns ein. War einer von uns in den Besitz von einigem Gelde gelangt, so wurde ein von meiner Frau bereitetes sehr einfaches Gericht wie ein großes Festmahl gemeinsam genossen, zu dem wir die nöthigen Materialien, deren Preis freilich 50—75 Pfennige nicht übersteigen durfte, gemeinsam eingekauft hatten. Aber das waren immer nur Ausnahmsereignisse. Leidenschaftlich geführte Kunst- und Litteraturgespräche und Debatten oder gemeinsames Lesen, bei einem Glase Wasser, einer Tasse Kaffee oder Thee, einem Stück Brod und Speck, ließen uns indes auch solchen Mangel verschmerzen und vergessen. Leider nur lag auf allem, was der arme lange Freund that und sprach, immer der Druck tiefer todestrüber Schwermut, selbst in verhältnismäßig heiteren Stunden. Er verließ ihn auch draußen nicht bei unsern

Digitized by Google

gemeinsamen Ruderfahrten mit Weib und Kind auf den Wassern der Oberspree, des Teglersees und der breiten Pichelsberger Havelbuchten, nicht auf unseren Wanderungen im grünen Waldesschatten der Jungfernhaide und des Grunewaldes, noch in den traulichen, weiten, alten, baumreichen Moabiter Gärten, wo wir drei uns den mitgebrachten Kaffee, wie Werther seine grünen Erbsen, selbst auf dem Küchenherde kochten. Doch ehe man dazu gelangte, hatten wir uns erst mühsam durch die tiefen Sandwege in beschwerlicher Wanderung hindurch zu arbeiten, die damals jenseits der elenden Holzbrücke am Unterbaum begannen und, statt einer festern gepflasterten oder chaussierten Straße, sich längs der kleinen Tabagieen, Hütten, Birken- und Akaziengehölze, der Pulverschuppen und unter den alten hohen Linden und Eichen des „Gutshofs" bis zu den Gärten und Wirtschaften jenes Vororts, des Sonntagparadieses der Hökerinnen und Dienstmägde, hinzogen. —

Gewiß, unser armer Freund hatte allen Grund und alles Recht zur Schwermut. Er konnte sich kaum noch darüber täuschen, daß ihm ein früher Tod nach leidensvollen freudlosen Zeiten bevorstand. Beim Rückblick auf die hinter ihm liegenden Jahre aber mochte ihn das Bedauern, der geheime Schmerz über alle die unsinnig von ihm vergeudete Zeit und Kraft, über das verscherzte Glück und die selbst erfahrenen, wie die andern durch ihn bereiteten, Täuschungen ergreifen und an ihm nagen. Ohne

Digitized by Google

Einwirkung auf mich, der ich nicht weniger Ursache zum Trübsinn und zur Reue, wenn auch weniger natürliches Talent zu beiden, hatte als er, konnten diese Stimmungen des nächsten Freundes und täglichen Genossen meines Daseins nicht bleiben. Meine Sorgen waren noch ernster, meine Notlage war noch schlimmer, als die seinen, und meine Kränklichkeit erschien mir kaum geringer als die, unter welcher er litt. Nichts war natürlicher, als daß er mich mehr und mehr mit seiner mutlähmenden, deprimierenden Trost- und Hoffnungslosigkeit wie mit einer verderblichen Seuche ansteckte. Zum Glück sorgte mein dagegen gänzlich gefeites, „immunes" junges schönes Weib und mein blühendes Kind dafür, daß ich mich nicht so gänzlich dieser seelischen Krankheit, dem thatlosen Verzagen, hingeben konnte, wie er, der allein in der Welt dastand und nur sich selbst und seinem Willen leben konnte. —

Von Zeit zu Zeit fand sich doch hier und da ein kleiner Auftrag für mich. Zwar, wenn ich darum bitten ging, war es meist vergebens. So wagte ich mich einmal mit einer eben von mir ausgeführten großen Kreidezeichnung — sie stellte meine Frau in ganzer Figur mit dem nackten Kinde an der Brust dar, das sie glückselig lachend betrachtet, während sie es säugt, — zu Cornelius. Unter seiner Leitung wurden in jener Zeit die Wand- und Kuppelbilder in der neu erbauten Schloßkapelle gemalt. Ich wollte den, zehn Jahre früher von mir maßlos bewunderten, wie einen

Digitized by Google

Halbgott verehrten, Meister bitten, mich irgendwo und wie bei diesen Malereien oder den Cartonzeichnungen zu beschäftigen. Er wohnte in dem für ihn auf königlichem Terrain erbauten, nun längst schon durch unsern Reichstagspalast verdrängten, südlichsten der drei unter einander durch Bogengänge verbundenen Gebäude an der Ostgrenze des Königsplatzes, deren mittelstes die Galerie Raczinsky beherbergte. Ich wurde vorgelassen und fand Cornelius auf einem Gerüst stehend und mit der Kohle an dem Carton einer der symbolischen Riesengestalten zeichnend, die zu den für die Wände des Camposanto bestimmten religiösen Kompositionen gehörten und die Werke der Barmherzigkeit verkörperten. Der kleine Mann mit der scharf gekrümmten Adlernase, dem knochigen Antlitz, den tiefliegenden dunkeln, durchbohrenden, strengen Augen unter der mächtigen gebuckelten Stirn, den zusammengepreßten Lippen, dem ehernen Kinn, mußte jedem, gleichviel wie man sich innerlich zu seiner Kunstweise verhalten mochte, gewaltigen Respekt einflößen. Der gleichzeitige Anblick der von ihm gezeichneten schwärzlich grauen gespenstisch übermächtigen Kolossalgestalten auf den in dem unwirtlichen farb- und schmucklosen weiten kahlen Raum umherstehenden riesigen Cartons vermehrte noch diese Wirkung der Persönlichkeit des Meisters. Wenn ihn auch das Unterbrochenwerden in der Arbeit momentan etwas verstimmt zu haben schien, so zeigte er sich doch, nachdem er die ihm vorgelegte Zeichnung gesehen hatte,

Digitized by Google

ziemlich freundlich und gütig. Er eröffnete mir die Aussicht auf Beschäftigung bei jenen Arbeiten in der Schloßkapelle und versprach mir lächelnd, er wolle vor allem dafür sorgen, mir „den Braten in die Küche zu liefern.“ Ach, wir haben von diesem Braten niemals etwas zu sehen und zu riechen bekommen. Auch jene Malereien sind vollendet worden, ohne daß ich an ihren Cartons oder an ihrer Ausführung auf den Wand- und Kuppelflächen zu thun berufen worden wäre. — Ein Gruppenportrait, fünf fast lebensgroße Kniefiguren der Familie meines Hauswirts für die Miete von 60 Thalern gemalt, Lithographieen, was es auch immer sein mochte, — einmal waren es mehrere Tafeln voll Abbildungen uralter gänzlich ungeschmückter in Aegypten ausgegrabener Thonvasen für das große Werk von Lepsius, — Bildnisse von „Budikern“ und ihren werten weiblichen Angehörigen, für 20 Silbergroschen das Bildnis in zwei Kreiden, oder gegen Lieferung eines geringen Quantums Brot, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Speck, Schmalz oder Brennholz, und dann und wann eine Zeichnung für einen Bildhauer, für Kiß, für v. Prinz, nach einem von ihm ausgeführten Modell — darauf waren und blieben noch für lange Zeit meine künstlerischen Arbeiten beschränkt, mittelst derer ich doch nur eine sehr partielle Erfüllung der vierten Bitte für mich und die Meinigen zu bewerkstelligen vermochte. „Täglich“ wollte sich das Brot leider durchaus nicht einstellen, und dann wieder während mancher Wochen

Digitized by Google

erschien es uns in der gar zu buchstäblich genommenen Form des — trockenen Brotes. —

Nicht selten, zumal in den Monaten vor Weihnachten, gelang es meiner Frau besser, als mir selbst, dafür zu sorgen. Sie besaß, was die Franzosen die „mains de fée“ nennen, welche spielend reizende kleine Wunderwerke zierlicher, duftiger, geschmackvoller Nadelarbeit schaffen konnten. Eine ganz besondere Kunst und Uebung bewies sie im Anfertigen der gesammten Ober- und Unterkleidung von Püppchen und Puppen jeder Art und Größe, denen sie dann diese bunten schmucken Trachten, Hütchen u. s. w. aufs sauberste und netteste anzupassen wußte. Meist beschränkte sie sich auf die zerbrechlichste und gefälligste Gattung, die Wachspüppchen. Die Köpfchen mit Hals und Schultern, Brust- und Rückenstück, die Aermchen und Händchen, die Beinchen vom Knie ab und Füßchen aus „fleischfarbig“, zart rosig gefärbtem Wachs kaufte man damals vorzugsweise von einem Fabrikanten, einem sonderbaren Kauz, Herrn Zachäus, der sie in einmal hergestellten, nie veränderten Formen dutzendweise, von Nr. 0, der allerkleinsten Gattung, bis zu Nr. 6, ausgoß und die Gesichter mit blauen Aeuglein, blonden Haaren, roten Mündchen und Wänglein schmückte. Dieser Wachskünstler, — ich glaube es war ein früherer Lehrer, — wohnte weit über den Alexanderplatz hinaus, in der Lietzmannsgasse, deren Namen eben damals durch einen unter scheußlichen Nebenumständen ausgeführten grauenhaften Dienstmädchenmord einen un-

Digitized by Google

heimlichen Klang gewonnen hatte. Waren wir im November so glücklich, zwei oder drei Thaler zur Verfügung zu haben, so wanderten wir zu Zachäus, — eine wahre Reise! — kauften ein oder zwei Dutzend Wachsköpfchen und Glieder und in verschiedenen Zeug-, Band- und Posamentierläden das zur Anfertigung der Kleidchen und Hütchen erforderliche Rohmaterial. Dazu gehörte der weiße Glanzkattun und das Seegras für die „Bälge", d. h. die kleinen Leiber, an welche jene Wachstheile anzuheften waren, der weiße Linon für Unterröckchen und -Höschen, der bunte Jakonet und die leichteste farbige Florenceseide für Kleider, Jäckchen, Schürzchen, der weiße Tüll, die schmalen farbigen Seidenbänder zu Besätzen und Garnierungen. Mancher jener Wanderungen nach der fernen Lietzmannsgasse kann ich immer nur mit einem gewissen Schauer oder körperlichen Frösteln gedenken. Oft traf es sich so, daß, wie meistens in Berlin um diese Jahreszeit, abscheuliches Schlackwetter die Straßen mit aufgelöstem Schnee bedeckt hatte. Und die selten lückenlosen Stiefelsohlen gewährten diesem eiskalten Schneematsch des Bodens nur zu ungehinderten Zutritt zu den Füßen! . . . . . Die leeren „Bälge" aus Glanzkattun waren von den Händen meiner Künstlerin in fliegender Schnelligkeit genäht. Die hohlen Leiber galt es zunächst mit Seegras fest auszustopfen. Diese Hilfsarbeit behielt ich mir gewöhnlich vor. Zuweilen übernahm auch Gregorovius einen Teil davon. Sie konnte ganz mechanisch mit den Fingern

Digitized by Google

ausgeführt werden und zog weder die Gedanken, noch die Augen von andern Gegenständen ab. Ungehindert konnte ich während dieses Bälgestopfens bei dem spärlichen Licht einer Stearinkerze oder einer trüben „Studentenlampe" meiner, während deß an den Puppenkleidchen arbeitenden Frau aus den wenigen noch geretteten eigenen oder leihweise herbeigeschafften Büchern die großen Litteraturwerke vorlesen, von denen meine Seele zumeist erfüllt und begeistert war, die ganze Ilias und Odyssee, die meisten Dramen Shakespeares aus einem zerlesenen Leihexemplar der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung, deren Besitz noch aus meinen Knabenjahren stammte, Herrmann und Dorothea, Washington Irving, Carlyle, Tiecks Phantasus und Novellen, Dickens Romane, — von dem einst so heiß geliebten Jean Paul hatte ich mich bereits gänzlich und mit einer gewissen Erbitterung abgewendet. — War ein Dutzend Püppchen von jenen geschickten schlanken, mit wunderbarer Schnelligkeit arbeitenden Frauenhänden mit den selbstgefertigten lustig erfundenen Costümen bekleidet und lag bunt und sauber im flachen Spahnkorbe, so ging es an das wichtigste Geschäft. Wir wanderten mit dem zugedeckten, möglichst gegen Wind, Schnee und Regen geschützten, gefüllten Korbe zu den Kunden, den Puppen- und Spielwarenhändlern in der Friedrichs- und Königsstraße, um ihnen die zierliche kleine Ware zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich griffen sie mit beiden Händen zu. Sahen diese Kinderpüppchen doch gar zu hübsch, zu

Digitized by Google

unwiderstehlich aus. Aber die Preise, die dafür geboten wurden und angenommen werden mußten, waren darum nicht weniger erbärmlich. Der Ueberschuß, der Reingewinnst oder Arbeitsverdienst, der nach dem Abzug der Kosten für die notwendigen Materialien für das nächste Dutzend für meine Frau blieb, hatte wirklich kaum die auf die Herstellung verwendete Mühe und Zeit verlohnt. Am Weihnachtstage selbst, am Heiligabend, stand sogar die Abnahme durch jene Kunden überhaupt in Frage. Konnten sie doch in so später Stunde kaum noch auf Wiederkäufer rechnen. Was gab das dann ein trauriges Wandern von Laden zu Laden, unser Kleinstes auf dem Arm, durch die vom Winterwind gefegten oder vom Regen gepeitschten, vom herabrieselnden Schnee überschütteten Straßen, in die schon der festliche Kerzenschein der Weihnachtbäume aus so manchen Fenstern hinausstrahlte! . . . . Und aus jedem Laden wieder mit dem vollen Korbe heraus. „Nichts?“ — „Nichts. Sie sagen, sie können jetzt keine mehr brauchen!“ . . . . .

Digitized by Google

III.

Unſer Elend erreichte ſo ziemlich ſeinen Gipfel im März 1852. Eine hartnäckige lokale Erkrankung, die mich zwar nicht völlig bettlägrig machte, hatte mich doch ſeit den letzten Tagen des vorigen Jahres in jeder Arbeit geſtört und behindert. Endlich konnte ich meine untern Extremitäten wieder zum Gehen gebrauchen. Eines Tages, als wir völlig an der Grenze unſers Witzes angelangt waren, wo und wie wir auch nur das Allernotwendigſte herbeiſchaffen könnten, war ich ausgegangen, um noch einen letzten Verſuch zu machen. Das beſtimmte Vorgefühl, daß auch er vergeblich bleiben würde, hatte mich nicht getäuſcht. Nach mehreren Stunden kehrte ich mit ſo leeren Händen, wie ich ausgegangen war, zu unſrer Wohnung zurück. In deren Nähe, in der Karlſtraße höre ich mich von einem Herrn angeredet, der mir nicht ganz unbekannt war, Dr. Max Schasler, der damals ſehr ge-

Digitized by Google

fürchtete Kunstkritiker der Vossischen Zeitung und Herausgeber der Kunstzeitschrift „die Dioskuren“. Ehedem im Revolutionsjahr hatte er in Berlin eine gewisse politische Rolle als Redner in Volksversammlungen und Clubs gespielt; seit 1850 aber diese nicht ganz ungefährlich gewordene Beschäftigung wohlweislich mit der harm- und sorgenloseren des strengen Richters über die malerischen, bildhauerischen, architektonischen, zeichnerischen Thaten der Künstler vertauscht. — Er käme eben von meiner Wohnung, so sagte er; hätte mich aufgesucht, um mir eine Mitteilung und einen Antrag zu machen. Der Buchhändler Franz Duncker in der Johannisstraße beabsichtige eine große Kunstzeitung mit Holzschnittillustrationen heraus zu geben und er, Schasler, würde die Leitung übernehmen. Schon in der ersten Nummer wolle er mehrere Holzschnittbilder von interessanten hervorragenden Werken der Kunst und auch der Kunstindustrie geben, die bei uns im Allgemeinen noch so wenig gepflegt und entwickelt sei, noch so tief im Argen liege. Ihre Hebung sei einer der Hauptzwecke des neuen Unternehmens. Mich käme er zu fragen, ob ich geneigt sei, Holzzeichnungen gegen gutes Honorar nach den dafür bestimmten Werken auszuführen? Zunächst handle es sich um einige Arbeiten des Bildhauers Herrmann Heidel, eines nahen Freundes Franz Dunckers; reich mit sinnigen Reliefs geschmückte Modelle zu Pokalen und Humpen. Adolf Menzel sei bereit, bei dem Holzzeichnen mit seinem guten Rat zur Seite zu

Digitized by Google

ſtehen. Wenn ich einverſtanden ſei, ſo möchte ich Heidel in ſeinem Atelier beſuchen und das Nötige mit ihm verabreden. Ich könne auf ununterbrochene Beſchäftigung ſicher zählen. —

Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, mit welchem innern, ſchlecht verhehlten Jubel ich meine Bereitwilligkeit, auf den Vorſchlag einzugehen, erklärte. Fatal war es nur, daß mir auch nicht der kleinſte Vorſchuß von ſeiten des Bringers der beglückenden Botſchaft gezahlt werden konnte. Aber wenn auch mit nicht weniger leeren Händen, ſo konnte ich nun doch freudeſtrahlend mit einer Nachricht nach Hauſe eilen, die alle augenblickliche, bittre Not nur noch halb ſo ſchlimm erſcheinen und auch noch länger ertragen ließ.

Hermann Heidel (geb. 1810 zu Bonn, geſt. 1865 zu Stuttgart) war mir nicht unbekannt. Zählte doch auch er, ſo gut wie Kalide und wie Franz Duncker ſelbſt, zu den Genoſſen jener unvergeßlichen Abendſitzungen während der Jahre 1845—1848, der der Scheibleſchen Bierſtube, deren ich oben gedachte. Seitdem aber hatte ich ihn faſt gänzlich aus den Augen verloren; wußte jedoch daß er einer der Intimſten unter den Freunden des Dunckerſchen Hauſes ſei, die ſich um um deſſen Herrin, Frau Lina D. gruppierten. Dieſe, damals etwa ſiebenundzwanzigjährige Dame, ſollte durch ihre originelle Natur und Geiſtesart, bedeutende Männer von der verſchiedenſten Gattung, Richtung, Berufsart gleichmäßig anzuziehen und

Digitized by Google

zu fesseln, ja sich völlig sklavisch zu unterwerfen verstehen.

Heidel war unter den Bildhauern keins von den großen mächtigen, bahnbrechenden Talenten; aber, ein feiner poetischer erfinderischer Geist von natürlich edelm und durchbildetem Geschmack, gebot er über eine reiche Gestaltungskraft, großes Wissen und solides technisches Können. Anfänglich Mediciner, hatte er im fünfundzwanzigsten Jahr das Studium der Heilkunde mit dem der Bildhauerkunst in Schwanthalers Werkstatt vertauscht. Letztere, die mehr den Namen einer Statuen- und Denkmalsfabrik als eines Künstlerateliers verdiente, war wenig geeignet zur strengeren künstlerischen Erziehung. Heidel setzte seine Studien während mehrerer Jahre in Italien fort und wandte sich, nach Deutschland zurückgekehrt, nach Berlin, wo er seit 1843 dauernd seinen Wohnsitz nahm. Er fand hier zunächst ausreichende Beschäftigung bei der Ausführung der Sandsteinstatuen für das nach dem Brande neu erbaute Königliche Opernhaus, und die neue Schloßkuppel. Auch ein großes Sandstein-Hochrelief für das Martinstift in Erfurt, Luther die Thesen an die Thüren der Wittenberger Schloßkirche anschlagend, führte er hier aus, entwarf schöne Umrißzeichnungen zu Ovidischen Verwandlungen, zu Goethe's Iphigenia und der ganzen Tantalusmythe, modellierte kleinere kunstgewerbliche Arbeiten wie jene Becher und Humpen, die für die Ausführung in Silber beziehungs-

Digitized by Google

weise in Thon berechnet waren und arbeitete damals eben an einem seiner schönsten Werke, der Marmorstatue der Iphigenia auf Tauris, an den Felsen gelehnt stehend, „das Land der Griechen mit der Seele suchend.“ Er war ein Künstler von, bei solchen nicht eben häufiger, klassischer Bildung; ziemlich wortkarg, ohne darum doch ungemütlich und eigentlich zugeknöpft zu sein. Mit Kunstgenossen hatte er wenig Verkehr. Seinen Umgang und seine Freunde suchte er ausschließlich unter den Gelehrten und den litterarischen jungen und reiferen Männern jenes Scheibleschen Kreises. Bei scheinbarer Trockenheit des Wesens fehlt es ihm nicht an starker Anziehungskraft. Dichtes wirres, selten gestutztes dunkelblondes Haar bedeckte sein Haupt, dessen Gesicht eine gelbbräunliche immer wie verrostet und zerfurcht aussehende Haut zeigte und von einem dünnen, kurzen, spärlichen, blonden Schnurr- und Vollbärtchen umschattet war. Frau Lina D. verglich seinen Kopf ziemlich treffend mit dem einer Bronzebüste, die lange im Freien gestanden hat und die Spuren alles Regens trägt, dessen Tropfen über das Gesicht herunter geflossen sind. Das Fesselndste in diesem Kopf waren die wahrhaft vergißmeinnichtblauen Augen. Dem, mit welchem er eben sprach, wendete er fast niemals das Vollgesicht, sondern meist nur wenig mehr als das Profil, wohl aber die Augen zu, welche dabei notwendig ganz in die Ecken

Digitized by Google

geschoben werden mußten. Diese Art, den andern anzusehen, gab dem Gesicht einen ganz seltsamen Ausdruck. —

Damals arbeitete er gemeinsam mit dem Bildhauer Wilhelm Wolff, dem sogenannten Tier-Wolff, in einem großen zweigeteilten Werkstattraum, in dem weiten schönen Garten, hinter den Fritze'schen Zimmerplatz in der alten Jakobstraße, gegenüber der Mündung der, zu jener Zeit noch nicht bis zur Lindenstraße durchgeführten, Ritterstraße. Auch Wilhelm Wolff (geb. 1814, gest. 1887) war ein Künstler von entschiedenen starken litterarischen Neigungen, wenn auch ohne Heidels gelehrte, akademische Bildung. Er war ursprünglich auf der Berliner Gewerbeakademie zum Bronzegießer ausgebildet worden, hatte tüchtige technische Studien in Paris gemacht, und, heimgekehrt, in Berlin eine Gießerei errichtet. Zur Bildhauerei hatte ihn besonders seine Freude an den Tieren und ihrer Nachbildung geführt. Seine Modelle von einzelnen Hunden und Hundegruppen, von Löwen, Tigern, Bären, Widdern, Hirschen, Rehen, Pferden, Kamelen, Giraffen, Rindern ꝛc., die zum Teil, in Bronze gegossen, in den Handel kamen, hatten ihm vielen Beifall eingetragen und ihn rasch bekannt und geschätzt bei allen Kunstfreunden werden lassen. Er hatte sich übrigens durch eifriges Studium mit der menschlichen Gestalt vertraut genug gemacht, um auch ihrer Darstellung in jedem Maßstab gewachsen zu sein. Das Denkmal der

Digitized by Google

Kurfürstin Dorothea mit deren Bildnisstatue vor dem Eingangsthor des Schloßparks zu Oranienburg ist z. B. Wolffs Werk. Für unsere Gold- und Silberschmiede modellierte er viele Tier- und Menschengruppen, realistischen und symbolischen Genres, sehr gefällig, geschickt und geschmackvoll in Wachs. Mit seiner Künstlerschaft und seinen poetisch-litterarischen Neigungen, die ihn zu einem eifrigen Mitgliede der bekannten Berliner Dichtergesellschaft, dem „Tunnel über der Spree", machten, vereinigte er einen sehr klaren, nüchternen, praktischen Verstand und strengbürgerliche Art und Tüchtigkeit, wurde Hausbesitzer und Stadtverordneter, wozu es sein Kollege Heidel nie gebracht haben würde. Die ganze Erscheinung, die große, starknochige, aber fast hagere Gestalt, das scharf geschnittene Antlitz mit kurzem, rötlich blondem Haar und längerem Vollbart von gleicher Farbe, ließ den Künstler, der er war, kaum erkennen, viel eher einen tüchtigen Ingenieur oder Industrieellen in ihm vermuten.

Von seiten beider Männer wurde mir, als ich mich bei Heidel im Auftrage Dr. Schaslers meldete, ein sehr freundlicher ermunternder Empfang zu teil. Ich durfte mich nach Belieben bei ihnen installieren und nach den Kleinkunstwerken Heidels zeichnen. In der anregenden Gesellschaft des Künstlerpaares, im lebhaften Geplauder ging die Arbeit leicht von der Hand. In den Pausen bot, während der wundervollen Frühlingstage jenes Jahres, der duftdurchströmte Garten den erquicklichsten

4*

Digitized by Google

Aufenthalt. Jedesmal kam ich an Leib und Seele erfrischt von diesen dort bei den Beiden verbrachten Arbeitsstunden nach Hause.

Die Duncker-Schaslersche Kunstzeitung schien aus dem Stadium des ersten Planes nicht heraus gelangen zu wollen. Nicht die geringsten Anstalten sah ich dazu treffen. Aber das kümmerte mich zunächst um so weniger, als Franz Duncker die ersten Zeichnungen meiner bescheidenen Forderung gemäß honorierte und gleich noch eine größere Arbeit bestellte: eine ausgeführte Zeichnung nach H. Heidels Lutherrelief, der dann später noch der Auftrag folgte, sie auf Stein für den Druck zu reproducieren.

Um dem Atelier, in dem ich somit während des ganzen Sommers beschäftigt zu sein hoffen durfte, näher zu wohnen, hatten wir das erste beste leere Zimmer in der alten Jakobstraße gemietet, es aber als es sich doch zu unerträglich erwies für eine Familie, die inzwischen um einen zweiten Sprößling vermehrt worden war, schon nach einem Vierteljahr aufgegeben. Die Hofwohnung aus Stube, Kammer und Küche bestehend, mit welcher wir sie vertauschten, nahe dem südlichsten Ende der Markgrafenstraße, in einem Neubau, erwies sich freilich sehr bald als noch verwerflicher. Ihre Nässe verhalf mir zu einem richtigen Malariafieber, das ich in Monaten nicht los wurde.

Eingedenk der Mitteilungen Dr. Schaslers in Bezug

Digitized by Google

auf Menzels Bereitwilligkeit, uns bei den Holzzeichnungen mit Rat und That zur Seite zu ſtehen, faßte ich mir einmal im Mai den Mut, zu ihm zu gehen, um mir, der ich vom Holzzeichnen für den Schnitt damals noch keine Ahnung hatte, von dem größten Meiſter dieſer Kunſttechnik ein kräftig Wörtlein über ſie ſagen zu laſſen. Es gingen damals bei den Künſtlern ganz allgemein geglaubte Gerüchte und Sagen von der gänzlichen Unzugänglichkeit und Herbigkeit des verehrten Mannes um. Die Scheu, mit der ich, als wildfremder, namenloſer gleichgültiger Menſch, mich ihm näherte, war ſehr natürlich und begreiflich. Seine Wohnung, in der er mit ſeiner damals noch unverheirateten, Schweſter Emilie, ſeinem treuen „Kriegskameraden“ in den Zeiten ſeines harten, ſchweren Lebenskampfes, hauſte, und in unmittelbarer Verbindung mit dieſer Wohnung ſein Atelier, lag in der Ritterſtraße. Mit welchem Herzklopfen ſchellte ich bei ihm an! Mein Beſuch erſchien mir ſo zudringlich. Menzel ſelbſt öffnete und ich ſah mich zum erſten Mal dem Mann gegenüber, für den ich unter allen Lebenden die tiefſte Ehrfurcht empfand. Daß ich ſo viel höher von Wuchs war, als ſeine kleine Geſtalt, genierte mich ſehr und machte mich noch verlegener. Es iſt immer peinlich für einen feinfühlenden Menſchen, phyſiſch auf einen andern hinabblicken zu müſſen, von dem man ſich geiſtig weit überragt weiß, zu dem man wie zu einem Weſen höherer Art hinaufſchaut. Sein oben bereits da-

Digitized by Google

mals kahler und blank wie polirtes Elfenbein glänzender mächtiger Schädel war nach unten hin von der Höhe der Ohren abwärts noch von einer ziemlichen Fülle lockigen, rötlich braunen Haares eingefaßt; von der gleichen Farbe der Bart, der sich, genau wie heute der silberweiße, rings um die Wangen zog und unterhalb des felsigen Kinnes das durcharbeitete Gesicht umschloß. Ein abgegrenzter Raum in dem Atelier war künstlich verdunkelt. Die Kerzen eines Lustres und einiger Wandarme erleuchteten ihn. Menzel arbeitete gerade damals an dem Bilde des „Concerts bei Hofe. Sanssouci 1750" mit der Gestalt des ein Flötensolo blasenden Königs (heute in der Nationalgalerie) und hatte sich diesen künstlich beleuchteten Raum hergestellt, um darin seine costümierten Modelle unter der Wirkung des Lichtes zu studieren, welches dem, dem Concertsaal auf seinem Bilde zu gebenden, ungefähr entsprach. Die Wände bedeckten Naturstudien, Farbenskizzen, zahlreiche Gipsabgüsse über nackte Körperteile und Totenmasken. Im ganzen Raum keine Spur von modernem malerischem Atelierluxus. Alles, was sich darin von Möbeln (wenige einfache Rokokomöbel) und sonstigen Gegenständen befand, war das Notwendigste zum Gebrauch dienende. —

Ich brachte, meine sonstige gerade Haltung möglichst herabmindernd, meine Frage vor. Er verhielt sich nicht ganz so kurz und schroff ablehnend, wie ich gefürchtet hatte, ließ auch seinen Aerger über die Störung nicht allzu-

Digitized by Google

deutlich merken. Der Herr Dr. Schasler, sagte er, müßte ihn wohl nicht ganz richtig interpretiert haben. Eine Aufsicht oder Controlle über die Holzzeichnungen für die geplante Kunstzeitung übernehmen zu wollen, läge ihm ganz fern. Wohl aber würde ich ihn gerne bereit finden, vorkommenden Falls anzusehen, was ich ihm bringen würde. Damit war ich entlassen. Ich bin in dieser Angelegenheit nicht wieder veranlaßt gewesen, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Die „Kunstzeitung" starb noch vor ihrer Geburt. Duncker ließ den Gedanken fallen und ich habe keine Zeichnung dafür auf Holz auszuführen gehabt. Erst neun Jahre nach diesem ersten Besuch bin ich wieder in persönliche Beziehungen zu Menzel getreten, die auf ganz andrer Grundlage beruhten, durch ganz andere Ursachen herbeigeführt wurden und sich in der Folgezeit mehr und zu wahrhaft freundschaftlichen, dauernden, mich hoch beglückenden ausgebildet haben. —

Jene Arbeiten für Franz Duncker wurden in demselben Sommer 1852 auch der Anlaß zu meinem ersten Besuch in dessen Hause. Das damals (bis 1856) von ihm bewohnte lag in der Johannisstraße. Ich glaube kaum, daß es in seiner Grundform heute noch unverändert besteht. Die mit einem großen Eingangsthor versehene Mauer, die seinen Vorhof von der Straße trennte, läßt indes noch immer wie damals nur den obersten Teil des Daches von ihr aus erblicken; jedenfalls ein Beweis, daß das seltsame Gebäude nach der Höhe hin in diesen vierzig Jahren keine

Digitized by Google

Veränderung mehr erfahren, kein neues Stockwerk aufgesetzt erhalten hat. Welche Umgestaltungen, während es von Robert-Tornow, dem bekannten Sammler, bewohnt wurde und nach dessen Tode daran vorgenommen sind, kann ich nicht beurteilen. Seit Dunckers es verließen, um das neue, nun auch verschwundene, schöne Haus Potsdamer Straße 20 zu beziehen, habe ich in der Johannisstraße jenes Thor der Außenmauer nie mehr geöffnet gesehen. Sie glich einer direkten Aufforderung und Anregung der Phantasie eines Novellisten, wie Paul Heyse oder Heinrich Seidel, sich dahinter eine geheimnisvolle, seltsam poetische Lokalität zu dichten und sie zum Schauplatz absonderlicher, wunderbarer Vorgänge im Leben und Treiben einsamer, rätselhafter Menschen zu machen.

Ein solcher Schauplatz war dies seit 1849 oder 50 von Franz Duncker bewohnte Haus vordem auch in Wahrheit gewesen. Während der vierziger Jahre beherbergte es seinen Besitzer, den Grafen Roß, eine halb legendarische Persönlichkeit im damaligen Berlin. Er hatte das, nur aus Erd- und Dachgeschoß bestehende Haus, das sich gegen jeden indiscreten Blick von der Straße her durch die trennende Mauer schützte, ganz nach seinem Geschmack, seinem Bedürfnis bauen und einrichten lassen. Die beiden kahlen Seitengiebelwände der nächstangrenzenden hohen Mietshäuser waren auf seinen Wunsch und seine Kosten mit kolossalen Dekorationsbildern, südlichen Ideallandschaften, mit Parks, Marmorhallen und schneegekrönten

Digitized by Google

Alpenketten bemalt worden. Von ausgedehnten Reisen in allen Erdteilen nach Berlin zurückgekehrt, hatte er seine großen mitgebrachten Sammlungen von Kunstgegenständen und Naturmerkwürdigkeiten der mannigfachsten Art, sorglich geordnet in den verschiedenen Räumen dieses Hauses untergebracht. Die innere Gestaltung, Dekoration und Möblierung eines jeden war dem Ursprung und Charakter der Abteilung seiner Sammlungen entsprechend, welche da in ihm aufgestellt werden sollte. So enthielt das Haus einen pompejanischen oder römischen, einen türkisch-maurischen, einen chinesisch-japanischen, einen ostindischen Saal, dazwischen phantastisch gestaltete und geschmückte Cabinets und Corridore von frei erfundener, in keinem bestimmten Stil gehaltener Ausstattung.

Schöner und wertvoller als das ganze Haus aber war der riesige Garten dahinter, der sich bis zur Oranienburger Straße erstreckte, wo ihn eine Mauer in deren Häuserflucht abschloß. Der Graf, von dem das Gerücht behauptete, daß er „keine Lust am Weibe" habe, führte hier in diesem Hause zwischen seinen Sammlungen, mit deren Ordnung, Vermehrung und Katalogisierung beschäftigt, und unter der Leitung gut honorierter, ihm besonders wohlgefälliger junger Künstler malend und zeichnend, ein einsames, aber anscheinend sehr behagliches Leben, über welches in Berlin viele, meist wohl ziemlich unbegründete oder übertriebene Gerüchte zirkulirten.

Nach seinem in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre

Digitized by Google

erfolgten Tode fielen Haus und Garten an seinen Bruder oder Vetter, den bekannten evangelischen Bischof Roß. Dessen Enkelin oder Großnichte war von mütterlicher Seite Fräulein Lina Tendering aus Wesel, die sich dann mit Franz Duncker vermählte, dem achtundvierziger Volksmann und Verlagsbuchhändler, später während vieler Jahre Eigentümer und Herausgeber der „Volkszeitung", in die sich die von ihm erworbene „Urwählerzeitung" verwandelte.

Als ich zum ersten Mal behufs einer Rücksprache wegen der bestellten Zeichnungen im Frühling 1852 durch das mir geöffnete Thor in den seltsamen stillen Vorhof eintrat, sah ich eine Dame von zierlich gebauter jugendlicher Gestalt und mittlerer Größe in einem einfachen grauen Kleide vor dem Hause stehen. Die mattbraunen Haare trug sie glatt gescheitelt. Die grünlich grauen Augen unter der breiten weißen Stirn schielten fast unmerklich und hatten einen eigentümlichen an Katzenaugen erinnernden fascinierenden Glanz. Die Gesichtsformen waren nichts weniger als schön, der Haut fehlten die frischeren und wärmeren Farben. Aber ich weiß nicht, welcher eigentümliche feine Reiz trotzdem von der ganzen Erscheinung ausging. Ich empfand seine Wirkung unmittelbar beim ersten Anblick. Er erweckte den lebhaften Wunsch: Die Frau möchtest du kennen lernen! Daß sie Frau Lina D. sei, darüber brauchte mich niemand erst zu belehren. Ich fragte nach ihrem Mann. Sie wies dem

Digitized by Google

Fremden gleichgültig den Eingang. „Sie finden ihn drin im Bibliothekſaal.“ —

Franz Duncker war bis an ſein Ende und damals in ſeiner friſchen männlichen Jugendkraft von höchſt ſtattlichem Ausſehen, hoch und ſchlank von Wuchs; nur in den Schultern nicht breit und im Halſe nicht lang genug für den etwas unverhältnismäßig großen Kopf, den der üppige, wenn auch damals ziemlich kurz geſchnittene, Haarwuchs und der große braune Vollbart noch maſſiger wirken ließen. Das Geſicht mit der mächtigen kühn geformten Naſe, mit den dichten buſchigen horizontalen Brauen und der nicht eben hohen Stirn hatte Charakter und zog unwillkürlich die Aufmerkſamkeit auf ſich. Dies Ausſehen hat Duncker ſpäter in ſeinem erwählten freiſinnigen Agitator-, Volksredner- und liberalen Arbeiterführer-Beruf manche gute Dienſte geleiſtet, während es der Wirkung ſeines Auftretens im Parlament eher hinderlich wurde. Er war als Verleger keiner von den Schlimmen, im Gegenteil gütig und von einer gewiſſen bärenhaft freundlichen Art, frei von Kleinlichkeit und Knauſrigkeit. Seine Kunſtliebe und Schönheitsfreude war warm, echt und aufrichtig. Hochfahrendes zurückweiſendes Weſen auch gegen einen ſo namenloſen für ihn Beſchäftigten und Notleidenden wie ich, war ihm ganz fremd. Er ſuchte eher etwas darin, einem ſolchen ſeine Lage möglichſt vergeſſen zu machen, mit liebenswürdigem Takt ſelbſt den Gedanken in ihm nicht aufkommen zu laſſen, als würde er um derentwillen von

Digitized by Google

Duncker geringer geschätzt. Es gelang ihm, wie nur sehr wenigen seiner Parteigenossen, ganz vorzüglich, aufrichtig gehegte und offen zur Schau getragene, demokratische Gesinnungen mit einer gewissen Grandseigneur-Manier im Auftreten und im Verkehr mit andern zu vereinigen. Auf dieser nicht eben vielverbreiteten natürlichen Fähigkeit oder Kunst beruhte jene eben erwähnte Art, durch die er so viele treu ergebene Anhänger erworben hat und auch mir damals so wohlthat, dem Bedürftigen, der seines Beistandes benötigte, alles Demütigende zu ersparen, ihn zu heben und auch von dem Gefühl innerer Verlegenheit zu befreien.

Dank vor allem dieser geschäftlichen Verbindung mit Franz Duncker und dem nahen Verkehr mit jenen beiden Bildhauern wäre ich über den Sommer 1852 erträglicher als über die vorangegangene Zeit hinweggekommen, wenn nicht mein durch das Fieber arg heruntergebrachter körperlicher Zustand mich immer wieder gehemmt und gelähmt hätte.

Heidel und W. Wolff waren überwiegend ernste Naturen, die wohl auch Verständnis für den Humor besaßen, aber zur praktischen Verwirklichung humoristischer Launen, zur Ausführung humoristischer Streiche sich wenig gestimmt oder schon zu alt fühlten. Und doch wurden sie, während ich bei ihnen zeichnete, einmal durch eine zufällige Veranlassung verleitet, mit mir gemeinsam einen der bestgelungenen zu verüben, der von unsern verhärteten Herzen

Digitized by Google

niemals bereut worden ist, eine echte „fumisterie“ auf Kosten eines leichtgläubigen guten Freundes. Letzterer war der zu jenem Scheibleschen Kreise zählende schwäbische Gelehrte und Schriftsteller Dr. Melchior Meyr, der erst, nachdem er mit seinen Freunden den, für einen Schwaben angeblich doppelt wichtigen und bedeutsamen, vierzigsten Geburtstag am 28. Juni 1850 gefeiert hatte, plötzlich den Dichter in sich entdeckte und jene wie alle Welt seitdem bis zu seinem 1871 erfolgten Tode durch die Herausgabe von Dramen, Novellen, Dorfgeschichten, lyrischen Gedichten, zwischen religions-philosophischen Untersuchungen und Essays, angenehm überraschte. Seine hagere Gestalt, sein frühe schon ziemlich „nauhaarig“ gewordenes Haupt mit dem knochigen Antlitz, das dem des Melanchthon auffallend ähnlich erschien, auf langem sehnigem Halse; gewisse Angewöhnungen und individuelle Manieren des alternden Junggesellen hatten ihn bis dahin nicht selten schon zur Zielscheibe mancher Späße und humoristischen Neckereien seiner, den braven, guten, hochgebildeten Mann dabei herzlich lieb und wert schätzenden, Genossen gemacht. Daß in ihm eine ungewöhnliche dichterische Begabung stecke, wie er es später besonders durch seine bekannten „Erzählungen aus dem Ries“ (1855) bewiesen hat, ahnte nicht einer von uns. Berthold Auerbach, der ihm sehr befreundet wurde, hat ziemlich portraitgetreu nach Melchior Meyrs Persönlichkeit die sympathische Figur des „Collaborators“ in seiner

Digitized by Google

klassischen Novelle „Die Frau Professorin“ gezeichnet. Seine erste Dichtung, mit der er an die Oeffentlichkeit trat, war ein großes romantisch-geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten: „Herzog Albrecht.“ Die tragische Geschichte der unseligen Agnes Bernauerin hatte das Motiv und den Gegenstand gegeben. Das Drama wurde von der General-Intendanz zur Aufführung im Königlichen Schauspielhause angenommen. Im Frühling 1852 ging es in Szene. Für Hendrichs bot es in der Gestalt des Titelhelden, des Gatten der Bernauerin, eine glänzende Paraderolle in blanker Ritterrüstung. Seine Heldenkraft hielt das thränenselige, im Grunde recht markloſe, philiströse Werk nicht nur glücklich über Wasser, sondern verschaffte ihm auch, im Verein mit dem innig rührenden Spiel der schönen Lina Fuhr als Agnes, einen ganz annehmbaren äußeren Erfolg. Meyr schwamm in Seligkeit und ließ sich auch durch allen Spott der Freunde darin nicht irre machen, nicht im Glauben an seinen vollständigen glorreichen Triumph erschüttern.

Gerade in denselben Tagen hatte Heidel seine Marmorstatue der Iphigenia auf Tauris vollendet, die vom Könige angekauft, später im Schloß ihre Aufstellung fand. Einmal in unsrer aller Abwesenheit von der Werkstatt, als diese einzig in der Obhut des schönen vierzehnjährigen Gehülfen und Schülers W. Wolffs, des kleinen Silbernagel, geblieben war, erschien Frau Lina Duncker mit einer andern Dame und krönten das schwärmerisch

Digitized by Google

bewunderte Werk des befreundeten Meisters mit einem von ihnen mitgebrachten frischen Lorbeerkranz.

So fand Heidel am nächsten Morgen seine Statue. In seinem Haß gegen alle Phrase, alles Ueberschwengliche, zur Schau Getragene, riß er, halb zornig, halb gemütlich spöttisch, den Kranz von dem schönen Marmorhaupt herunter und warf „das Gemüse", wie er es nannte, in die Ecke. Und doch wieder jammerte ihn des Dinges ... Schad' um den schönen grünen Kranz! Plötzlich zuckte es in seinen Mienen wie von einem lustigen Gedankenblitz: „Machen wir einen Menschen damit glücklich", sagte er zu Wolff und mir. „Wir schicken ihn anonym an unsern Dichter, machen einen hübschen Vers dazu, natürlich kommt er von einer Dame, einer entzückten Zuschauerin des Herzog Albrecht ... ich lasse mich hängen, wenn Melchior nicht drauf hereinfällt."

Mit schändlicher grausamer Lust stimmten wir zu. Mit möglichst zierlich verstellter Handschrift, die allenfalls für eine weibliche gelten konnte, schrieb ich auf einen rosa Briefbogen den schönen Bonbonvers:

„Dem Dichter des Herzog Albrecht."
„Nimm ihn hin zum schönsten Lohne
Immergrünen Lorbeerkranz,
Der der Frauen Dulderkrone
Du verklärt mit höchstem Glanz."
„M ... v. A ...
eine Verehrerin."

Digitized by Google

In Begleitung dieses Billets wurde das „Ruhmesgemüse“ durch einen Boten an Meyrs Adresse befördert und unter Verweigerung jeder erklärenden Aussage in seiner Wohnung abgegeben. Der ganze Heidel-Meyrsche Freundeskreis war rasch von der schwarzen That unterrichtet und fast vollzählig Abends in der gewohnten Stammkneipe beisammen, des so gekrönten Dichters Kommen erwartend. Wird er es merken? Wird ihn die Mannes- und Dichtereitelkeit verblenden? Die Meinungen waren verschieden. Endlich trat er ein. Es genügte, sein vor Freude verklärtes Gesicht anzusehn, um zu wissen, daß der Streich völlig nach Wunsch gelungen sei. Lange konnte der Glückliche denn auch nicht mit der großen Neuigkeit zurückhalten. Bald war sie heraus, das Billet aus der Tasche geholt, die Widmung vorgelesen. Keiner der Hörer verriet mit einer Miene, was er dabei empfand. „Der Kranz aber soll auch bis an mein Lebensende über meinem Schreibtisch hängen“, versicherte der Dichter gerührten Herzens. So berichtete Heidel am nächsten Tage. Ich glaube, er hat ihn wirklich so lange pietätvoll bewahrt, wie die Bühnenkünstler ihre Lorbeerkronen und vertrockneten Blumenarrangements, und seine Freude daran ist nie durch den Schatten eines Argwohns getrübt worden. Wahrheitsapostel, die es für ihre heiligste Aufgabe gehalten hätten, Andern die sie beglückende „Lebenslüge“ zu zerstören, fehlten eben noch in jenem Kreise.

Digitized by Google

Auch nach der Vollendung der Arbeiten für Franz Duncker blieb ich mit dem Heidel-Wolffschen Atelier immer in freundschaftlichem Zusammenhange. Nach wieder einem Vierteljahr hatte ich die wahrhaft gesundheitsvernichtende Wohnung in der Markgrafenstraße aufgegeben und sie mit einer noch kleineren drei Treppen hoch im Hofflügel eines Hauses im nördlichsten Teil der großen Friedrichstraße der Mündung der Oranienburger Straße nahe gegenüber vertauscht. Sie hatte nicht einmal eine Küche und bestand aus einer kleinen niedrigen zweifenstrigen Stube und einer unheizbaren Kammer daneben. In jener zeichnete und malte ich Portraits von kleinen Laden- und Victualienkeller-Inhabern, ihren Weibern und Kindern; einmal auch ein lebensgroßes Brustbild meiner Frau, über deren bloße Schultern und Rücken, das prächtige blauschwarze Haar aufgelöst herabwallte. Hinter einem Zeugschirm schlief die ganze Familie. Im Ofen kochte das Wasser zum Kaffee und das bißchen Mittagessen, wenn es einmal — etwas zu kochen gab. — Die Einnahmen waren äußerst spärlich, ja versiegten oft ganz und gar. Alle die schönen Aussichten wollten sich nicht verwirklichen. Dazu ergriff eine lange dauernde lebensgefährliche Krankheit unsern armen kleinen Buben. Die Sorge um ihn und die Pflege des schwer leidenden Kindes ließ die Mutter kaum dazu gelangen, ihre Püppchen anzukleiden. Es

Digitized by Google

waren harte düstre Tage, nicht besser wie die schlimmsten der beiden vorhergegangenen Jahre. Da, Anfang November besuchte ich einmal wieder das Heidel-Wolffsche Atelier. Der erstere arbeitete am kleinen Modell einer sehr schönen Gruppe: Antigone den geblendeten Oedipus stützend und geleitend. Wolff aber hatte für einen prunkvollen Tafelaufsatz, der in Hossauers Werkstatt in Silber ausgeführt werden sollte, — ich glaube, er war für den Vicekönig von Aegypten bestimmt, — einen außergewöhnlich reichen und ansprechenden figürlichen Schmuck entworfen und in Wachs aufs zierlichste modelliert. Am Fußgestell sollten silberne Gruppen, jede aus einer menschlichen und einer oder einigen Tiergestalten gebildet, angebracht werden. Wolff wählte dafür antike Gottheiten und Halbgötter und die ihnen von der Mythe beigegebenen Tiere: einen Ganymed mit dem Adler des Zeus; eine Bachantin mit einer Pantherin vom Gespann des Dionysos, welcher sie im Scherz ein Junges entrissen hat, das sie nun lachend über dem weinlaubbekränzten Haupte hält; eine Hera mit dem Pfau; eine Aphrodite mit ihren Tauben. Mir erscheinen diese höchst lebendig gestalteten, liebevoll durchgebildeten Wachsmodelle, außerordentlich reizvoll.

Während ich sie betrachtete und mich an ihnen erfreute, kam mir die Lust, sie zu zeichnen, und der Gedanke, die fertigen Zeichnungen einmal versuchsweise an die „Illustrirte Zeitung" nach Leipzig zu schicken, begleitet mit einem er-

Digitized by Google

läuternden Text. Der hübsche Stoff, die poetische Erfindung, die graziöse Gestaltung dieser Kleinkunstwerke forderten dazu heraus. Ich schrieb in einer Novembernacht am Bettchen meines totkranken Jungen, auf dessen Rettung wir kaum noch hoffen zu können glaubten, diesen begleitenden Text nieder, packte ihn mit den vier auf Papier in Bleistift ausgeführten Zeichnungen und einem Brief an die mir völlig unbekannte Redaktion der (Weberschen) „Illustrirten Zeitung" in welchem ich beides, Zeichnungen und Manuscript, ihr zum gefälligen Abdruck gegen beliebig von ihr zu bestimmendes Honorar anbot, zusammen und sandte das Packet, unter einem Stoßgebet um glückliches Gelingen, ab. Gewiß, wir hatten überreichlichen Grund, dies Gelingen, d. h. das Eintreffen einiger Thaler oder wo möglich Goldstücke sehnsüchtig zu erwünschen! . . . Freund Gregorovius, der damals schon immer seltner kam, da seine bereits mehr als halb verzehrte Lunge ihm das Ersteigen der steilen drei Hoftreppen zur stets schwieriger und qualvoller werdenden Aufgabe machte, hegte selbstverständlich nicht die geringste Hoffnung auf einen Erfolg. „Glaub' doch nicht, daß sie's nehmen! Du wirst sehn, sie schicken Dir alles zurück!" — Aber diesmal ließ ich mich noch nicht schnell entmutigen; selbst da nicht, als bereits zwei Wochen vergeblicher banger Erwartung vergangen waren, ohne daß ich einen Bescheid empfangen hätte.

Dann endlich an einem der letzten Novembertage traf

Digitized by Google

ein Brief ein, und zwar — o der Freude! — ein mit fünf Siegeln geschlossener. Zitternd vor Erregung erbrach ich ihn und las die beglückende Botschaft: wir haben Ihre Zeichnungen und den begleitenden Text gerne entgegengenommen, werden jene auf Holz übertragen, schneiden und mit letzterem zusammendrucken lassen, senden Ihnen beifolgend zwei Friedrichsd'ors Honorar und würden Ihnen verbunden sein, wenn Sie uns gelegentlich andre plastische Werke von Bedeutung und allgemeinem Interesse zeichnen und deren Zeichnungen mit Texten begleiten wollten ...

Wer solche Zeiten wie es diese Herbstwochen für uns gewesen waren, nie durchgemacht hat, kann den Eindruck unmöglich ganz nachempfinden, welchen dieser Brief auf uns hervorbrachte. Die beiden Goldstücke erschienen uns in jenem Augenblick wie ein unerschöpflicher Schatz, der allem Elend ein Ende machen müßte. Aber fast noch größere Freude erregte die mir hier eröffnete feste Aussicht, meine zeichnerische Fertigkeit in jedem Fall, wenn sich mir keine anderen „höheren" künstlerischen Aufgaben stellten, fortan immer mit ziemlicher Sicherheit verwerten zu können. Ruhte doch die schöpferische Thätigkeit in den zahlreichen Bildhauerwerkstätten Berlins damals keinen Augenblick. Große öffentliche Aufträge, meist königliche und staatliche, beschäftigten die irgend hervorragenden Meister, den greisen Berliner Künstlerfürsten Rauch wie alle aus seiner Schule hervorgegangenen Genossen; Albert Wolff, F. Drake, Kiß, Gustav Bläser, Schievelbein,

Digitized by Google

H. Hagen, Möller; nicht minder die von Rauch unabhängig zur Meisterschaft gelangten Bildhauer wie Wredow, Fischer, Wichmann, Wittig, Stürmer und bereits auch manche Schüler jener ehemaligen Jünger der Rauchschule. Sie alle, so sagte ich mir mit gutem Grund, würden sicher nichts dagegen einzuwenden haben, ihre Werke, ohne daß es sie einen Pfennig kostet, in treuen holzgeschnittenen Zeichnungen in der weitverbreiteten Illustrirten Zeitung veröffentlicht, zugleich sie und die Urheber selbst in wohlwollendem Sinn und, wie ich mich rühmen zu können glaubte, nicht ohne Verständnis, in denselben Spalten besprochen zu sehen. Auch für eigne, selbst erfundene oder nach bemerkenswerten Vorgängen entworfene Zeichnungen und Schilderungen würde mir später die Illustrirte vielleicht nicht minder Platz und Honorar gewähren. Kurz der Himmel hing mir voller Geigen.

Ich eilte zu Gregorovius, zu Wolff und Heibel, um ihnen mein Glück zu erzählen. Des Letztgenannten Iphigeniastatue, sein Lutherrelief, seine Oedipus- und Antigonegruppe boten zweifellos sehr passende und willkommene Gegenstände der Nachzeichnung und der Schilderung für die Illustrirte Zeitung. Heibel gab bereitwillig seine Zustimmung und ich ging sehr bald an die Arbeit. Mein erster Schritt zum Schriftsteller war gethan!

Es ist mit Grund und Recht von den Leiden gesagt worden, daß sie, wenn sie einmal kämen, nicht „wie einzelne Späher kommen, nein in Geschwadern.“ Zuweilen ergeht

Digitized by Google

es mit den glücklichen Erlebnissen und den Freuden ähnlich. Damals, und im späteren Leben recht oft noch, habe ich diese angenehme Erfahrung an meinem eigenen Schicksal gemacht. Mein kleiner Bube genas wider alles Hoffen vollständig und es knüpften sich noch vor dem Schluß dieser Jahres, das für uns so trostlos begonnen hatte, ein paar für mich sehr wertvoll und folgenreich gewordene persönliche, freundschaftlich-gesellschaftliche Verbindungen an.

An einem Abend, wenige Tage vor dem Weihnachtsfest trat eine Dame, in einen schwarzen Radmantel gehüllt, in unsere Wohnung ein. Zu meiner höchsten Ueberraschung erkannte ich beim Lampenschein in ihr Frau Lina Duncker. In ganz eigentümlich frischer, einfach herzlicher, muntrer und natürlicher Weise lud sie mich und meine Frau samt beiden kleinen Kindern (sie hätte ein eben solches Pärchen im gleichen Alter) ein, den Weihnachtsabend in ihrem Hause zu verleben. Das kam ebenso wenig sentimental und „mitleidig", als herablassend protektormäßig heraus. Es war und klang genau wie eine Einladung an Leute, mit denen man bekannt geworden ist, die uns gefallen und die man zu bitten kommt, uns mit ihrem Besuch zu erfreuen, und in näheren Verkehr mit uns zu treten. Eine in solcher Form und solchem Ton gemachte Einladung konnten wir nicht ablehnen. Wir sagten unser Kommen zu. Nur zu wohlbegründete Bedenken stellten sich freilich sehr bald bei uns

Digitized by Google

darüber ein, wie wir es anfangen sollten, unsern äußern Menschen auch nur einigermaßen gesellschaftsfähig zu machen. Aber wir erfreuten uns in diesem Punkt einer so naiven Unbefangenheit, daß wir leicht darüber hinwegkamen. Zum Glück waren außer uns und Hermann Heidel nur sehr wenige andre Freunde des Hauses zur Weihnachtsfeier dort anwesend, und das ganze Wesen und Bezeigen dieser, entsprach so dem natürlichen, echt menschlichen, freien und freundlichen Sichgeben des Herrn und der Herrin, denen jede Steifheit der Formen, alles prätentiöse Gethue wie jedes Protzentum völlig fern lag, daß sich auch unsre anfängliche leise Beklommenheit und Gêne rasch verloren. Mit innigem Behagen atmete ich die klare, erfrischende geistige Lebensluft ein, die mich hier umwehte und genoß ich den ganzen Reiz der so lange entbehrten heitern Geselligkeit eines glücklichen, wohlgeordneten gebildeten Hauses, während die Kinder verklärt und staunend den großen strahlenden Weihnachtsbaum und den Gabentisch umstanden und mit den Dunckerschen Kindern spielten. — Mit diesem Abend war der intime Verkehr mit dem Franz Dunckerschen Hause eingeleitet, dem ich nach jeder Richtung hin, so unendlich viel zu verdanken habe, — und nicht zum wenigsten auch indirekt für meine spätere litterarische Laufbahn.

Die andre Verbindung, die ebenfalls von dem Ende jenes Jahres datiert, war die mit einem nicht minder wohlangesehenen und wohlsituierten Berliner Hause, dessen

Digitized by Google

Herren ich bereits seit fünf Jahren oberflächlich kannte, mit dem ich auch wiederholt zusammengetroffen war, aber ohne daß wir bis dahin uns besonders näher getreten wären, mit dem Hause, oder anfangs vielmehr nur der Person, John Prince-Smiths.

Digitized by Google

IV.

Unter den Linden Nr. 26 an der Stelle des heutigen Café und Hotel Bauer stand, bis es diesem Neubau wich, ein echt berlinisches Wohnhaus, das in der Friedrichstraße bis nahe zur Ecke der Rosmariensstraße reichte. Nur das kleine Haus mit der Schützschen Weinhandlung trennte es davon. Im Äußeren gänzlich schmucklos, mit graugelbem Anstrich, wurde die Façade an den Linden wie nahe an der Friedrichstraße schon über dem zweiten Stockwerk nach oben hin durch das Hauptgesims und das darüber aufsteigende Dach abgeschlossen, aus welchem einige Mansardenfenster der bekannten altberlinischen Art hervor traten. Durch einen großen Thorweg nahe der östlichen Grenze der Lindenfront betrat man den Flur, durch den man auf einen weiten, wunderlichen Hof gelangte. An dessen Seitengebäude führte eine hölzerne, wacklige, steile Außentreppe zu dem, von einem Dächelchen beschatteten, Perron in der Höhe des ersten Stockwerks hinauf. Die Haupttreppe, welche rechts in dem tieferen

Digitized by Google

Teil des Hausflurs zu den oberen Geschossen des Vordergebäudes aufstieg, war durch ein wunderschönes altes, schmiedeeisernes Geländer aus dem 18. Jahrhundert in demselben freien, kühnen und graziösen Stil, wie die prächtigen Balkon- und Stiegengitter im alten Eckhause des Mühlendammes und der Poststraße, merkwürdig. Im Erdgeschoß an der Lindenfront befand sich in den vierziger Jahren das Hutgeschäft von Faucher, später eine Handlung mit türkischem Tabak. Dies Haus, aus dessen Fenstern man sicher noch den alten Fritz in seinen Mannesjahren vorbei reiten gesehen hatte, gehörte den Nachkommen eines wohlhabenden Berliner Buchhändlers Namens Sommerbrodt. Ein noch ausgedehnteres, einen riesigen Hof umspannendes, eine ganze Kolonie von meist „kleinen Leuten" beherbergendes, Anwesen, ein seltsames Konglomerat von Baulichkeiten der verschiedensten Art und Größe, besaß die Familie außerdem noch an der Ostecke der Louisenstraße und am Schiffbauerdamm, wo heute das Haus mit den Geschäftslokalitäten der Elektricitätswerke sich erhebt.

Anfangs der vierziger Jahre lebte von diesem Berliner Zweige der Familie hier nur noch die unvermählte Dame, Frl. Auguste Sommerbrodt und deren junge auffallend schöne Nichte Karoline, die verwaiste Tochter des verstorbenen Bruders jener reiferen Jungfrau. Eine Schwester Karoline's war mit einem in Danzig lebenden Offizier, Bronsart von Schellendorf vermählt und ist

Digitized by Google

die Mutter des Generals Bronsart von Schellendorf, des späteren Reichskriegsministers geworden. Einem nach Breslau verpflanzten anderen Zweige der Familie ist der Professor der Medicin an der dortigen Universität, H. Sommerbrodt, entsprossen.

Die hoch und schlank gewachsene Nichte lebte als Kind im Hause der Tante und galt als künftige Haupterbin ihres großen Besitzes. Fräulein Auguste war eine passionierte Musik-, Kunst- und Litteraturfreundin. Sie spielte vortrefflich Klavier, trieb einen so frommen Goethekultus, wie nur ein Geheimer Rat im vormärzlichen Berlin, schwur auf die unerreichbare Herrlichkeit und Kunstvollendung der Vorstellungen im Kgl. Opern- und Schauspielhause und führte, jedem Luxus abhold, umgeben von einer Schar verehrender Clienten, entfernter armer Verwandten, mit der liebenswürdigen Nichte ein behagliches, aufregungsloses, wohlangewendetes Dasein nach dem schlichten altberlinischen Zuschnitt, den damals auch das der wohlhabenden Familien unserer Stadt zeigte.

Der Hutmacher Faucher hatte zwei Söhne. Der ältere, Julius, ein kleiner, zartgebauter, unruhiger feuriger Junge mit hübschem Gesicht, lebhaften blauen Augen und glänzendem, glattem, etwas lang getragenem, schwarzem Haar. Das südfranzösische Blut der zur „Kolonie" gehörigen Familie, verleugnete sich weder in seiner Erscheinung noch in seinem ganzen Naturell. Sein

Digitized by Google

Bruder, der wie durch eine wunderliche Ironie des Schicksals, den schönen Vornamen Alcibiades führte, war in jeder Hinsicht, in seiner plumpen Erscheinung, seiner früh schon zum Dickwerden neigenden Gestalt, seinem phlegmatischen, schwerfälligen Wesen das äußerste Gegenbild des Älteren. Dieser war ein außerordentlich begabter Kopf, in dem sich sonst sehr widerstrebende Neigungen und Richtungen des Denkens und der Thätigkeit merkwürdig gut vertrugen. Mit seinen philosophischen Studien gingen, besonders seitdem er die Universität, 1843 verlassen hatte, nationalökonomische, socialpolitische und finanzwirthschaftliche Hand in Hand, und klarer, scharfer Blick für die Wirklichkeit, Verständnis für die realen Mächte, welche das Leben der Gegenwart regieren, vereinigten sich bei ihm mit kühnen Anschauungen und reicher schwungvoller Phantasie. Er hatte sich der Bauerschen Philosophengruppe, den „Freien" angeschlossen und fand sein ganz besonderes Vergnügen darin, sie in ihren verwegensten Theorien, und im frechen Cynismus selbst Ludwig Buhl, noch zu überbieten. Aber alle französisch-berlinische Frivolität, die, wie von Allen in diesem Kreise auch von ihm zur Schau getragene Geringschätzung des Weibes, philosophisch kritische Zersetzung und Auflösung des Begriffs der Liebe und Verspottung des Instituts der Ehe, konnten Faucher nicht daran hindern, sich in die, ihn um fast anderthalb Köpfe überragende, junge Nichte seiner Hausherrin, Karoline ganz unphilosophisch wie ein natürlicher,

Digitized by Google

junger Mann auf längst überwundenen Standpunkt, gründlich zu verlieben und sich, als der anfängliche Widerstand der Tante besiegt war, mit der ihm nicht abholden, anmuthigen Erbin zu verheiraten. Der Hausstand, welchen das junge ungleiche Paar hier anfangs führte, der „Salon", den es in seiner Parterrewohnung in der Köthenerstraße machte, sah einer praktischen Verhöhnung alles auf diesem Gebiet Gebräuchlichen und Gewohnten verzweifelt ähnlich . . . Doch diese „ollen Kamellen", gehören nicht eigentlich in den Strauß hinein, den ich hier aus meinen Erinnerungen aus den fünfziger Jahren flechte und meinen Lesern darbiete. Ich unterlasse eingehendere Schilderungen aus jenen um ein Jahrzehnt weiter zurück liegenden vormärzlichen Zeiten, wie sehr eben diese und unser ganzes damaliges Treiben auch zur Darstellung reizen mögen. Ich habe Julius Faucher's und seiner Gattin Karoline hier nur erwähnt, weil die Bekanntschaft mit beiden die Veranlassung zu der mit jenem geistig viel bedeutenderen Manne wurde, der gerade während der fünfziger Jahre in dem wunderlichen Roman meines Lebens und in dem Wandlungsproceß meines Berufs und Schicksals eine so wichtige und eingreifende Rolle gespielt hat, mit dem oben genannten Prince-Smith.

Im Jahre 1847 führte mir Faucher eines Tages einen im Alter von etwa 37—38 Jahren stehenden Herrn zu, als ich im Ottoschen Atelier einen Studienkopf malte.

Digitized by Google

Er ſtellte ihn als Herrn John Prince-Smith vor. Eine kaum mittelgroße aber kräftig entwickelte gelenkige Geſtalt von einer gewiſſen vornehmen Ruhe der Haltung und der Bewegungen; ein Kopf mit ziemlich kurz gehaltenem braunem Haar, breiter, lichter, faltenloſer Stirn; kraftvoll gebogener, ziemlich großer, aber fein geſchnittener Naſe, überlegen klug und ſchlau blickenden, grauen Augen unter breit aufliegenden Lidern und wohlgezeichneten, dunklen Brauen; einem von ſpöttiſchem Lächeln umzuckten, nichts weniger als ſchönen Munde mit glatt raſierter Oberlippe, das Kinn mit einem kurzen, echten Yankeebärtchen bedeckt. Die ganze Erſcheinung hatte ein entſchieden nordameri-kaniſches Gepräge. —

John Prince Smith? . . . Der Name war mir da-mals ſchon ſehr wohlbekannt. Als der des Verfaſſers von mehreren, volkswirtſchaftliche Themata behandelnden Broſchüren, war er in der Zeitungspreſſe während der vorangegangenen Jahre häufig citiert worden. Ja in eine und die andere hatte ich, durch Faucher dazu ange-regt, wohl ſelbſt tiefer hineingeblickt. Was ich darin las, ſo fern mir auch damals dieſe Gegenſtände und Fragen liegen mochten, hatte mich durch die durchſichtige Klarheit der Darſtellung, durch die Freiheit von dem damals allgemein gebräuchlichen, philoſophiſchen Schul-jargon ebenſo wie von trockener Nüchternheit, die bei der Behandlung national-ökonomiſcher Themata unvermeidlich erſcheint, frappiert und durch einen ganz originellen Reiz

Digitized by Google

der Sprache, die Wärme des Ueberzeugungsausdrucks, die unerbittliche Logik der Beweisführung gefesselt.

Alle diese Broschüren waren in Elbing geschrieben, wo der Verfasser zugleich das Amt eines Turnlehrers und Lehrers der englischen Sprache am Gymnasium bekleidete. Er war des Lebens in den dortigen engen Verhältnissen satt geworden, hatte seine Stellung aufgegeben und wollte sein Heil in Berlin versuchen. Hatte er sich hier doch bereits in Kreisen der Politiker der Volkswirte und der Publizisten durch seine Broschüren, in welchen er lauter, eindringlicher, überzeugender als noch irgend ein Deutscher vor ihm das Evangelium vom angeblich weltbeglückenden, alle Uebel heilenden, alles Elend der Menschheit endenden, den Frieden auf Erden verbürgenden Freihandel predigte, eine große Zahl von Verehrern erworben und sich hier den Boden bereitet, auf dem er zu wirken, sein Talent und sein umfassendes Wissen praktisch zu verwerten hoffen durfte. Julius Faucher stand längst mit ihm in brieflicher Verbindung. Jedes liberale revolutionäre oder vaterländische Pathos war beiden gleich fremd. Für die Bestrebungen der demokratischen Jugend zur Herbeiführung der „neuen freien Zeit" hatten sie nur ein ironisches mitleidiges Lächeln.

Ein in seiner Art ganz einziger Bildungs- und Entwickelungsgang hatte Prince Smith zu dem gemacht, was er damals war. Der einzige Sohn des Gouverneurs einer britischen Insel im westindischen Archipel, war er

Digitized by Google

in unbedingter Freiheit und in fürstlichem Luxus aufgewachsen, mit einem Schwarm von Negersklaven zu seiner Bedienung, die blindlings nach seinem Willen thaten. Der Vater schien nach seinen Erzählungen auf seiner Insel die Macht eines kleinen Sultans besessen und ausgeübt zu haben. Als der Sohn kaum das dreizehnte Jahr erreicht hatte, starb jener und all sein vermeintlicher Reichtum war in nichts zerronnen. Den Knaben nahmen seine Vormünder nach England. Aus einem Leben in Wildheit und Freiheit voll toller Wagstücke und Abenteuer auf dem Meere und auf dem Lande sah er sich plötzlich herausgerissen und in ein Bankkontor zu London versetzt. Im siebzehnten Jahr nahm er die Redakteurstelle bei einem in Hamburg in englischer Sprache erscheinenden Handelsblatt an, das indes nach kurzer Dauer unterdrückt wurde oder einging. Jahrelang war er in Deutschland und England hin- und hergeworfen. In verschiedenen Berufszweigen und Unternehmungen versuchte er vergebens sein Glück. Aus reichen Lebenserfahrungen, Beobachtungen und Bücherstudien sammelte er einen enormen Schatz praktischen und theoretischen Wissens an. Aber nirgends vermochte er festen Fuß zu fassen. Schließlich begrüßte er es fast als einen Rettungshafen, als ihm in Elbing jener von dem bekannten Jakob van Riesen gestiftete Posten als Turn- und englischer Sprachlehrer angeboten oder ihm auf seine Bewerbungen übertragen wurde. Zu der berühmt

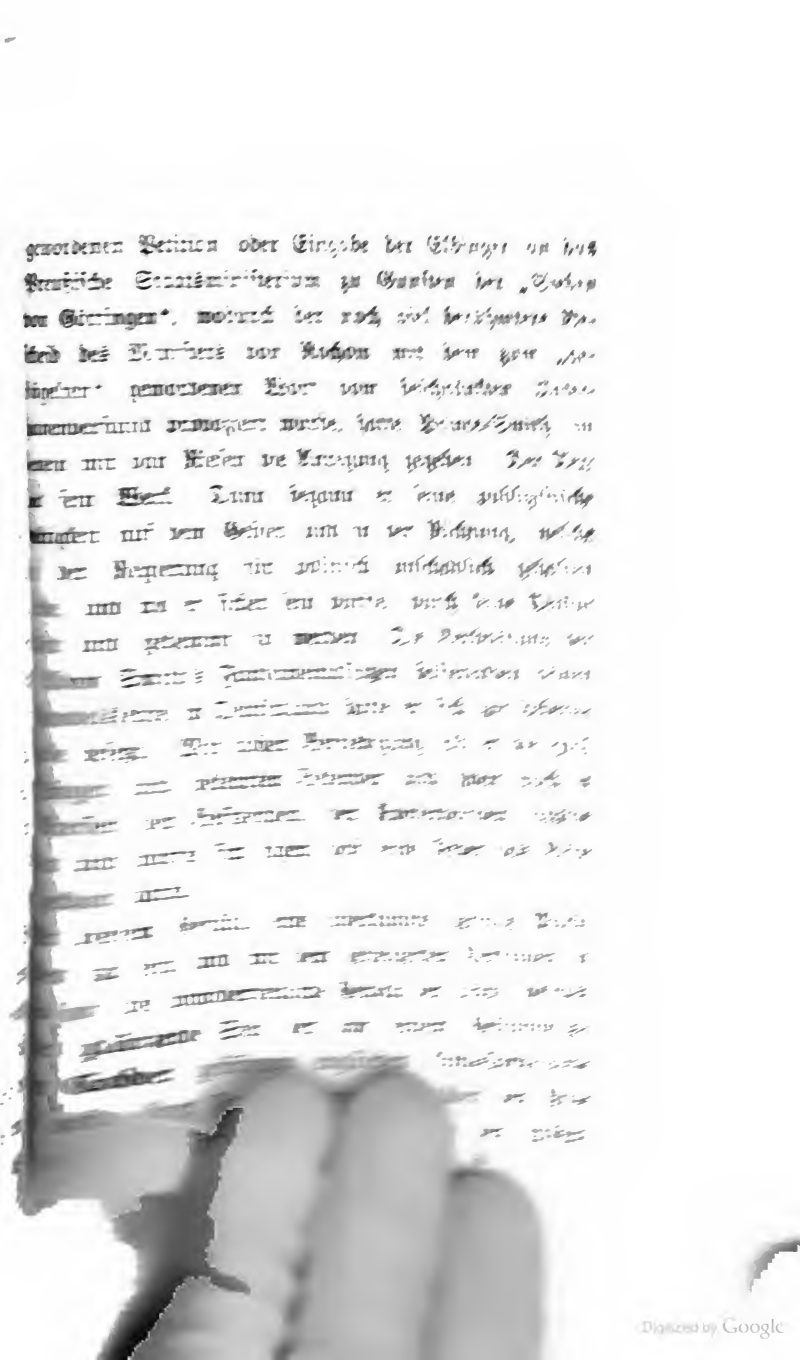
Digitized by Google

gewordenen Petition oder Eingabe der Elbinger an das Preußische Staatsministerium zu Gunsten der „Sieben von Göttingen", wodurch der noch viel berühmtere Bescheid des Ministers von Rochow mit dem zum „geflügelten" gewordenen Wort vom beschränkten Unterthanenverstand provoziert wurde, hatte Prince-Smith im Verein mit van Riesen die Anregung gegeben. Der Text war sein Werk. Dann begann er seine publizistische Thätigkeit auf dem Gebiet und in der Richtung, welche von der Regierung für politisch unschädlich gehalten wurde, und wo er sicher sein durfte, durch keine Censur gestört und gehemmt zu werden. Die Verbreitung der auf Adam Smith's Fundamentalsätzen basierenden reinen Freihandelslehre in Deutschland hatte er sich zur Lebensaufgabe gesetzt. Mit hoher Befriedigung sah er die Zahl der Jünger und bekehrten Bekenner und zwar auch in den Kreisen der Besitzenden, der Konservativen, rapide wachsen und durfte sich sagen, daß seine Feder das Beste dazu gethan hatte.

Mit diesem Gefühl, eine anerkannte geistige Macht geworden zu sein, und mit dem gesteigerten Vertrauen in sich und in die unwiderstehliche Gewalt der Lehre, welches ihm der glänzende Sieg der von seinem Gesinnungsgenossen Cobden gestifteten englischen Anti-Corn-Law-League und ihrer Freihandelsprinzipien über den Protektionismus im Englischen Parlament in den großen

Digitized by Google

[illegible] Luxus auf-
[illegible] von Negersklaven zu seiner
[illegible] nach seinem Willen thaten.
[illegible] Erzählungen auf seiner
[illegible] besessen und aus
[illegible] das dreizehn
[illegible] und all sein vermei
[illegible] Den Knab
[illegible] nach England. Aus ei
[illegible] voll toller Wagstücke
[illegible] dem Lande so
[illegible] und in ein Bankkonto
[illegible] Jahr nahm e
[illegible] in Hamburg in eng
[illegible] an, das inde
[illegible] wurde oder einging. Ja
[illegible] und England hin- u
[illegible] Berufszweigen und
[illegible] vergebens sein Glück. Au
[illegible] Beobachtungen und Büch
[illegible] einen Schatz praktischen
[illegible] Aber nirgends vermochte
[illegible] Schließlich begrüßte er es fast
[illegible] in Elbing jener vor
[illegible] Jahre von Riesen [illegible] Posten
[illegible] oder
[illegible] Bewerbungen [illegible]



Digitized by Google

Januartagen des Jahres 1846 gegeben hatte, kam Prince-Smith nach Berlin. Faucher's Haus bot ihm den ersten Stützpunkt. Von hier streckte er seine Fühlfäden in der Berliner Gesellschaft aus. Die nächste Bekanntschaft, die er hier machte, war die der Tante seines Freundes, die ihm im Lebensalter vielleicht um ein paar Jahre voraus war. Er konnte unwiderstehlich sein, wenn er wollte. In seinen Manieren vollendeter Gentleman, reserviert und kühl, wußte er gelegentlich wieder durch glänzende Beredsamkeit, den Reichtum neuer eigenartiger Gedanken über Welt und Leben, Kunst und Dichtung, den Schwung und das Feuer seiner Worte wahrhaft hinzureißen. Diese Kunst übte er in jenem Fall mit solcher Meisterschaft aus, daß er eines schönen Tages sich seinem überraschten Freunde — als Bräutigam des Fräuleins Auguste Sommerbrodt vorstellen konnte. Die Vermählung ließ nicht lange auf sich warten. Sein alter Traum, sich die Freiheit zu erringen, welche der Besitz eines großen Vermögens giebt, schien erfüllt zu sein. Aber nur zu bald sollte er die Erfahrung machen, daß er im Gegenteil gerade die Freiheit dahin gegeben und sich in einen, wenn auch behaglichen und vergoldeten, Käfig eingeschlossen hatte. Seine Gattin hatte bei aller Rechtschaffenheit, echten Herzensgüte und aller Liebe für ihn, doch einen sehr festen, klarbewußten und konsequenten Willen, und fuhr auch als Frau fort, ihre Angelegenheiten mit eigener Hand und nach eigenem Ermessen zu führen . . .

Digitized by Google

Damals blieb meine Bekanntschaft mit Prince-Smith, welche durch jenen Atelierbesuch bei mir eingeleitet wurde, nur eine ganz oberflächliche. Ich hörte von seiner Verheiratung mit dem älteren „Goldfisch". Aber ich fühlte und erhielt während der nächsten Jahre noch keine Veranlassung, ihn aufzusuchen und einen Verkehr mit ihm anzubahnen. — Die Stürme des „tollen Jahres" ließen ihn ziemlich unberührt. Er machte sich keine Illusionen über den von anderen in allen Tonarten gefeierten, angeblichen „Sieg des Volkes" in der Märznacht. So blieben ihm auch die schmerzlichen Enttäuschungen erspart, welche so vielen Tausenden der Rückschlag im November, der reale Sieg des königlichen Regiments, über die Revolution und der parlamentarische Mißerfolg der konstituierenden National-Versammlung bereitete. Dann aber, als allmählich der große, allgemeine Katzenjammer und die Ernüchterung von den aufgeregten Seelen Besitz nahm, das pessimistische Verzagen am Vaterlande, das Verzichten auf jede Hoffnung und jeden Glauben an eine dereinstige Wiedergeburt und Erhebung desselben an die Stelle der früheren, überschwänglichen Vertrauensseligkeit getreten war, — da meinte Prince-Smith, die Zeit sei gekommen, um das Interesse der Menschen endlich einmal wieder auf die wahrhaft und einzig wesentlichen Dinge hinzulenken, die vor allem not thäten. Darunter verstand er natürlich die Freihandelslehre. Mit J. Faucher gemeinsam gründete er das Journal „Die Abendpost".

6*

Digitized by Google

Der Eindruck der, von beiden und einigen gemeinsamen Freunden und Schülern Prince-Smiths geschriebenen Leitartikel, politischen Resumé's, Kritiken der Tagesgeschichte und Feuilletons war auf das Publikum aller politischen Parteien ein zunächst völlig befremdender und verwirrender. Die unbefangene und unbarmherzige Kritik der revolutionären Thorheiten, Schwächen, Selbsttäuschungen, falschen Größen, machte bei den echten Demokraten und Märzmännern viel böses Blut. Die glänzenden Bilder von der Zukunft der Menschheit, wie sie durch die konsequente Durchführung des reinen Freihandels auf allen Gebieten des Lebens unter Beihilfe der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis und darauf basierenden Technik sich gestalten werde und müsse, hatten etwas unleugbar berückendes und wirkten oft mit überzeugender Macht. Dem merkwürdigen Blatte war freilich leider nicht einmal eine einjährige Daseinsdauer vergönnt. Es fand kein genügendes Publikum und die Staatsbehörden erkannten allmählig, wie es in Wahrheit um die Harmlosigkeit des Journals bestellt sei. J. Faucher suchte sich ein anderes weiteres Thatenfeld: er ging mit seiner Frau nach London, um bald in der englischen Zeitungs- und Revuenpresse festen Fuß zu fassen und seine volkswirtschaftlichen und sozialen Studien in großen Maßstab an dem grandiosen Wirtschaftsleben Londons und Großbritanniens fortzusetzen. Prince-Smith blieb als Berliner Hauswirt hier zurück.

Digitized by Google

Als ich damals 1850—51 jene große Kreidezeichnung von meiner Frau in ganzer Figur mit dem nackten Säugling an der entblößten Bruſt, vollendet hatte, — jene Zeichnung, mit der ich auch zu Cornelius gegangen war, — kam mir, ich weiß nicht wie, plötzlich, Prince-Smith in den Sinn. Er war mir ſeit Jahren beinahe völlig aus dem Geſicht gekommen. Aber ich hatte ſeine Artikel in der „Abendpoſt“ immer mit großem, mit auch oft zwieſpältigem, Intereſſe geleſen. Er iſt ein reicher Mann, voll Kunſtliebe und Verſtändnis. Vielleicht entſinnt er ſich Deiner noch . . . Möglich iſt's ja, daß ihm das Ding gefällt, oder daß ſeine Teilnahme für Dich erweckt wird. Er kann ja höchſtens „nein“ ſagen. — Ich überwand das Peinliche, das in allem ſolchen Hauſierengehen mit einem Werk der eigenen Hand liegt und ſuchte ihn mit meiner unter Glas geſetzten Zeichnung, in ſeiner Wohnung auf.

Bis dahin hatte ich ſie noch nie betreten. Sie lag im zweiten Geſchoß jenes Eckhauſes unter den Linden 26. Das erſte war von der Speiſewirtſchaft meines mir nicht verwandten Namensvetters, einer in jenen Jahren ſehr populären Berliner Figur, eingenommen. Ich fand Prince-Smith in ſeinem, durch das einzige Eckfenſter vom Hof her ziemlich ungenügend erhellten, Hinterſtübchen, umgeben von Chemikalien, elektriſchen Batterien, phyſikaliſchen Apparaten. Der Volkswirtſchaftslehrer arbeitete an der Ausführung einer von ihm erfundenen vermeintlichen

Digitized by Google

Verbesserung der elektrischen Telegraphen, von der er sich die einschneidendsten Wirkungen auf das ganze moderne Verkehrsleben und für sich selbst die Reichtümer versprach, welche seine kinderlos gebliebene Ehe ihm in dem gehofften Maß noch keineswegs verschafft zu haben schien. Es ließ sich aus allem leicht erkennen, daß der Schlüssel zur Kasse sich nicht in seinen Händen befand.

Er empfing mich mit echt britischer Kühle, wenn er sich auch unserer, früher gemachten, flüchtigen Bekanntschaft, sehr wohl entsann. Aber seine Zurückhaltung wich bald genug einem freundlichen, wärmeren, entgegenkommenden Wesen, als er die ihm vorgelegte Zeichnung sah. Er ging damit zu seiner Frau, die — selbst eine talentvolle Dilettantin, — mit ihm die Liebe für die bildende Kunst und eine starke Begeisterungsfähigkeit für deren große Meisterwerke, wie eine ziemlich genaue Vertrautheit mit denselben, teilte. Bald kam er mit der beglückenden Botschaft in sein Zimmer, in welchem ich langend und bangend auf seinen Bescheid harrte, zurück, daß er die Zeichnung für den von mir geforderten, freilich unglaublich niedrigen Preis behielte.

Seitdem waren wieder mehr als anderthalb Jahre vergangen, ohne daß ich Prince-Smith wieder besucht gehabt hätte. Zufällig war ich dann einmal im Spätherbst 1852 mit ihm auf der Straße zusammengetroffen. Er machte mir

Digitized by Google

freundschaftliche Vorwürfe, daß ich mich gar nicht mehr sehen gelassen habe. Ich mußte ihm von meinem Ergehen, von meiner Familie, von meinen Arbeiten erzählen. Der Schritt, den ich bei der Illustrirten Zeitung gethan hatte, fand seinen ganzen Beifall. An dem Erfolg äußerte er seine aufrichtige Freude. So kam ich wieder in sein Haus und bald immer häufiger und häufiger. Unser Verkehr wurde überraschend schnell ein wahrhaft freundschaftlicher. Ich zeichnete sein Portrait in schwarzer Kreide, malte ihm das Bildnis eines zwölfjährigen Mädchens, das er mit väterlicher Zuneigung protegierte. Das Bild führte ich bei mir in jenem „Zimmer für Alles" aus, die Zeichnung bei ihm, in seinem Laboratorium. Es war eine hohe Lust, stundenlang mit ihm allein zu sein, ihm zuzuhören, während ich ihn zeichnete. Er verfügte über einen überströmenden Reichtum an Ideen, an glücklichen Eingebungen und Erkenntnissen in Bezug auf die Mittel und Wege für den Einzelnen, wie für ganze Völker und Bevölkerungsgruppen, um sicher zu großen materiellen Gütern und dauernd glücklichen Zuständen zu gelangen. Mannigfache mechanische Erfindungen, die er träumte und voraus sah, wie jene „calorische Maschine", die er im Geist bereits völlig fertiggestellt zu haben behauptete, bildeten nur eine Gruppe dieser unfehlbaren Mittel. Seine Phantasie nahm auch nach dieser Richtung hin die kühnsten Flüge. Sie hatte, wie die Folgezeit lehrte, eine wahrhaft prophetische Kraft.

Digitized by Google

Zeigte sie ihm doch eine Menge von Erfindungen, öffentlichen Einrichtungen und Anstalten als notwendig bevorstehend, als schon in nächster Zeit realisierbar, von denen damals niemand eine Ahnung hatte, die man als Hirngespinnste eines Träumers verspottet haben würde, und die uns doch heute längst durch Edison, Siemens, Anschütz, Maybridge und andere verwirklicht, als etwas Selbstverständliches, schlechthin Unentbehrliches für das Leben der modernen Menschheit erscheinen. Er selbst aber scheiterte regelmäßig an der technisch-praktischen Ausführung der glücklichsten Gedanken und Projekte. Seinen späteren großen Reichtum, zu dem er in den ersten siebziger Jahren während der letzten Lebenszeit seiner Frau und nach deren Tod gelangte, dankte er nicht seiner umfassenden Begabung und Geisteskraft, sondern der völlig geistlosen, ganz ordinären Thatsache der kolossalen Wertsteigerung des Grundes und Bodens seiner beiden Eckhäuser.

Mir schenkte er allmählich unbedingtes Vertrauen. Die reichen Quellen seines Wissens und seines originellen Geistes wirkten befruchtend auf den meinen. Mindestens eben so hoch aber muß ich seinen stärkenden, erhebenden, erquickenden Einfluß auf meinen ganzen Gemütszustand taxieren. In Ermangelung des bewußten „Schlüssels", aber auch wohl aus wirtschaftlichen Prinzipien, von denen er auch um der Freundschaft willen nicht abwich, konnte und wollte er mir mit direkten materiellen Unter-

Digitized by Google

stützungen nicht aus der dringenden Not helfen. Aber er honorierte mir jene Portraits und bestellte später noch andere bei mir, wie das der einmal von London mit ihrem elfenhaft reizenden kleinen Töchterchen zum Besuch herübergekommenen Gattin Fauchers und dieses Kindes, die ich, wenn auch für wahre „Freundschafts-Preise", ausführte. Er schlenderte schon damals Arm in Arm mit mir Unter den Linden, stellte mich jedem Bekannten als seinen lieben Freund vor, prophezeite mir eine nahe glänzende Zukunft als Bildnismaler; — „in drei Jahren verdienen Sie 4000 Thaler jährlich, glauben Sie mir," das war seine stehende Redensart und wohl auch seine aufrichtige Ueberzeugung. Mit alledem gab er mir Köstlicheres als es jede Geldunterstützung gewesen wäre: neuen Lebensmut, Selbstvertrauen, frohen Glauben an die noch nicht gänzlich entschwundene Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer besseren Zukunft für mich.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in der ich mir diesen Freund gewann, dem ich so gute Dinge verdankte, verlor ich für immer den alten Jugendfreund, der in der genau entgegengesetzten Richtung so verhängnisvoll auf mich eingewirkt hatte. Gregorovius konnte seit dem Januar sein zu ebener Erde gelegenes Zimmer in der Karlstraße nicht mehr verlassen. Zu helfen war ihm nicht mehr. Wie alle Schwindsüchtigen war er sich der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht bewußt. Auch als er sich Mitte Februar niederlegte, um nicht mehr

Digitized by Google

aufzustehen, glaubte er noch an die Möglichkeit seiner Genesung. Wie allabendlich saßen wir auch am 22. Februar an seinem Bett, während der Wind den dicht fallenden Schnee gegen die Fenster trieb. Lange hatte er still dagelegen. Plötzlich sagte er mit einem guten wehmütigen Lächeln: „Ich hab' Euch doch immer sehr lieb gehabt" und küßte mein ältestes Kleines auf die Stirn. Dann legte er sich zurück wie zum Schlafen. Der röchelnde Atem ging leiser und leiser, und nicht lange, so stand er still. Es war vorüber.

Digitized by Google

V.

Einen Monat danach verließen wir jene traurige Hofwohnung unter dem Dach in der großen Friedrichstraße und vertauschten sie, kühn entschlossen, mit einer so gut wie weit außerhalb Berlins gelegenen — in der „Lietzower Wegstraße", der heutigen Lützowstraße, westlich von der Potsdamer in einem einstöckigen Gärtnerhause. Es lag der Mündung der, heute „Blumeshof" genannten, Straße — damals ein buschiger und baumreicher Feldweg — gegenüber als letztes westlichstes der kurzen Reihe kleiner halb dörflicher Häuschen an dem ungepflasterten, tiefen Sandwege, der jenen Namen führte.

Wie alle diese Häuschen war es ganz umgeben von ausgedehnten Blumen- und Fruchtgärten, weiten Getreide- und Kartoffelfeldern. Drüben erhob sich das große rote Gebäude der Jungbluthschen Wagenfabrik, welches die ganze Strecke zwischen Blumeshof und der heutigen Magdeburgerstraße einnahm. Statt der letzteren führte ein schmaler Fußsteg von der Kanaluferstraße zwischen

Digitized by Google

der Westseite dieses Fabrikgebäudes und den angrenzenden Getreidefeldern zur Lietzower Wegstraße hinüber, und weiter über Felder und Kirschpflanzungen zu der Windmühle und den kleinen Gehöften an „Blums Mühlenweg", der heutigen Steglitzerstraße, und zu den Sanddünen und Kirschgärten des noch fast gänzlich unbebauten „Jakobsschen Weges," der heutigen Kurfürstenstraße. Der Magdeburgerplatz war ein Kartoffelacker. In dessen Mitte hatte sich ein in einem benachbarten Hüttchen hausender Schuhmacher ein hölzernes, berliner Laubengerüst konstruiert, das er mit Bohnen bewachsen ließ. Ich sehe ihn immer noch, wie er auf der Holzbank in dieser Bohnenlaube abends im alten Schlafrock und Pantoffeln, seine Pfeife schmauchend und die Volkszeitung lesend, in vollem Behagen zu sitzen pflegte, ringsum — „Gegend, nichts als Gegend!"

Aus den Fenstern meiner Wohnung, die aus einer Küche, (dem ersten Durchgangsraum am Flur) und zwei Zimmern bestand und im höchsten Stockwerk, welches das Haus besaß, d. h. im ersten, mithin ganz vornehm in der „Bel-Etage", gelegen war, schweifte der Blick über den, mit blütentragenden Gebüschen reich bepflanzten langen Vorgarten, der es von dem breiten Sandweg der Straße trennte, und an dem Fabrikgebäude vorüber, frei und ungehemmt zu den Feldern Wiesen und Gärten diesseits und jenseits des von den dünnen jungen Bäumchen seiner Alleen eingefaßten Kanals bis zu dem Tiergarten. Wie eine dunkle Wand begrenzten die ge-

Digitized by Google

schlossenen Massen seiner Baumkronen im Verein mit denen der großen Privat- und Wirtsgärten zwischen Bendlerstraße und Albrechtshof und von da ab weiter westlich die des Seeparks, welche dort mit denen des zoologischen Gartens und des „Parks Birkwäldchen" zusammenflossen, die Felder und Wiesen im Norden und Westen. Nach unserm jahrelangen Leben und Atmen in der damaligen „Hofluft" kleiner armseliger Hinterhauswohnungen in der von gifthauchenden Rinnsteinen durchzogenen inneren Stadt, tranken wir den frischen duftigen Atem der Natur, der uns hier in dieser weltfernen Vorstadtgegend umwehte, mit nicht zu schildernder Wonne.

Und welche Wohlthat, nicht mehr genötigt zu sein, das Wasser im Eimer vom Brunnen herauf und das überflüssige zum Hofe hinunter drei bis vier hohe Treppen, sondern nur eine kurze Stiege zu tragen! Die Vorstellung, eine Wasserleitung im Hause zu haben und nur einen Hahn in der Küche und dem Schlafzimmer drehen zu dürfen, um Wasser nach Belieben zu erhalten, vermochte die Phantasie eines Berliners damals schlechterdings noch nicht zu fassen. Ein dienendes Wesen aber, welches uns jene Mühe und alle andern gröberen Arbeiten in Wohnung und Küche abgenommen hätte, war für uns noch immer nicht vorhanden. Der Preis dieser merkwürdigen Bel-Etagen-Wohnung schien uns zwar nicht ganz billig, — 70 Thaler jährlich! Aber mit der Aussicht auf

Digitized by Google

ſicher honorierte Arbeiten hoffte ich auch dieſe Miete unſchwer erſchwingen zu können.

Hinter dem Hauſe zwiſchen den Treibhäuſern und glasbedeckten Miſtbeeten, wie zwiſchen den Gebüſchen und Blumenbeeten des großen Vorgartens trieben Scharen von Hühnern mit ihren Küchlein, Enten, Tauben, zahlreiche Hunde und Katzen ihr Weſen zum unſäglichen Vergnügen unſrer hier in friſcher Geſundheit aufblühenden beiden Kleinen. Der Sandweg vor dem äußern Gartenzaun war wenig belebt. Bald fiel uns eine ganz eigentümliche Geſtaltengruppe auf, die mit größter Regelmäßigkeit an jedem Morgen gegen 7 Uhr an jenem Zaun vorüberpaſſierte. Ein hochgewachſener breitſchultriger Mann, der ſich etwas gebückt hielt, in einem erbſengelben Ueberzieher der ebenſo wie ſein Cylinderhut, auf Eleganz nicht den geringſten Anſpruch erhob, mit glatt raſiertem Geſicht, von knorrigen, gleichſam zuſammengedrängten Formen, mit in ſich gekehrtem Blick der tiefliegenden grauen Augen unter der breiten, edlen Stirn, ſchritt einer ſehr viel kleineren Frau und einem jungen Mädchen, erſichtlich beider Tochter, voraus, deſſen Antlitz von einem ſimplen breitrandigen Strohhut beſchattet, von üppigen braunen Locken, frei umkrauſt, unverkennbar das Gepräge des Ungewöhnlichen, einer gewiſſen Genialität trug. Das ganze Ausſehen dieſer Gruppe zog mich eigentümlich an. Mit immer geſteigertem Intereſſe ſah ich ihrem Kommen entgegen, beobachtete ich ihr Vorbeigehen an jedem Morgen. Aber

Digitized by Google

es kam damals zu keiner persönlichen Berührung zwischen mir und dem mehr als zwanzig Jahre älteren Mann. Erst sehr viel später im Leben lernten wir uns bei Franz Duncker und Lassalle kennen. Damals erfrug ich nur, daß er Friedrich Scherenberg, der Dichter von „Leuthen“ und „Waterloo“ sei, der in der Nachbarschaft wohne. Allem Anscheine nach hatten ihm seine patriotischen Lorbeern bis dahin noch wenig goldene Früchte getragen.

An manchen Nachmittagen dieses Frühlings und Sommers sahen wir auf dem Fußstege zwischen der langen Westseite des Jungbluthschen Fabrikgebäudes des weiten Kornfeldes die Gestalt eines andern Mannes raschen elastischen Ganges daher und auf unsern Garten zugeschritten kommen, der uns desto besser bekannt war und dessen Erscheinen wir immer mit inniger Freude begrüßten. Es war John Prince-Smith. Er hatte mich zwar dringend beschworen, nicht in diese von Berlin so unerreichbare ländliche Wüste im Westen hinauszuziehen. „Lieber ins Arbeitshaus, als dahin“, sagte er wiederholt. „Da sind Sie vollständig verloren und Ihre ganze Carrière ist zerstört.“ Zum Glück hatte ich mich dennoch nicht von dem Entschluß abbringen lassen und hatte diesmal auf den sonst immer so gern befolgten Freundesrat nicht gehört. Es war ein liebenswürdiger Zug Prince-Smith's, daß er sich durch dessen Nichtbefolgung nicht gekränkt und geärgert fühlte. Er bewies das am besten durch seine Besuche. Den Kindern brachte er Spielsachen und kleine Näschereien mit.

Digitized by Google

Er holte uns zu Spaziergängen ab oder kam, um ein paar Stunden mit mir im Garten oder im Zimmer zu verplaudern. Ich erwiderte seine Besuche nicht minder fleißig. Während einer ziemlich langen Reihe von Jahren hat dies echt freundschaftliche Verhältnis angedauert. Seine Gesinnungen und Sympathieen übertrug er auch auf seine Gattin und wir wurden allmählig völlig heimisch in deren Hause. Aber schon in jenem ersten Jahr unsers intimen Verkehrs, — wie manche dichte Nebel, die mir damals die reale Welt noch verschleierten, hat er in den stundenlangen Gesprächen mit mir zerrissen und zerstreut! Wie viele romantische Schemen verflüchtigten sich mir vor seiner unbarmherzig einschneidenden Kritik! Wie viele falsche Idole hat er mir zerstört und verleidet! Wie viele mir ganz neue Gebiete des Wissens erschlossen! — Natürlich kam ich nicht davon los, seinen Say, Malthus, Bastiat e tutti quanti so gut es eben gehen wollte, durchzuarbeiten. Die Bekehrung des Freundes zum Glauben an die alleinseligmachende reine „Nichts-als-Freihandels"-Lehre war ihm eine Herzenssache. Aber er, der Engländer, war es gleichzeitig auch, der mir den kräftigsten Anstoß zu einer viel gründlicheren Beschäftigung mit Goethe, der *ihm* „Bibel und Koran" war, zu einer viel tieferen Versenkung in diesen unergründlichen Born der Weisheit und Schönheit gab, als ich sie bis dahin versucht gehabt hatte. Ich brauche hier nicht erst zu entwickeln, was mir daraus und aus der allmählig erworbenen

Digitized by Google

Goethefestigkeit für mein ganzes übriges Leben erblüht ist. — Aber sie, nur aus einem geliehenen Exemplar erwerben zu können, erschien mir immer fast beschämend. Der eigne Besitz von Goethes Werken, die damals noch einen recht teuern Gegenstand bildeten, begann mir mehr und mehr als eins der erstrebenswertesten „Glücke" und als eine der für mich unentbehrlichsten Bedingungen eines „menschenwürdigen" geistigen Daseins zu erscheinen. Doch erst drei Jahre später vermochte ich mir dies Glück zu erobern. Ich vergesse nie die Seligkeit, die ich empfand, als es mir gelungen war, mir durch den Verlagsbuchhändler J. Springer, für den ich zahlreiche Kinderbuch-Illustrationen zeichnete und lithographierte, die Cottasche Goetheausgabe in sechs Groß-Quartbänden zum Preise von neun Thalern verschaffen zu lassen. Ich hatte ihn darum ersucht und ihm anheimgestellt, mir diese große Summe von meinen kleinen Honoraren abzuziehen, und er erfüllte meine Bitte. Wie ich diesen meinen Schatz, dies so lange schon ersehnte, einzig köstliche Gut vom Monbijouplatz zum „fernen Westen" nach Hause trug, es unterwegs schon unwillkürlich streichelte und den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ich das ganze Packet öffnen und nach Herzenslust in all der nun mein eigen gewordenen Herrlichkeit schwelgen können würde! . . .

Vor Einem, was mir noch begegnen könnte, um meinen ferneren geraden Weg zur künstlerischen Ruhmeshöhe

Digitized by Google

zu kreuzen, bekundete Prince-Smith ernstliche Freundes-Besorgnis. Ich las ihm einmal einen Text zu einigen Zeichnungen nach plastischen Werken für die Illustrirte Zeitung aus dem Manuscript vor. Er blickte mich traurig an: „Wo haben Sie denn diese journalistische Fertigkeit her? . . . Um Gotteswillen, Sie werden mir doch nicht mal gar Schriftsteller werden?“ Mit ganz ehrlicher Ueberzeugung wies ich lachend die Voraussetzung jeder Möglichkeit eines solchen Berufswechsels zurück. Ach! „Du sollst Dich nimmermehr vermessen, von dieser Speise werd' ich nie essen!“

Digitized by Google

VI.

In jenem Frühling sahen wir wieder einmal einem sogenannten „beglückenden Familienereignis“ nicht ohne eine gewisse Bangigkeit entgegen. Die Stunde desselben trat etwas früher, als wir erwartet hatten, ein. Bis über die Mitte einer milden Aprilnacht hinaus hatte ich meiner jungen Frau vorgelesen. Das sachte Ausgehen der kleinen Lampe brachte uns die etwas erschreckende Thatsache zum Bewußtsein, daß wir keinen Tropfen Oel mehr im Hause hatten. Zum Schlafen freilich bedurften wir keines Lichtes. Aber plötzlich traten Zeichen ein, welche über ihre wahre, rechte Bedeutung keinen Zweifel ließen. Die nächste weise Frau wohnte in der Bernburgerstraße. Zeit zum Besinnen und Erwägen blieb mir nicht. Hinaus also in die Nacht, um dorthin zu eilen. Vielleicht, daß ich unterwegs in der Stadt noch einen Apotheker herausklopfen könnte, der mir etwas Oel abließe. Bei der hilfreichen Dame gelang mir zum Glück das Herausklingeln noch rasch genug und sie zögerte, gütigen Herzens, keinen Augenblick, meine Bitte zu er-

Digitized by Google

füllen, sich schnell zur nächtlichen Wanderung in jene entlegene Wildnis anzuschicken. Ja, als ich ihr meine Verlegenheit in Betreff der Beleuchtung der bevorstehenden Scene eingestand, nahm sie selbst ein Fläschchen Oel mit sich.

Eine gute Stunde seit meinem Weggang vom Hause mochte vergangen sein, bis ich, die Treffliche führend, in den Lietzower Sandweg einbog. Aber war es ein Trugbild meiner erregten Phantasie? War es wirklich ein Fenster unserer Bel-Etage, was da so hell in die dunkelwolkige sternlose Nacht hinausleuchtet? Es war so, eine Täuschung unmöglich. Durch welches Wunder ist sie zu Oel für die Lampe gekommen? fragte ich mich. Die Aufklärung, die ich, oben angelangt, von meiner armen tapfern, im Dunkeln allein Gelassenen empfing, machte, daß wir beide, trotzdem die Situation wahrlich nichts Heiteres hatte, in herzliches Lachen ausbrachen. Sie hatte beim Schimmer eines Streichholzes meinen Malkasten durchsucht, ein noch ziemlich gefülltes Fläschchen Mohnöl darin gefunden und dies aufs Küchenlämpchen gegossen, das nun das Zimmer, wenn auch mit ziemlich trübseligem Licht, erhellte. Nein, etwas dem Aehnliches hatte auch Jean Paul aus der Haushaltung seines Armenadvokaten Siebenkäs und Ludwig Tieck aus der des Helden jener oben citierten Novelle „Des Lebens Ueberfluß" nicht zu erzählen gehabt! Wir hatten wieder einmal etwas ganz Apart's für uns.

Am dritten Tage nach dieser Nacht, die trotz der

Digitized by Google

spärlichen Beleuchtung übrigens ganz der natürlichen Ordnung gemäß verlief, traf eine unter diesen Umständen doppelt willkommene und mit gesteigerter Freude begrüßte, frohe Botschaft von der Illustrirten Zeitung ein. Ich hatte ihr vorgeschlagen, eines der bedeutendsten neuen Berliner Skulpturwerke, die acht großen Marmorgruppen für die Schloßbrücke, deren Mehrzahl eben damals in den Werkstätten hiesiger bekannter Bildhauer ihrer Vollendung sehr nahe gebracht war, für das Leipziger Blatt zu zeichnen und zu besprechen. Mit diesem Vorschlag erklärte sich die Redaktion einverstanden und erteilte mir den Auftrag zur Ausführung.

Zehn Tage später bereits feierten wir das eine wie das andre glückliche Ereignis durch eine unsrer gewohnten Wanderungen nach dem damals noch so idyllischen, von keiner modernen Biergarten-Kultur beleckten, lieblich-traulichen Waldnest Saatwinkel am Tegeler See. Die neue kleine Weltbürgerin wurde abwechselnd auf dem Arm der Mutter und auf meinem getragen. Die Geschwister marschierten tapfer auf den unermüdlichen winzigen Füßchen. Zum ersten Mal fehlte unser alter treuer Genosse dieser Wanderungen, der lange Gregorovius. Bei aller aufrichtigen Trauer um seinen Verlust und um sein beklagenswertes Geschick, konnte ich mir nicht verhehlen, daß seit seinem Dahinscheiden Welt und Leben mir sehr viel weniger trübe, hoffnungs- und freudlos erscheinen wollten. —

Digitized by Google

Immer ſchon in der Morgenfrühe brachen wir zu dieſen Saatwinkel-Wanderungen auf. Vor dem Charlottenburger Schloßgarten überſchritten wir die Spree auf der dortigen Brücke. Von da ging man entweder längs des Flußlaufs auf der von alten Weiden und Erlenbüſchen geſäumten ſandigen Uferſtraße oder durch den noch tieferen Sand des von kleinen Bäumchen eingefaßten Weges, der im rechten Winkel ab von dem andern zwiſchen den ſumpfigen Wieſen und Getreidefeldern zum Walde führte. Die Lerchen tirilierten über uns, höher und höher in den lichtflimmernden Aether ſteigend. Dumpf und matt gedämpft aus weiter Ferne klang das Brauſen der großen Stadt und das rhythmiſche Dröhnen des Dampfhammers der Borſigſchen Eiſenwerke vom näheren Moabit herüber. Bald empfing uns die Schattenkühle der Haide. Ein Wald aus hohen alten Kiefern und Eichen prächtig gemiſcht, durch deſſen Dickicht ſich die unchauſſierte Straße, — leicht als die richtige an den großen weißen lateiniſchen S zu erkennen, die auf die Stämme der Bäume zu beiden Seiten gepinſelt waren, — bis zum Ziel wohl eine Stunde weit hin wand. Mit immer erneutem Entzücken begrüßten wir die bläuliche ſilbern glänzende Fläche des Sees, wenn ſie endlich zwiſchen den Bäumen ſichtbar wurde. Und dann die langen Stunden im ſelbſtgeruderten und geſteuerten Boot, das man in einer der beiden noch ganz primitiven Saatwinkler Wirtſchaften entlieh, mit Weib und Kindern darin, — „min Sorgen un min

Digitized by Google

Lewen is allens üm un bi“ — auf der weiten glatten oder windgekräuselten, noch von keinem Dampfer durchschnittenen und aufgeregten Flut, und, damit abwechselnd ein Ausruhen an ihren stillen Ufern im kiefernadelduftdurchwürzten Waldesschatten, oder unter den alten Linden vor dem malerischen strohgedeckten Bauern- und Fischerhause des einsamen Gehöfts auf Valentinswerder oder vor dem auf Scharfenberg . . . So ein Saatwinkler Frühlings-, Sommer- oder Herbsttag, welchen erst bei beginnender Nacht der Heimgang durch die dunkle oder mondhelle schweigende Haide schloß, — er erfüllte uns, in der grenzenlosen Bescheidenheit unsrer Ansprüche an das Leben, jedesmal mit einem Gefühl reinster Daseinswonne, welche alle Not, Sorge und Plage unsrer Existenz nicht zu verkümmern und zu trüben vermochten. —

Kurze Zeit vor jenem Familienereignis hatte ich zwei künstlerische Aufträge erhalten, die mir als solche, wenn auch mäßig honoriert, sehr willkommen waren, mich aber noch viel mehr durch ihre Gegenstände erfreuten. Man hatte mich ersucht, zwei Bildnisse in schwarzer Kreide, Kniestücke in ziemlich großem Formate, von Frau Lina Duncker und der zum Besuch bei ihr verweilenden Schwester Frl. Betty Tendering zu zeichnen. Portraitsitzungen in meiner Wohnung abzuhalten, verbot schon ihre Lage so „fern von gebildeten Menschen“ am Ende Berlins, auch wenn sie besser, als sie es war, geeignet gewesen wäre, elegante Damen darin zu empfangen. Ich trug meine

Digitized by Google

Staffelei und Reißbretter daher nach der Johannisstraße und führte dort in einem Zimmer des Dunckerschen Hauses meine Zeichnungen aus.

Beide Schwestern zeigten in ihrer Erscheinung kaum eine Spur des Verwandten und Ähnlichen. Frau Lina, die Ältere, bildete in Gesicht und Gestalt den äußersten Gegensatz zu der Schwester. Als ein wahres Eliteweſen an Leib und Seele erschien mir letztere, wie es die Natur nur selten in ihren glücklichsten Momenten und in ihrer besten Gebelaune schafft. Für eine junge Dame von zwanzig Jahren ungewöhnlich hoch und groß gewachsen, fast heroinenhaft in ihren Körperformen, und ihrer majestätischen Haltung war ihr doch alles Mannweibliche, Walkürenhafte durchaus fremd. Mit der Hoheit ihrer Erscheinung war ruhevolle Grazie und Anmut der Bewegungen innigst verbunden. Der schöne Hals trug ein von schwarzem, langem, reichem Gelock umwalltes Mädchenhaupt mit einem Profil von klassischem Adel der Linien, unterhalb von dessen feingeschnittener, wie aus Marmor gemeißelter Nase sich die blühenden, schön geschwungenen Lippen über den weißen Zähnen öffneten.

Keine willkommenere, anziehendere Aufgabe hätte mir gestellt werden können, als die, diesen herrlichen Kopf und diese Gestalt zu zeichnen, die in der, damals eben modisch gewordenen, sich auch um die Hüften schmiegenden langen Panzertaille (nach vieljähriger Pause kam diese Tracht 1875 von neuem in Gunst) die ganze edle Pracht ihres

Digitized by Google

Wuchses entfaltete. Während der Sitzungen aber offenbarte sich mir im nie abreißenden lebhaften Gespräch mit dem schönen Fräulein über alle Dinge zwischen Himmel und Erde ein weiblicher Geist, der sich diese klassische Hülle nach seinem eigenen Bilde geformt zu haben schien.

Gerade das, was ihn zumeist auszeichnete, ließ der der älteren Schwester vermissen. Aber der Verkehr mit dieser war darum nicht weniger anregend und fesselnd, dank der Originalität ihrer Ansichten und ihren überraschenden Einfällen, wie der mutigen, bis zur Rücksichtslosigkeit aufrichtigen Art, mit der sie für ihre ketzerischen Meinungen einzutreten und sie gegen jeden zu verfechten pflegte. Auch später, als ihr Salon zum Sammelplatz der hervorragendsten Vertreter der damals so viele grundverschiedene Elemente umfassenden und in sich verschmelzenden, großen liberalen Oppositionspartei geworden war, hat Frau Lina die edle Rolle einer politischen Egeria nie gespielt. Wohl war sie von warmer Empfindung für die „gute Sache" erfüllt und ersehnte deren Sieg und den, wie die Orakeln prophezeiten, baldigen Anbruch der „neuen Zeit". Aber eigentliche politische Leidenschaft, das Talent und die Lust der politischen Intrigue, wie wir sie zu allen Zeiten einzelne Frauen der Pariser Gesellschaft beseelen sehen, lagen ihr fern. Die schöne Litteratur und das Theater nahmen ihr Interesse vor allem in Anspruch; der Sinn für Musik, ja selbst die rechte Freude an deren holden

Digitized by Google

Gaben, war ihr völlig versagt. Mit dem schönen stolzen Freimut, der sie in allen Lagen ihres Lebens ausgezeichnet hat, bekannte sie diesen Mangel ganz offen. Niemals läßt sie sich zu der ästhetischen Heuchelei herab, die so vielen Frauen in der Gesellschaft zur andern Natur geworden ist: schwärmerisches Entzücken und hohe Begeisterung bei dem Anhören von musikalischen Kunstwerken zur Schau zu tragen, die ihnen in Wahrheit keine andere Empfindung erwecken, als tödliche Langeweile.

Durch die Portraitsitzungen, die mir beide Schwestern gewährten, wurde ich schon in jener Zeit mehr und mehr mit den im Dunckerschen Hause verkehrenden, bevorzugtesten Persönlichkeiten bekannt. Heidel war damals der einzige Vertreter der bildenden Kunst in diesem Kreise. Zu dessen ersten Sternen gehörten ferner: Julius Freese, der konstitutionelle, gothaisierende politische Schriftsteller, der spätere feinsinnige Übersetzer der Romane George Elliots und des Lebens Goethes von Lewes; der nach einem Jahrzehnt aus seinen natürlichen Bahnen herausgeschleudert, so traurig und ruhmlos als vaterlandsfeindlicher Soldschreiber zu Grunde gehen sollte; damals ein blonder, wohlgenährter, behaglicher Epikuräer von graziösem Geist und Witz, zierlicher Rede, aber von einer wahrhaft altjüngferlichen Angst vor allem, was irgend das zarteste sittliche Empfinden verletzen konnte. Intendanturrat Fabrice, ein schlanker Herr von korrekten Manieren, starkem Selbstgefühl, nüchternem, praktischem, ziemlich engem Verstande'

Digitized by Google

einem offen zur Schau getragenen nackten Egoismus, großer Willensenergie, unterhaltender Causeur, geschickter Gelegenheits-Versemacher, in den ersten Dreißigern, in der Erscheinung und Haltung einem schnurrbärtigen Kavallerieoffizier in Zivil ähnlich und seine Jäger-Passion auch darin nicht verleugnend. Dr. Vehse, der Verfasser des damals ungeheures Aufsehen machenden Werkes „Die Geschichte der deutschen Höfe", ein zur rundlichen Fülle neigender, aber beweglicher, lebhaft sprechender, gewisse allgemeine Lieblingswahrheiten, die er in kurze Sätze zusammengedrängt hatte, immer wohlgefällig wiederholender Herr von einundfünfzig Jahren mit dünnem schwärzlichem Haar und Bart; in seinem ganzen Aussehen und Bezeugen etwas vom „Pedanten, den es jückt, locker und lose zu sein." Emil Palleske, den Dichter und Rezitator, der damals eben sein Trauerspiel „König Monmouth" veröffentlicht hatte; eine prächtige, offene, herzgewinnende Natur voll Kraft, Feuer, Schwung und Leben, die sich in seinem schönen bärtigen Kopf mit den heitern glänzenden Augen rein ausprägte; dreißig Jahre alt, rastlos durch alle Gauen Deutschlands ziehend, mit Vorlesungen Shakespeareſcher und seiner eigenen Dichtungen das Publikum jeder Stadt und jedes Städtchens packend, fesselnd und begeisternd. Bei jedem Aufenthalt in Berlin genoß er die volle Gastfreundschaft des Dunckerschen Hauses, Quartier mit eingeschlossen. — Widmann, der lang aufgeschossene, rotblonde Verfasser der in jener Zeit bei Fr.

Digitized by Google

Duncker erschienenen köstlichen Novellensammlungen „Am warmen Ofen" und „Für stille Abende"; ein origineller, tiefer, seine ganz eigenen Wege gehender, grüblerischer, im Mystischen und Symbolischen schwelgender Geist, der seinen Dichtungen immer am sichersten zum Gegenteil der beabsichtigten Wirkung verhalf, wenn er sie selbst in seinem unverfälschten schwäbischen Dialekt vorlas. Rechtsanwalt Lewald, der Bruder der Dichterin Fanny, der Freundin Adolf Stahrs, damals seit sechs Jahren, seit seinem glänzenden Auftreten im Polenprozeß als Verteidiger Mieroslawskys und Genossen, einer der berühmtesten und gesuchtesten Advokaten der in politischen Prozessen Angeklagten, der auch in der gesellschaftlichen Unterhaltung nie auf die Kunst der Formulierung schöner wohlgerundeter Perioden verzichten mochte; von eben so wohlgerundeter Gestalt, mit einem breiten, vollwangigen, von schwarzen Backenbärten umrahmtem Gesicht, aus dem ein Paar, denen seiner Schwester sehr ähnlicher, großer, kluger, schwarzer Augen unter breiten Lidern hervorblickte. Seine Gattin Elisabeth, eine Frauennatur von feinstem, zartestem, weiblichem Empfinden; eine hochgestimmte Idealistin, erfüllt von warmer Begeisterung für das höchste Kunstschöne; damals eine ungemein anmutige, sympatische Erscheinung mit prächtigem, goldigbraunem Haar, seelenvollen grauen Augen, die Dank der Stellung der feinen Brauen leicht einen Ausdruck von Wehmut annahmen, ob die Dame sich auch innerlich ganz heiter und frei davon fühlen

Digitized by Google

mochte; mit einer Stimme, die wie sanfte Musik klang, in echt westphälischem Dialekte (das s vor den Konsonanten immer als S-Laut, nie als Sch aussprechend) lebhaft und gedankenvoll plaudernd. Dr. Bernstein, der Redakteur und bis in sein höchstes Lebensalter Leitartikelverfasser des „Urwähler", wie später der „Volkszeitung", ein Mann von umfassendem Wissen, der mit seinen, die naturwissenschaftlichen modernen Errungenschaften popularisierenden, Feuilletons noch mehr gewirkt hat, als durch jene, das orthodox-demokratische Evangelium unwandelbar in allem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse predigenden, Leiter. Dr. Lette, der kleine bärtige Herr, der seit den vierziger Jahren schon an der Spitze aller Berliner Unternehmungen stand, welche die geistige und wirtschaftliche Hebung der arbeitenden Klassen zum Zweck hatten, ein Mann, der mit begeisterter Hingebung seine ganze Thätigkeit diesen Aufgaben widmete und sich um die Erreichung jener Zwecke reichere Verdienste erworben hat, als alle sozialdemokratischen Agitatoren. Assessor Adolf Wenzel, genannt „der schöne Wenzel", ein Vetter der Hausfrau, stark poetisch angehauchter Jurist, eine außerordentlich gewinnende, jugendlich männliche Erscheinung, — Sudermanns Kopf und Gestalt erinnert mich immer lebhaft an die seine, — in allen männlichen Übungen tüchtig und gewandt, Enthusiast und Idealist, in seinem an Prüderie streifenden, ängstlichzarten Sittlichkeits- und Anstandsgefühl selbst Julius Freese noch über. Die merkwürdigste

Digitized by Google

Persönlichkeit des damaligen Dunckerschen Kreises aber war jedenfalls Gottfried Keller, 1853 trotz seiner achtunddreißig Jahre in Berlin als Schriftsteller noch kaum gekannt; — seine Gedichte hatte man nicht gelesen, sein Roman „Der Grüne Heinrich" erschien erst im folgenden Jahre. — In seiner urwüchsigen, schweizerischen Derbheit machte der kleine, breitschulterige, untersetzte, eisenfeste, wortkarge, bärtige Mann mit den schönen ernsten und feurigen dunklen Augen unter der mächtigen weißen Stirn, der indes, wenn ihn etwas oder irgend wer ärgerte, nicht nur sehr unverhohlen seine Meinung äußerte, sondern auch immer bereit war, ihr mit seinen kräftigen Fäusten mehr Nachdruck zu geben, zwischen den abgeschliffenen Berliner Menschen eine ganz eigentümliche Figur. Daß er nicht allzuviel von ihnen hielt, daraus machte er kein Geheimnis. Nur für Frau Duncker selbst hegte und bekundete er jederzeit warme aufrichtige Verehrung. Daß diese Frau eben eine Natur sei und keins von den gesellschaftlichen Dutzendwesen, konnte keiner besser zu würdigen verstehen, als er, der große Menschenbeobachter und Herzenskundige.

Was er selbst in Wahrheit sei, erkannten wir freilich erst nach dem Erscheinen des „Grünen Heinrich" aus dessen Lektüre. Der Eindruck dieser unvergleichlichen erzählenden Dichtung auf mich war ein ganz ungeheurer, völlig von dem verschieden und weit über den hinausgehend, den jedes andre, neuere poetische Werk mir bisher

Digitized by Google

gemacht hatte. Eine neue Welt ging mir darin auf. Es nahm mich zunächst vollständig gefangen, ergriff Besitz von meiner Phantasie, meinem Denken und Empfinden, und erfüllte mich mit inniger Liebe und Verehrung für den begnadeten Menschen, der das geschaffen und uns geschenkt hatte. Nur der ganz unmotivierte Schluß durch den plötzlichen Tod des Helden (an Herzschlag) im vierten Bande der damaligen ersten Ausgabe ärgerte mich. Ich begriff nicht, was den Dichter dazu veranlaßt haben könne, den bis dahin so folgerecht und kunstvoll gesponnenen Faden seiner Erzählung so willkürlich zu zerreißen. Frau Duncker löste mir das Rätsel nach Kellers eignen Mitteilungen. Der Verleger Vieweg sei ungeduldig geworden, weil der Roman gar zu lang zu geraten drohe. Er habe dictatorisch: Schluß! verlangt und Keller habe sich endlich zu dem von ihm geforderten Opfer seines Intellekts bestimmen lassen und seinen Heinrich ganz wider die ursprüngliche Absicht und ohne innere Veranlassung vom Leben zum Tode gebracht, wo das rechte Leben erst für ihn erst beginnen zu wollen schien: Seitdem hieß es unter uns, der Grüne Heinrich sei eigentlich gar nicht am Herzschlag, sondern „am Vieweg“ gestorben.

Die ganze geistige Lebensluft, welche das Haus Franz Dunckers durchwehte, war eine vorherrschend litterarische. Daß ich sie daselbst während mancher Jahre einatmete, hat mich vielleicht mehr als jeder andere Einfluß „litterarisch infiziert“, den Litteratur-Bazillus in mich übertragen. Da

Digitized by Google

mag er denn freilich einen sehr sympatischen, wohl vorbereiteten Nährboden gefunden haben, auf dem er sich weiter und weiter entwickeln konnte, um schließlich meine Maler- und Zeichner-Zellen zu zerstören und an ihrer Stelle jene Wucherbildungen zu erzeugen, deren Wirkung auf den geistigen Organismus sich zunächst im Schreiben für Journale unfehlbar kund giebt. Eine schlimme Krankheit, gegen welche bisher fast nur ein untrügliches Heilmittel gefunden wurde, die Beförderung — in Frankreich zum Minister, in Deutschland zum Geheimen Regierungs- oder Legationsrat. —

Digitized by Google

VII.

Die zum Schmuck der Schloßbrücke bestimmten Marmor-Gruppen wurden von Albert Wolff, Gustav Bläser, Schievelbein, Karl August Möller, Wredow, Friedrich Drake, Ludwig Wichmann in Berlin und Emil Wolf in Rom ausgeführt. Die ersteren Vier arbeiteten damals in ihnen zugewiesenen königlichen Werkstätten auf dem Grundstück der sogenannten „Alten Münze", hinter dem in der Münzstraße Nr. 10 gelegenen Vorderhause. Jenes trug seinen Namen noch von der Königl. Münzprägestätte, welche sich im vorigen Jahrhundert dort befunden hatte. Später sind hier für den alten Schadow und für Rauch Arbeitsräume eingerichtet gewesen. Letzterer hat daselbst die Modelle seines Friedrichs-Denkmals ausgeführt. An andern Stellen des Hofes wurden dann wieder mehrere kleinere Ateliers für Schüler Rauchs und andre mit öffentlichen Arbeiten betraute jüngere Bildhauer erbaut. Außer den genannten Vieren zählten zu dieser Künstlerkolonie auf dem Hofe

Digitized by Google

der „Alten Münze“ Prof. August Fischer, der mit den symbolischen Kriegergruppen für den Belle-Allianceplatz beauftragte geniale Meister Herrmann Friedrich Wittig, und Heinrich Walger. Die schäbigen Fachwerkgebäude, welche ihre Ateliers enthielten, lagen an zwei Seiten eines weiten Hofes, der sich hinter jenem Straßenhause bis zu dem, nun längst für den Bau der Stadtbahn zugeschütteten Zwirn- oder Königsgraben erstreckte. Auf diesem Hof drängten sich außerdem noch wunderliche baufällige Schuppen, Wohnhäuschen und Baulichkeiten von mannigfaltiger Bestimmung zusammen:

Die alte ehemals Fischersche, dann von Friebe, und zuletzt von Gladenbeck übernommene Ciselierwerkstatt, das kolossale Gebäude, der Gladenbeckschen Bronzegießerei, und das, in dessen einem hohen weiten Raum noch die hier ausgeführten Rauchschen Originalmodelle zum Denkmal Friedrich des Großen, der Reiterstatue und die Postamentreliefs, aufgestellt waren. In einem zweiten, gleich ausgedehnten Werkstattraum arbeitete Gustav Bläser an den großen Monumental-Reliefs für die Thorbogen der Dirschauer Eisenbahnbrücke über die Nogat, und später an dem Modell der Reiterstatue Friedrich Wilhelms IV. für die Kölner Rheinbrücke. In der ersten Halle hat Albert Wolff, nach Entfernung des Friedrichsmodells, das seines Löwenkampfes für die Treppenrampe des Museums am Lustgarten und das Reiterstandbild Ernst Augusts von Hannover ausgeführt.

Digitized by Google

Zur Seite des Gießereigebäudes mit dem hohen Schornstein nahe der trüben Flut des Zwirngrabens, der hier zwischen malerischen Ufern, Hintergärten, altem Gebäudegerümpel, Gerbereien, Holz- und Zimmerplätzen dahinschlich, stand eine hohe breitgipflige alte Schwarz-Pappel. Ihre mächtige Krone beschattete einen Haufen Bretter und Balken, der mir später während der Frühstückspausen an manchen Sommertagen, die ich in diesen verschiedenen Ateliers zeichnend verbrachte, zu einem Lieblingssitz gedient hat. Von der Neuen Friedrichstraße her führte ein offner Durchgang im Erdgeschoß eines Hauses ihrer Nordseite in ein kurzes Gäßchen, das auf die sogenannte „Rochbrücke" über den Zwirngraben mündete und sich jenseits in einem ähnlichen Gassenfragment zwischen alten Hinterhäusern bis zur Münzstraße fortsetzte. Hinter dem Eingange in der Neuen Friedrichsstraße befand sich die Hebestelle, das Häuschen, an dessen Parterrefenster man 6 Pfennige Brückengeld zu zahlen hatte. Das Alles ist nun spurlos verschwunden. Die Zuschüttung jenes Wasserlaufs, die Stadtbahn, der Durchbruch der Kaiser-Wilhelmsstraße, der Bau der Central-Markthalle haben in diesen Gegenden Berlins in den letzten acht bis zehn Jahren gründlich aufgeräumt.

Mein Ersuchen, die hier in den Ateliers auf dem Hofe der „Alten Münze" ausgeführten vier Schloßbrücken-Gruppen nach den Modellen für die Illustrirte Zeitung zeichnen zu dürfen, wurde mir von Schievelbein, Wolff, Bläser

Digitized by Google

und Möller gern gewährt. Besonders die ersteren drei, wie verschieden auch ihr Naturell sein mochte, zeigten sich mir gleich liebenswürdig und wohlwollend. Gustav Bläser, 1813 zu Düsseldorf geboren, war ein echter Mustertypus jener besonderen Menschengattung, welche sich die ostdeutsche Volksphantasie gewöhnlich unter einem Rheinländer vorstellt und deren Wesen und Manieren die Söhne dieser schönen Gauen auch dann noch anzunehmen lieben, wenn ihnen die Natur in Wahrheit nur wenig davon mitgegeben hat. Durchaus Sanguiniker von lebhafter, leicht entflammter Einbildungskraft, harmlos freundlich, gütig sorglosen, offenen Herzens und offener Hand, immer aufgelegt zu übermütiger Lust, zu fröhlicher Karnevalsthorheit und zum Genuß eines guten Trunkes in guter Genossen Kreise; während des größeren Teils seiner Laufbahn meist ziemlich fruchtlos bemüht, das Gleichgewicht zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben herzustellen und zu erhalten, während letztere sich durch einen raschvermehrten Kindersegen fort und fort steigerten, — so zeigte sich mir damals Gustav Bläser und so ist er, wie seine ihn heute noch überlebenden Freunde und Genossen bezeugen können, bis zu seinem verhältnismäßig frühen Lebensende (20. April 1874 zu Cannstadt) auch geblieben. Diesem Wesen entsprach seine Erscheinung durchaus: das längliche, bräunlich blasse, nervös erregte Antlitz mit den bald umflorten, bald lustig aufleuchtenden grauen Augen, von dem immer etwas verstruwelten, ziemlich lang getragenen,

Digitized by Google

lockigen ſtumpfbraunen Haar umwallt, das in der Werkſtatt bei der Arbeit unter der ſchwarzen Sammetmütze mit aufgeſchlagenem breitem Rande (nach dem Muſter der ſeines Meiſters Rauch) hervorquoll; an Kinn und Wangen von krauſem Vollbart umrahmt; die eher hagre als volle Geſtalt von mittlerer Größe und etwas nach vorn gebeugter Haltung. Die Neigung zur bildenden Kunſt war ſchon in ſeiner Knabenſeele erwacht. Der Maler Menzelberg und der Holzbildhauer Stephan in Köln waren ſeine erſten Lehrer geweſen. In der Werkſtatt des Bildhauers Scholl erwarb er ſich jene Werktüchtigkeit, welche Rauch bei ſeinen Schülern mit Recht über Alles ſchätzte. Im Jahre 1834 war er nach Berlin gekommen. Rauch hatte ihn bereitwilligſt in ſeine Werkſtatt aufgenommen, wo er ihn gleich praktiſch an der Ausführung des Dürer-Denkmals für Nürnberg, jenes Heeres von Viktoriaſtatuen für die Walhalla bei Regensburg und an den großen Modellen des Friedrichmonuments gleichzeitig mit ſeinem um ein Jahr jüngern Genoſſen Albert Wolff beſchäftigte. Aber auch während dieſer Arbeiten an ſeines Meiſters Werken blieb Bläſer noch immer genügende Freiheit und Zeit vergönnt, um ſeine Individualität in ſelbſtändigen Schöpfungen, beſonders in höchſt charakteriſtiſchen Portraitſtatuetten und Büſten zu bethätigen. Er bewies darin eine glänzende Fähigkeit der ſchnellen Auffaſſung und des ſcharfen Treffens der eigentümlichen Züge der Erſcheinung und des ganzen Weſens der darzuſtellenden Perſönlichkeiten.

Digitized by Google

Über Mangel an Erfolg hatte er sich nicht zu beklagen. So war ihm z. B. eine Bildnisstatue der Kaiserin von Rußland zu Pferde so wohl gelungen, daß er sie nicht weniger als sieben Mal zu wiederholen beauftragt wurde. In den ersten vierziger Jahren nahm er an dem Wettbewerb um die Ausführung des Beethovendenkmals in Bonn teil. Auch heute noch scheint mir seine dafür modellierte Skizze poetischer und dem Genius des großen deutschen Tondichters entsprechender als Hänels Statue, deren Entwurf dem Bläserschen vorgezogen und zur Kolossalausführung gebracht worden ist. Im Jahre 1845 hatte Bläser seine Arbeiten an den Modellen zum Friedrichs-Denkmal zum Abschluß gebracht und konnte nun die lange geplante und ersehnte italienische Studienreise antreten. In dem köstlichen Buch von Adolf Stahr, ein Jahr in Italien (es war dasselbe Jahr 1845, welches dieser dort verlebte und schildert) ein Buch, dessen Lektüre ich jedem als eine wahre Quelle der Erquickung empfehlen möchte, geschieht auch wiederholt des „jungen rheinischen Bildhauer Gustav Bläser" Erwähnung, der unter seinen Genossen den gutgewählten Kneipnamen „Jan Steen" führte. Auch Stahr hebt dort an ihm dieselben liebenswürdigen und gewinnenden Grundzüge seines Wesens hervor, die Bläser während seines ganzen späteren Lebens eigen geblieben sind.

Die große Arbeit, mit welcher er nach seiner Rückkehr zu Berlin betraut wurde, war jene Gruppe für die

Digitized by Google

die Schloßbrücke. Es ist bekanntlich die vorletzte in der nördlichen Reihe, wo sie zwischen der von Wredow (die mit dem gefallenen Helden sich aufschwingende Iris) und der von Albert Wolff („Pallas den jungen Krieger zum Kampf anfeuernd") ihre Stelle gefunden hat. „Pallas begleitet und schützt den Krieger im Kampf" — ist der Gegenstand, den Bläser in dieser Gruppencomposition voll Schwung und Feuer, voll stürmischer Bewegtheit bei edler, harmonisch geschlossener Linienführung, gestaltet hat. Unter all diesen Brückencompositionen hat sie sich immer mit gutem Grund des größten Erfolges und Eindrucks zu erfreuen gehabt. Im Gegensatz zu vielen Männern von ähnlichem Naturell war Bläser jeder Zeit ein fest und zäh ausdauernder Arbeiter. Wenn er sich in sein Werk verbissen hatte, vergaß er alles Andre darüber, kannte er keine Ermüdung kein Bedürfnis einer Ruhepause. Aber gern ergriff er auch andererseits die Gelegenheit, fröhlich mit den Genossen zu sein, von Zeit zu Zeit ein ihm aus der Heimat gesendetes Fäßchen reinen, echten Traubensafts vom Rheine in der Werkstatt aufzulegen und seine Kollegen aus den andern Nachbarateliers, seine Schüler und Freunde einzuladen, ihm bei dessen Leeren behilflich zu sein. Seine Trinkerthaten, seine mannigfachen lustigen Erlebnisse und Abenteuer, die im Zusammenhange damit standen, bildeten den Gegenstand mancher damals viel verbreiteten Atelier-Sagen, die der Mund der Gipsformer, Modelle und Marmorarbeiter „sie vermehrend wälzte". Aber nie haben

Digitized by Google

selbst Neid und Klatschsucht Bläser eigentlich Schlimmes, Unedles, Gemeines oder Kleinliches nachzusagen gewagt. Die Güte und Harmlosigkeit seines Gemüts entwaffnet Jeden. —

Wesentlich anders geartet als sein ihm so nahe befreundeter Kollege, war Albert Wolff. Dieser eine breite gedrungene Gestalt mit dunkelbärtigem kurzhaarigem ernst blickendem Kopf bewahrte jederzeit eine ihm natürliche, einfache ruhige Würde im Aussehen und Auftreten. Sie hinderte ihn indes keineswegs daran, der beste Kamerad der Genossen, der freundliche, gütige, von Steifheit, Pedanterie, Herbigkeit, Zugeknöpftheit und hochfahrender, strenger Art freier Meister und Berater seiner Schüler und Mitarbeiter zu sein, die ihm in herzlicher Zuneigung und Verehrung ergeben waren. Seiner Autorität bei ihnen that dies Verhalten des Meisters nicht den geringsten Eintrag. Wolff entstammt einer Künstlerfamilie. Sein Vater war Hofbildhauer des Großherzogs Karl von Mecklenburg Strelitz. Dort ist er 1814 geboren. Unter der väterlichen Leitung legte er den ersten Grund zu seiner künstlerischen und technischen Ausbildung. In seinem 17. Jahr bereits kam er, von seinem Landesherrn unterstützt, in Berlin als Lehrling in Rauchs Werkstatt. Dreizehn Jahre lang war er hier anfangs als solcher dann als Gehilfe, endlich selbstständig schöpferisch thätig gewesen. Da führte ihn ein königlicher Auftrag zur Ausführung dekorativer Marmorarbeiten für die Terrasse von Sanssouci

Digitized by Google

nach Italien. In Carrara hatte er die Blöcke dafür auszuwählen. Im Frühling traf er ebenso wie Gustav Bläser in Rom mit Adolf Stahr zusammen. In dessen Gesellschaft reiste er nach Neapel. In dem eben citierten Stahrschen Buch finde ich in einem, vom 14. August und von Sorrent datierten Brief folgende auf Albert Wolff bezügliche Worte, die ihn vortrefflich charakterisieren: „Zwei meiner Reisegenossen sind schon früher nach Neapel zurückgegangen und heute ist ihnen auch der Bildhauer A. Wolff gefolgt. Als ich diesen grundguten, reinen und liebevollen Menschen zum letzten Mal die breiten Stufen zur Marina hinab begleitete, wo die Barke seiner harrte, lief es mir heißzuckend über das Herz!" Wieder nach Berlin zurückgekehrt, entfaltete Wolff eine ungemein vielseitige und ausgedehnte bildnerische Thätigkeit. Er arbeitete nun an der Ausführung des Kolossalmodells der Reiterstatue und der Postamentsgruppen des Rauchschen Friedrichsdenkmals wie früher an deren Hilfsmodell mit. Er bildete eine Brunnenfigur für Posen, ein Krucifix mit Maria und Johannes für Kamenz und das Modell jener Pallasgruppe für die Schloßbrücke. Im Jahre 52 hatte er seine junge Braut heimgeführt. In dem ersten Geschoß des Vorderhauses in der Münzstraße wohnte und in den Werkstatträumen auf dem Hofe arbeitete er bis zur Zerstörung dieses ganzen Baucomplexes.

Herrmann Schievelbein, der die zweite Gruppe der südlichen Reihe „Pallas unterweist den Jüngling im Speer-

Digitized by Google

wurf" auszuführen hatte, war ein Berliner Kind. 1817 geboren, eine ſchlanke Geſtalt mit blondem Haar und Bart, freundlich, ſtill, ſchlicht und milde, hatte ſein Ausſehen etwas Leidendes, faſt hektiſcher, auch wenn er ſich ganz wohl fühlte. Der idealiſtiſche Zug ſeiner Natur, der ſich in ſeinem künſtleriſchen Schaffen, in ſeinem Denken, Anſchauen und Empfinden geltend macht, prägte ſich in ſeiner ganzen Erſcheinung, im Benehmen und Verkehr mit anderen aus. Er hatte auf der berliner Akademie und in Ludwig Wichmanns Werkſtatt die Bildhauerkunſt ſtudiert und war bereits in ſeinem 26. Lebensjahr von Petersburg aus mit großen, monumentalen Arbeiten für die gewaltige neue Iſaac-Kathedrale und für das Winterpalais betraut worden, die er dann an Ort und Stelle ausführte. Auch einige Apoſtelgeſtalten für eine Kirche zu Helſingfors modellierte und meißelte er in Sandſtein teils in Petersburg, teils nach ſeiner Rückkehr in Berlin. In dem Wettbewerb um den Staatspreis des italieniſchen Reiſeſtipendiums im Jahr 1841 errang er den Sieg. Während ſeines Studienaufenthalts in Rom empfing er den Auftrag zur Ausführung jener Schloßbrückengruppe, der ihn heim rief. Gleichzeitig mit deren Modell beſchäftigte ihn hier eine große dekorative Arbeit und der koloſſale Relieffries, welcher die Wände des griechiſch-römiſchen Lichthofes in dem damals eben im Bau begriffenen (Stüleriſchen) Neuen Muſeum ſchmücken ſollte. Den Gegenſtand bildet bekanntlich die Zerſtörung Pompejis

Digitized by Google

und Herkulanums durch den Ausbruch des Vesuv. Die kleinere Modellskizze dieses langen mehrteiligen Frieses, welche heute in dem einen Zwischenkorridor im ersten Geschoß der Nationalgallerie aufbewahrt wird und in jener Zeit an den Wänden des Schievelbeinschen Ateliers befestigt war, ist mir damals und seitdem immer als eine ungewöhnlich phantasievoll und geistreich erfundenes, in schöner Frische und Lebendigkeit ausgeführtes Werk erschienen. Leidenschaftliche Bewegtheit und edle Ruhe wechseln in den einzelnen Abteilungen dieser großen Komposition. Der Gestaltung eines jeden der mannigfachen Motive, welche der Gegenstand bietet, zeigt sich die bildnerische Kraft des Künstlers in gleichem Maße gewachsen. In allen seinen anderen Werken, die für die Schloßbrücke gemeißelte Marmorgruppe nicht ausgenommen, dominiert nicht die heroische Kraft, sondern die ruhige, milde Anmut.

Karl Heinrich Möller schien mir aus ganz anderm Thon geformt als jeder dieser Kollegen. Seiner Persönlichkeit mangelte das Gewinnende, Sympathische, was ihnen, bei aller Verschiedenheit des Naturells doch gleichmäßig gemeinsam war. 1804 zu Berlin geboren, hatte er den ersten künstlerischen Unterricht in seines Vaters Werkstatt erhalten, dann in der Akademie und seit 1727 bis 1740 unter Rauch gearbeitet. Seine bekanntesten und bedeutendsten selbständigen Schöpfungen, der Knabe mit dem Neufeundländer und das Mädchen mit dem

Digitized by Google

Bulldogg sind brave, ehrliche, fleißig durchgeführte Arbeiten, denen es auch nicht an einer gewißen Naivetät der Erfindung gebricht. Aber gewinnenden frischen Reiz und warmblütiges Leben wird man vergebens in ihnen suchen. Seine Schloßbrückengruppe „Pallas reicht dem Jüngling das Schwert" zeigt eine derbe von Plumpheit nicht freie Kraft, ein gleichsam protziges Pathos und noch größere Trockenheit und Nüchternheit als jene Kinder- und Hundegruppen. Möllers ganze Erscheinung, Redeweise, Benehmen und Verhalten standen in keinem Widerspruch dazu.

Der Gedanke des Königs, die Schloßbrücke mit Idealgruppen dieses Stils schmücken zu lassen, erschien schon damals vielen in hohem Grade befremdend und wenig im Einklang mit der „am christlichen Hofe zu Potsdam" vorherrschenden Sinnesrichtung. Aber es vereinigten sich in diesem seltsam veranlagten Geist künstlerische Neigungen und Anschauungen, welche sich ihrer Natur nach gegenseitig notwendig ausschließen zu müssen scheinen. Der für die Herrlichkeit des christlichen Mittelalters begeisterte königliche Romantiker und Mystiker hatte und bewies zugleich doch auch das lebhafteste Gefühl und Verständnis für die heitere Schönheit der Antike, der hellenischen Architektur und Plastik. Wohl träumte er davon und strebte danach, in der politischen und gesellschaftlichen Ordnung seines Staates und Volkes so weit als irgend möglich seine romantischen Ideale zu verwirklichen. Aber jene Engherzigkeit und dumpfe Beschränkt-

Digitized by Google

heit des Sinnes der neuen Heiligen seiner Umgebung, welche ein Kreuz vor der nackten, menschlichen Schönheit schlugen, in der sie nur Teufelswerk sahen, gemacht, die arme Menschenseele durch die Sinne zu berücken und dem ewigen Verderben Preis zu geben, lag dem Könige fern. Nicht nur gegen alle Vorstellungen und Proteste solcher Vertrauten, sondern auch gegen die Einwendungen der nüchternen, praktischen, um die Wirkung der Schaustellung des Nackten an öffentlicher Straße auf das allgemeine Schamgefühl der Berliner besorgten, Männer der Verwaltung war der König taub geblieben, als es sich um die Ausführung und Aufstellung der Schloßbrückengruppen in ihrer gegenwärtigen Gestalt handelte. Seine Antwort darauf war: „Mögen sie sich daran gewöhnen".

Bei den mit der Ausführung dieser Marmorgruppen betrauten Künstlern hatte, wie man denken kann, infolge davon helle Freude geherrscht. Verhinderte sie doch nun nichts mehr daran, hier einmal nach freiem Belieben in der Vorstellung des schönen Nackten zu schwelgen, und ihre volle frische Kraft der Lösung dieser höchsten Aufgabe aller plastischen Kunst rückhaltlos zu weihen. —

Die Ateliers, dort auf dem Hof der alten Münze, in denen die genannten Meister und ihre Schüler arbeiteten, — unter andern zählten der zu früh verstorbene begabte Schindler, Siemering, Fritz Schaper, Erdmann Encke dazu, zeigten eine äußerst bescheidene Inneneinrichtung. Die meisten waren für so umfangreiche Marmorwerke wie die

Digitized by Google

Schloßbrückengruppen, eigentlich viel zu klein. Nicht der bescheidenste Nebenraum zum Ausruhen, Zeichnen, Schreiben, Besuche empfangen, existierte dort. Die kühnste Phantasie und Begehrlichkeit eines Berliner Bildhauers hätte damals nicht ein Atelier geträumt, wie wir sie heute vielfach, — freilich mehr noch als bei uns, in Wien, München, Pest — antreffen, deren Einrichtung mit der der prächtigsten modernen Malerwerkstätten von der Gattung der Makartschen und Lenbachschen wetteifert. —

Alles was an Farbigkeit erinnerte, und jede Spur von künstlerischem Luxus in Stoffen oder Möbeln war von diesen Ateliers der jüngeren Bildhauer, ebenso wie von den Arbeitsräumen Christian Rauchs selbst, streng ausgeschlossen. Das matte Graugrün des Wandanstrichs, das kalte Weiß des Gipses und Marmors und das von Gips und Marmorstaub weiß gepuderte matte Braun der Dielen, der Holzkisten, Schemel, Modellierstühle; das verstaubte und verrostete Schwarz der Eisenöfen, — das waren die einzigen Farben in diesen Räumen. Aber in der Brust jener Männer, welche in diesen kahlen, schmucklosen, den kalten, feuchten Moderduft des immer naß gehaltenen Thons aushauchenden Werkstätten arbeiteten, der noch in voller männlicher Jugendkraft und Frische stehenden Meister, wie der in der Mitthätigkeit an deren Werken sich praktisch heranbildenden Schüler, schlugen warme, freudige, begeisterungsfähige Herzen; Herzen mit sehr bescheidenen Ansprüchen an das Leben, aber von hohen

Digitized by Google

Idealen und von der schönen Leidenschaft, sie zu verwirklichen, erfüllt.

In diesen Kreis trat ich ein, indem ich, nach den großen Modellen jener vier Meister deren Schloßbrückengruppen zu zeichnen begann. Unter solchen Umständen gewährte mir diese Arbeit ein gesteigertes, mehr als nur künstlerisches Vergnügen. Der Verkehr mit den Bildhauern dieser Hofkolonie wurde im täglichen Aufenhalt in ihren Werkstätten ein ganz intimer. Meine Zeichnungen fanden ihre volle Zufriedenheit. Manche originelle Käuze, Verwandte, halb gescheiterte, zweifelhafte Existenzen, Marmorarbeiter, wie der prächtige, feurige Italiener Gilly, Gipsformer, männliche und weibliche Modelle, gingen dazu hier aus und ein und bildeten eine unerschöpfliche Quelle herzlichen Ergötzens und Gegenstände der Beobachtung von nie sich abstumpfenden Interesse. Mit wahrer Freude trat ich morgens meine lange Fußwanderung nach der Münzstraße hin an, — der immer nach Pausen von 15—20 Minuten abgehende, einzige Omnibus, welcher von Schöneberg nach dem Alexanderplatz rumpelte, konnte mir wenig nutzen, da er mich nicht viel schneller dort hingetragen hätte, als meine eignen Beine; und der Gedanke, eine Droschke zu benutzen, konnte mir gar nicht in den Sinn kommen. Auch das Bewußtsein, mit welchem körperlich unbehaglichen Aufenthalt in diesen Werkstatträumen ich den in der reinen, freien, sonnenwarmen und schattenkühlen Luft unsrer Garten-

Digitized by Google

regionen für die Dauer der folgenden Tagesstunden zu vertauschen genötigt war, konnte mir nicht die Lust an dieser Arbeit verleiden.

Ganz anders als dort in den Werkstätten in der Münzstraße fand ich alles in dem Atelier Friedrich Drakes, zu dem ich mit derselben Bitte, wie zu den dortigen Meistern kam. Dies schönste aller damaligen Berliner Bildhauer-Ateliers, das leider nicht lange nach Drakes Tode abgerissen worden ist, lag mitten im Tiergarten an der prächtigen Bellevue-Allee, ein wenig eingebaut in den baum- und buschreichen Garten und die Baumschule der königlichen Gärtnerei. Diese Werkstatt war Drake von seiten der Regierung zur Ausführung seines Tiergartendenkmals für Friedrich Wilhelm III erbaut und zugewiesen, und ihm auch nach dessen Vollendung während seiner folgenden Lebensjahre zur Benutzung überlassen geblieben. Mit ihr konnte sich keins der an der Münzstraße und im Lagerhause befindlichen Ateliers vergleichen. Wenn Fenster und Thüren geöffnet waren, wehte die Luft des Parks und des großen Gartens, tönte das Rauschen der Wipfel und das jubelnde Konzert der Vögel in die weiten hohen Räume herein. Die Modelle kolossaler Statuen und Gruppen ließen sich auf Eisenschienen in den Garten hinausfahren, um aus weitem Abstand, in freier Luft betrachtet und auf ihre Fernwirkung geprüft zu werden. Ja, während der Sommermonate arbeitete Drake mit seinem vortrefflichen,

Digitized by Google

höchſt anſtelligen Schüler Fr. Keil, — einem ſchlanken, jungen Mann mit blondlockigem Schillerkopf, — oft täglich ganz und gar im Garten an den hinausgebrachten Modellen ſeiner Monumentalwerke, die er nicht, wie die anderen Bildhauer aus weichem, immer naß zu haltendem Thon, ſondern aus dem raſch erhärtenden Stuck ausführte. Eine doppelt mühevolle Arbeit, für deren Schwierigkeiten aber andrerſeits zu große praktiſche Vorteile entſchädigen, um ſie zu ſcheuen.

Drake perſönlich hatte ein ſehr viel weniger entgegenkommendes, weniger heiteres und aufgeſchloſſenes Weſen, als jene drei Kollegen in der Münzſtraße. Eine mittelgroße, breitſchultrige, ſtarkknochige, unterſetzte Geſtalt von beginnender Beleibtheit, mit rötlich angehauchtem Vollbart und auf dem Scheitel gelichtetem lockigem Haar, breiten Backenknochen, zuſammengedrängten Geſichtszügen, etwas verſchleierten, aber klug und ſcharf blickenden Augen; im Sprechen oft ſtockend, nach dem Ausdruck ſuchend, dann aber meiſt einen ganz originellen und treffenden findend. Er ſtand damals im achtundvierzigſten Jahr und konnte bereits auf eine ſiebenundzwanzigjährige ruhmvolle künſtleriſche Thätigkeit zurückblicken. In Pyrmont 1805 geboren, der Sohn eines Mechanikers, deſſen geniale vielſeitige Begabung ihn und die Seinen doch nicht vor der bitterſten Not zu bewahren vermochte, hatte Drake traurige, kümmerliche Kinderjahre durchgemacht, in

Digitized by Google

denen er alles deſſen entbehren mußte, was dieſe ſchmücken und durchſonnen kann. Das mechaniſch-techniſche Talent hatte er vom Vater ererbt, dem er bei ſeinen Arbeiten ſchon als zarter kleiner Knabe zur Hand ging. Früh entwickelte ſich bei ihm die ſtarke künſtleriſche Begabung und der leidenſchaftliche bildneriſche Drang. Gänzlich mittellos, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, ſchlug er ſich nach Berlin durch und gelangte endlich zu dem erſehnten Ziel, in die Werkſtatt ſeines großen Landsmannes Chriſtian Rauch als Lehrling einzutreten. Unter den härteſten Entbehrungen, die ihn ſeine zähe Willenskraft und ſeine hohe Kunſtbegeiſterung tapfer ertragen ließen, betrieb er hier mit eiſernem Fleiß ſeine Studien und rang er ſich zur Selbſtändigkeit durch. Mit ſeiner fortſchreitenden Vervollkommnung in der erwählten Kunſt ging die energiſche Arbeit an ſeiner geiſtigen Geſamtbildung, die er in ſeinen Knabenjahren zu erwerben, keine Gelegenheit gehabt hatte, Hand in Hand. Bald bewies er ſein ſchöpferiſches Talent in plaſtiſchen Werken von hoher Anmut, gemäßigter Kraft und feinem naivem Naturgefühl, wie in der Gruppe des ſterbenden Kriegers, dem ein Genius den Siegeskranz zeigt, der Winzerin, der Reliefkompoſition zu Goethes römiſcher Elegie, — dem Dichter, der des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand auf dem Nacken der ſchlummernden Geliebten ſkandiert, — der Schmetterlingsfängerin, der Charitas. Dieſen Werken folgten die Denkmalsſtatue Juſtus Möſers für Osnabrück,

Digitized by Google

zahlreiche meisterliche Portraitstatuetten; der ruhende nackte Knabe, die Statuetten singender und musizierender Knaben für die Thüren der Wittenberger Schloßkirche, Gestalten von entzückender Naivetät und kindlich-lieblicher Wahrheit; — das Marmordenkmal für König Friedrich Wilhelm III. im Tiergarten, mit dem herrlichen Reliefstriese um den cylindrischen Sockel, dieser anmutvollen Schilderung der Freuden, welche der schöne Park den Berlinern in jedem Lebensalter gewährt, in der Formensprache der idealen Kunst, in der hier doch zugleich das Leben zum reinen individuellen, phrasenlosen Ausdruck gelangt; das Modell zu seiner Schloßbrückengruppe „Victoria krönt den Sieger". Alle diese Kunstschöpfungen ließen keinen Zweifel darüber, daß in ihres Meisters wenig gewinnender, spröder und herber Art, sich Fremden gegenüber zu geben, sein eigenstes inneres Wesen nicht offenbar werde; daß vielmehr ein ungewöhnlich feiner Geist, und tiefes Empfinden sich in dieser rauhen Hülle verbargen.

Unter den, seine Werkstatträume füllenden, Bildwerken bemerkte ich beim ersten Besuch eine Portraitstatuette, deren Anblick mich in hohem Grade frappierte. Sah ich doch leibhaftig, wahr und lebendig bis in die kleinsten Züge des Gesichts, der Gestalt, der Bewegung und Haltung, des Sitzes und Schnitts des Rocks, des alten „vielgewandten" Überziehers, der Beinkleider, — das verkleinerte plastische Abbild des Mannes, den ich morgens mit Frau und Tochter immer

9*

Digitized by Google

an unserm Gartenzaun vorüber wandeln sah, des Dichters Scherenberg. Ich erfuhr, daß Drake ihm seit Jahren aufs innigste befreundet und jeder von beiden der intimste Teilnehmer und Vertraute des Geisteslebens des Andern sei. —

Zur Bewilligung meiner Bitte, seine Brückengruppe, an deren Marmorausführung er damals eben die letzte Hand legte, und die mir durch die machtvolle Schönheit ihrer beiden Gestalten gewaltig imponierte, zeichnen zu dürfen, schien Drake sich nur ungern und widerstrebend zu entschließen. Aber ebensowenig auch dazu, mich einfach abzuweisen. Zum Schluß gelang die Zeichnung so sehr nach seinem Wunsche, daß er mich mit dem schmeichelhaftesten Lobe überschüttete. Er stellte sie sogar der, vom Gatten seiner Schwester, F. E. Meyerheim (dem Vater von Franz und Paul M.) einst nach jenem Reliefffries an dem Königsdenkmal-Postament im Tiergarten ausgeführten Bleistiftzeichnung, — in Wahrheit einem Meisterwerke einer solchen zeichnerischen Wiedergabe eines plastischen Kunstwerks, — mindestens gleich. Mit Freuden gestattete er mir seitdem, daß ich jedes seiner Werke, welches mir dafür passend und wünschenswert erschiene, in seiner Werkstatt zeichne. Das ist denn auch während der folgenden ca. fünfzehn Jahre treulich geschehen. Einmal habe ihn selbst bei der Arbeit in seinem Atelier, umgeben von seinen Gips- und Thonmodellen, Marmorstatuen, Büsten, Reliefs ꝛc. für das „Daheim" dargestellt. Je mehr ich

Digitized by Google

ihn kennen lernte, desto stärker hat mich diese eigentümliche Künstlernatur angezogen und gefesselt.

Wichmanns und Emil Wolfs Gruppen wurden — letztere gänzlich, erstere in Marmor nach seinem Modell, — in Rom ausgeführt. Nur Wredow blieb mir hier in Berlin noch aufzusuchen und um die Erlaubnis zum Zeichnen seiner Gruppe zu bitten. Seine Wohnung und Werkstatt liegen in seinem eignen Hause, das nach seinem Plan und Geschmack in der Bernburger Straße erbaut worden war. Es ist bis heute, auch nach dem Verkauf in den Gründerjahren, der den Meister zum reichen Manne machte und ihm die Mittel zu der großartigen Stiftung des Wredowmuseums und der Wredowschule in seiner Vaterstadt Brandenburg gab, noch in unveränderter Gestalt erhalten geblieben. Sein Portal, die Einfassung des Mittelfensters, der davor heraustretende kleine Balkon, wurden damals mit einiger Verwunderung betrachtet. Die berliner Architekten und Ästhetiker sahen darin schon eine wenig erlaubte formale Ausschweifung, eine unverkennbare Hinneigung zur „Kunst der Verfallzeit", zu dem höchst tadelnswerten Stil des Barocco. Wredow machte auch kein Hehl daraus, daß er den großen Andreas Schlüter über alles verehre und bewundere und mit dieser Gestaltung der Hausfassade Zeugnis für ihn abzulegen beabsichtigt habe.

Die Werkstatt befand sich im Quergebäude des Hofes und öffnete sich unmittelbar auf jenen ausgedehnten baum-

Digitized by Google

reichen Garten, in den ich aus dem Hinterfenſter meiner Hofwohnung in der Hirſchelſtraße während des Sommerhalbjahrs 1850 mit ſo vieler Freude an ſeinem reizenden Anblick hineingeſchaut hatte. —

Auguſt Wredow war ein Altersgenoſſe Drakes, 1804 geboren. Im ſiebzehnten Lebensjahr von Rauch in ſeine Werkſtatt aufgenommen, zwei Jahre vor Drakes Eintritt, hatte er an dem Poſtamentreliefs des Blücherdenkmals mitarbeitend, durch ſeinen Fleiß, ſein eifervolles Studium, die dadurch erworbene gründliche Kenntnis der menſchlichen Geſtalt, der Anatomie und der Proportionen, und durch ein ſehr gelungenes ſelbſtändiges Bildwerk, der verwundete Philoktet, ſich Rauchs Gunſt und Anerkennung in ungewöhnlichem Maß erworben. Dann aber war es zu einer Verſtimmung zwiſchen Meiſter und Schüler gekommen. Wredow verließ die Werkſtatt und ging, in der glücklichen Lage, durch die zärtlich ſorgende Liebe ſeiner wohlhabenden verwitweten Mutter vor jeder Not und jeder Sorge um Erwerb und Unterhalt geſichert zu ſein, zu weiterem Studium nach Italien. In Rom gewann er die Freundſchaft Thorwaldſens, deſſen ganze Sinnesrichtung und Kunſtweiſe für ihn vorbildlich wurde. Dort modellierte er die damals viel bewunderte Statue des Ganymed, die er für den König in Marmor auszuführen beauftragt wurde, während der Kunſtverein ihren Bronzeguß beſtellte. Wredow war kein raſcher Arbeiter. Jahre auf Jahre vergingen, bis er ein be-

Digitized by Google

gonnenes Werk zu dem Grade der Vollendung brachte, der seinen eignen Forderungen daran entsprach. So hat er trotz seiner großen Begabung und seines langen Lebens, — er starb im Januar 1891, — verhältnismäßig nur sehr wenige abgeschlossene Bildwerke geschaffen. Einzig die, ihrer Zeit als ein der Antike würdiges, klassisches Werk neuerer Skulptur gefeierte, überlebensgroße Marmorstatue des den Bogen glättenden Paris und ein betender Knabe, waren noch nach jenem Ganymed bis zu dem Zeitpunkt ausgeführt worden, wo er die Gruppe für die Schloßbrücke begann. Zu deren Übernahme hatte er sich nur widerstrebend entschlossen. Als an ihn die Anfrage oder der Auftrag erging, reichte er dem Ministerium einen eignen Plan zur plastischen Dekoration der Brücke ein, welcher gänzlich von dem, vom Könige angenommenen und festgestellten, abwich. Er schlug statt dessen vor, die Erhebung Preußens in den Freiheitskriegen durch entsprechende Gruppen zu versinnlichen. Natürlich konnte er damit nicht mehr durchdringen und er mußte sich entscheiden, ob er es übernehmen wolle, die Gruppe „Iris trägt den gefallenen Krieger zum Olymp hinauf", ausführen wolle oder ganz darauf verzichten, an diesen Arbeiten mit beschäftigt zu werden. So gedrängt, entschloß er sich zur Annahme des Auftrags. Aber er fand fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten darin, diesen Vorwurf plastisch zu einer harmonischen Gruppe zu gestalten. Als seine Genossen die Marmorausführung

Digitized by Google

der ihnen bestellten zum Abschluß brachten, war sein Thonmodell noch immer weit von der Vollendung entfernt. Man hatte mir schon in den Ateliers in der Münzstraße davon erzählt. Aber um mir die Erlaubnis zu sichern, das Werk nach endlicher künftiger Fertigstellung zeichnen zu dürfen, machte ich dennoch dem Meister schon jetzt meinen Besuch. Ich fand eine kleine, feine, zierliche, bewegliche Gestalt, mit einem von lockigen, wenig gepflegten braunen Haaren bedeckten Kopf. Das von kurzem Vollbart umrahmte Gesicht zeigte einen Ausdruck von Nervosität, von zuckender Unruhe, von Reizbarkeit und Freundlichkeit zugleich in Augen und Zügen. Gewiß, er hätte nichts gegen das Zeichnen einzuwenden, antwortete Wredow auf meine Bitte. Aber ich könne mich selbst überzeugen, daß das vorläufig noch unmöglich sei. Dabei deckte er die von Wasser triefenden Tücher ab, die das Modell verbargen und feucht erhielten, — sie mochten schon Monate nicht entfernt und der Thon nicht von Wredows Händen berührt gewesen sein —, und der schöne, naß glänzende thönerne Leib des gefallenen Heldenjünglings auf dem Arm der aufschwebenden Iris zeigte sich hie und da mit — Pilzen bewachsen. Ein besonders großer und stattlicher sproßte aus seinem Nabel. Ich sehe noch das eigentümliche selbstironische Lächeln, unter dem Wredow seine leichte Verlegenheit verbarg, während er diesen Pilz schleunigst abbrach und wegwarf. Bis zur Vollendung der Marmorausführung sind dann noch vier Jahre ver-

Digitized by Google

gangen. Wie ich sehr viel später erfuhr, hat man höheren Orts aus einem wunderlichen Grunde nicht auf größere Beschleunigung der Arbeit gedrungen. Es soll prophezeit worden sein (und dies Orakel in den abergläubischen obern Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben): Wenn die Schloßbrückengruppen fertig aufgestellt wären, würde es mit des Königs Regiment zu Ende gehen. Eingetroffen ist es allerdings: 1857 als Wredows Gruppe enthüllt worden war, kam des Königs Gehirnleiden zum Ausbruch.

Digitized by Google

VIII.

Als ich noch an der Zeichnung von Bläsers Gruppe arbeitete, besuchten zwei junge Männer, der eine wenig älter, der andere wenig jünger als ich, die Werkstatt in der Münzstraße, um das Modell einer Denkmalsstatue, welche jener eben für die Stadt Magdeburg ausgeführt hatte, und das in Berlin viel von sich reden machte, zu sehen. Dies Denkmal sollte dem damals vor kurzem erst verstorbenen, um jene Stadt hochverdienten, Oberbürgermeister Franke errichtet werden. Die Statue zeigte ihn portraitgetreu im Frack mit der Amtskette, aber um Schultern, Hüften und Beine in einen faltenreichen Mantel drapiert, mit Rednergeberde und Sprechergewicht, dastehend.

Jene beiden Männer stellten sich als Redakteure des „Deutschen Kunstblatts" vor. Der Ältere, mit schönem lockigem, braunem Haar und vollem, wohlgepflegtem Bart, welcher ein Gesicht von reinem, edlem Schnitt, eine Art männlichen, wie von W. v. Kaulbach gezeichneten, Ideal-

Digitized by Google

kopfes umgab, eine mittelgroße, elegant gebaute Gestalt in einer Tracht, die durch manche sonderbare Eigenheiten in Schnitt und Farbenwahl auffiel, nannte sich Dr. Friedrich Eggers. Sein Begleiter, breitschultriger, größer, und weniger fein gewachsen als jener, etwa 28 Jahre alt, mit warmbraunem Vollbart, dichtem, glattem, etwas lang getragenem, dunkelbraunem Haar und tiefliegenden grauen Augen — Dr. Wilhelm Lübke. Ich hatte Beider Namen wohl schon gehört; auch ihr Kunstblatt gelegentlich wohl bereits gesehen und gelesen, persönlich aber waren sie mir ganz unbekannt. Sie fragten bei Bläser an, ob er ihnen gestatte, eine Radierung nach seiner Franke-Statue im Deutschen Kunstblatt als Beilage zu einer eingehenden Besprechung seines Werkes zu veröffentlichen und zugleich, ob er ihnen einen Künstler empfehlen könne, welcher es übernehmen würde, die Statue für sie zu zeichnen und zu radieren. „Der wäre bereits gefunden", antwortete der Gefragte und wies auf mich. So war die Bekanntschaft mit Wilhelm Lübke eingeleitet, welche mich in ihrer Folge, mehr als jeder andere Umstand und Antrieb, dazu gebracht hat, aus einem Zeichner und Maler zu einem Kunstkritiker und Schriftsteller zu werden. —

Sehr gern übernahm ich den Auftrag wie ich jeden ohne Besinnen übernommen haben würde, — trotzdem ich mir sagen mußte: „Du hast ja keine Idee vom Radieren"! Das mußte man eben noch schnell zu erlernen

Digitized by Google

suchen. Ich glaube, Eggers selbst sagte mir, daß ganz in der Nähe meiner Behausung ein ihm bekannter Kupferstecher, Hermann Dröhmer, wohne, den ich sicher bereit finden würde, mich das zu lehren, was in dieser Kunsttechnik erlernbar sei. —

Ich suchte den mir Genannten auf. Seine ganz eigentümlich trauliche Wohnung lag im ersten Geschoß des kleinen einstöckigen Häuschens, welches zwischen einem großen Vorgarten und einem malerischen, völlig, ländlichen Hof mit alten Bäumen und Nebengebäuden damals die Ecke der Potsdamerstraße und des westlichen Teils des Lietzower Weges bildete. Dröhmer war nach längerem Studienaufenthalt in Paris und London als technisch gründlich geschulter und besonders in geschabter Manier, im sogenannten Schwarzkunststich, geübter Stecher nach Berlin zurückgekehrt. Es hatte sich eben damals hier mit einem blutjungen Mädchen verheiratet, welches eine ganz reizende, junge Frau geworden war, deren heiteres gesundes, warmherziges Naturell mit seinem Abglanz das ganze kleine Hauswesen verklärte. Seltsam bei einer jungen Frau von diesem Charakter und Temperament war die ihr eigene Liebhaberei für Schlangen, gegen welche sonst die Töchter Ewas von ihrer Stammmutter eine unüberwindliche Abneigung geerbt zu haben pflegen. Diese dagegen hielt sich, wie andere alte und junge Frauen und Fräulein Singvögel, Hunde und Katzen, immer mehrere Ringelnattern in ihrem Zimmer, ließ sie

Digitized by Google

sich um ihren schönen weißen Hals und um ihre runden Arme winden und nach ihren roten Lippen züngeln, ein wundersamer Anblick! —

Trotzdem die damalige nicht zu verbergende, äußerste Zigeunerhaftigkeit meiner Existenz in starkem Kontrast zu der wohlgeregelten, auf der soliden Grundlage eines hübschen ererbten Vermögens und großer ertragreicher, kunsthändlerischer Aufträge beruhenden meines Nachbars stand, kamen wir, wie unsere jungen Frauen, uns bald ziemlich nahe. Mit freundlicher Bereitwilligkeit bemühte er sich, mir die Anfangsgründe des Radierens beizubringen. Bei meinem empfindlichen Mangel an technischer Veranlagung und Geschicklichkeit, stieß er freilich dabei, schon wo es sich um das Grundieren der Kupferplatte und das Kneten und Aufsetzen des Wachsrandes handelte, auf nicht geringe Schwierigkeiten. Aber bald radierte ich trotzdem für das Eggerssche „Deutsche Kunstblatt" frisch drauf los, so gut oder schlecht, es eben gehen wollte; — und ich muß mir leider gestehen, es ging meist ziemlich schlecht! Aber wir waren damals noch nicht sehr anspruchsvoll. Eggers, Lübke und der Verleger waren zufrieden. Es kamen sogar kleine Bestellungen von Anderen auf Radierungen von Bildnissen, Titelblättern, Illustrationen.

Die Zeichnungen von plastischen Werken für die „Illustrirte Zeitung" hatte ich in der ersten Zeit immer

Digitized by Google

auf Papier ausgeführt. Bei der Übertragung auf das Holz in Leipzig, die damals noch nicht, wie nun schon seit länger als zwei Jahrzehnten, auf photographischem Wege, sondern mühsam und ungenau durch Nachzeichnung des Orginals bewerkstelligt wurde, ging doch immer, schon ehe der Holzschneider sein Werk begann, zu viel von jenem verloren. Ich bat mir daher die Erlaubnis aus, meinerseits die Zeichnungen auch auf dem Holzblock selbst zu liefern. Aber auch diese Technik — die übrigens ebenso ihre Rücken hat, wie die der Radierung, — wurde mir nicht leicht zu erlernen. Ich habe noch manche Jahre gebraucht, bis ich sie einigermaßen genügend beherrschte. Die schildernden und erläuternden Texte zu den der Illustrirten gesendeten Zeichnungen fuhr ich fort, zu schreiben; und zwar mit aufrichtigem Vergnügen. Daß ich auch für diese schriftlichen Beigaben, welche zuweilen (wie bei den Schloßbrückengruppen) mehrere Spalten füllten, ebensogut Honorare beanspruchen und erhalten könnte, wie für die Zeichnungen, dieser Gedanke kam mir in jenen Jahren niemals. Ich war zufrieden und erfreut, daß man meine Texte überhaupt annahm und abdruckte. Die so lange latent gebliebene in mir schlummernde feuilletonistisch-kunstkritisch-descriptiv-schriftstellerische Begabung und die mir erst allmählich zum Bewußtsein kommende Neigung zum schriftlichen, für die Öffentlichkeit bestimmten, Ausdruck der eigenen Gedanken, Anschauungen, Empfindungen und Stimmungen, sie waren

Digitized by Google

erwacht, um fortan nicht wieder einzuschlafen, sondern mehr und mehr von mir Besitz zu ergreifen.

In Friedrich Eggers und Wilhelm Lübke lernte ich zum ersten Mal zwei wahre Musterexemplare des deutschen Kunstgelehrten und Kunstschriftstellers und die ganze Art der Thätigkeit und Lebensführung eines solchen durch eigene Beobachtung kennen. Und ich gestehe, sie übte einen großen Reiz auf mich aus und erschien mir wahrhaft verlockend. Beide waren im Besitz einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung, waren im klassischen Altertum zu Hause und von reiner Begeisterung für das Kunstschöne beseelt; mit der modernen Kunstproduktion wie mit der der Vergangenheit genau vertraut; ohne Vereingenommenheit und Einseitigkeit in ihrem Urteil und ihren Kunstanschauungen, dabei von fleckenloser Lauterkeit der Gesinnung, vortrefflich erzogen, in ihrem ganzen bürgerlichen Dasein wohl geordnet und geregelt, geliebt und geschützt in den Kreisen der besten Männer und Frauen des damaligen Berlin. Beide wahrhaft vornehme Naturen. Eggers noch dazu ein echter Poet, aber ohne die sich vordrängende Eitelkeit so vieler Dichter. Er hatte köstliche Schätze lyrischer Poesie angehäuft; jedes Gedicht der formvollendete Ausdruck eines tiefen, reinen, zarten Gemüts und eines reichen, edlen Geistes. Aber es hat noch manche Jahre nach jener Zeit gewährt, bis er be-

Digitized by Google

ſtimmt werden konnte, mit dieſen ſelbſt erzeugten Schätzen ans Licht zu treten. Die Zartheit ſeines Empfindens ging für einen Mann von dreißig Jahren entſchieden zu weit. Bei all ſeiner andächtig glühenden Verehrung der ſchönen Weiblichkeit hatte er, wie er es ſeinen intimſten Freunden und Beichtigern geſtand, bis dahin noch immer vor jedem Verſuch zurückgeſcheut, ſich einem weiblichen Weſen, wie der geſunde Mann der Evatochter, die ihm gefällt und die er begehrt, zu nähern und es aus ſeinem Wolkenhöhen oder von dem Piedeſtal, das er dem Idol errichtet hatte, für ſich herabzuholen. Lange vor Björnſons „Handſchuh“ war in Eggers Perſönlichkeit das Mannesideal der verſchrobenen Heldin dieſes Dramas verwirklicht. Seine Freunde und Genoſſen, welchen jedes Streben nach dieſem zweifelhaften Ruhme durchaus fern lag, konnten ſelbſt durch die herzliche Liebe und Hochſchätzung für dieſen Ausnahmemenſchen nicht daran verhindert werden, ihn mit manchen Spöttereien um ſeines mönchiſchen Daſeins willen heimzuſuchen. —

Eggers Wohnung und Umgebung entſprach in manchem Punkte genau ſeinem eigenſten Weſen. Er hauſte zur Miete bei einer Wittwe Randow, in einem, ſeitdem durch Neubauten gedrängten, alten ſchiefſtehenden baufälligen Häuschen nahe der Schleuſe und der Brücke über den hier in den Kupfergraben mündenden, ſchmalen Seitengraben, eine oder zwei Treppen hoch. Bei jedem Schritt auf den Dielen und der wackligen Stiege knarrte und

Digitized by Google

kniſterte alles Holzwerk, als ob es vor Altersſchwäche aus den Fugen gehen ſollte. Oben trat man aus einem kleinen Vorgemach in das ziemlich große, doch auffallend niedrige zwei- oder dreifenſtrige Wohn- und Arbeitszimmer, an deſſen letztem Fenſter, von links her ſcharf beleuchtet, Eggers ſchöner vollbärtiger Kopf und Schultern die Platte des Schreibtiſchs überragend, ſichtbar wurden. Aber nur für den Beſucher, der über alle die verſchiedenen Zwiſchenwände und Bücherrepoſitorien hinweg zu ſehen vermochte, welche den Raum zwiſchen der Thür und dem Bewohner in mehrere kleine Kabinets teilten und gliederten. Jene Zwiſchenwände, die Rücken der Bücherregale, die Wandflächen des Zimmers, alles war dicht behängt und bedeckt mit gerahmten und ungerahmten Stichen, Lithographien, Zeichnungen, Holzſchnitten, Daguerotypen, Reliefabformungen. Auf den verſchiedenen Kommoden, Tiſchen und Tiſchchen, türmten ſich die Mappen, die Broſchüren, die Schriftſtücke, die Prachtwerke und kunſtgeſchichtlichen Publikationen bis nahe zur niedrigen Decke hinan. Gipsbüſten und Broncen ragten zwiſchen dieſen Pfeilern und Papierbergen auf. Und doch ſpürte man auch in dieſem anſcheinenden Chaos den Geiſt der Ordnung und Sauberkeit, der hier waltete. Anſprüche an künſtleriſche Geſtaltung der Möbel an die harmoniſche Färbung und Muſterzeichnung der Tapeten und des Ofens, an Stoffe und an die Vorhänge zu erheben, wäre damals auch

Digitized by Google

den geschmackvollsten Kunstgelehrten und Ästhetiker nicht beigekommen. Für den „von der Angst des Irdischen" befreiten und in des Ideales Reich lebenden Geist pflegten alle diese „Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten" höchst gleichgültig zu erscheinen. Wenn man Eggers im Winter vormittags besuchte, konnte man sicher sein, trotz des hellen Tageslichts immer noch um 10 und 11 Uhr auf seinem Arbeitstisch „der Lampe fromm Geleuchte", zu sehen, das seinen stillen Fleiß belebte. Er bekannte sich zu einer eingewurzelten Vorliebe für die Benutzung der Wintermorgen bei solchem künstlichen und solchem doppelten Licht, eine Neigung die ich vollkommen verstehe und teile. Weniger gelang es mir, es ganz zu verstehen, wie sich dieser treffliche und noch immer junge Gelehrte und Kritiker so gleichsam blindlings in die Vormundschaft seiner Wirtin oder Haushälterin begeben konnte. Das saubere alte, hagere Dämchen mit dem weißen Häubchen auf dem blondgrauen, glatten Scheitel, dem weißen Brusttuch und der schmucken Schürze über dem meist schwarzen Kleide, hegte, pflegte und besorgte ihren Zimmerherrn so unermüdlich aufmerksam und zuthulich, daß es ihm endlich ganz unentbehrlich wurde. In der grenzenlosen Güte seines Kindergemütes ahnte er es nie, daß man ihn systematisch aussog, ließ sich allmählich die ganze Last der Sorge für Alle, die zum Hause Randow gehörten, aufbürden und sah das sogar als eine ernste Mannespflicht an, die er erfüllen müsse. —

Digitized by Google

Das dienende Wesen, welches alle gröberen Hausarbeiten bei Eggers zu verrichten, alle Botengänge zu den Freunden, der Bibliothek u. s. w. zu machen hatte, war in unscheinbarer Hülle eine sehr merkwürdige Kreatur. Sie führte den Ehrennamen die „geschlechtslose Adelheid". Ich glaube, sie war aber dennoch wirklich feminini generis. Ich schloß das nicht nur aus ihren dünnen Haarzöpfen, ihrem ewig gleichen, alten, karrierten Umschlagetuch und ihren schlumpigen Unterröcken. Freilich schien wieder mancher andere Umstand diese Meinung dennoch zu widerlegen und das Wesen dem Genus commune zuzuweisen, welches bekanntlich nach Zumpts berühmtem Grammatikverse ist, „was einen Mann und eine Frau bedeuten kann."

Wilhelm Lübke, der meist in dem damaligen Geheimratsviertel, in der Köthenerstraße, als Chambregarnist wohnte, war in jeder Hinsicht sehr verschieden von seinem älteren Freunde und Strebensgenossen. Er hatte vor dem mehr fein und graziös gebauten, etwas lispelnd sprechenden die rüstigere, gesundere derbere Jugendkraft des Körpers, der Sinne und des Geistes, den klangvollen Brustton der Stimme, die fortreißende Gabe der Rede, sehr genaue praktisch-technische Kenntnisse und Fertigkeiten, besonders in der Architektur, und die herrliche Gottesgabe des musikalischen Talents voraus, das er durch eifriges Studium und Streben seit dem zarten Kindesalter allmälig zur reifen Ausbildung gebracht hatte. Aus den

10*

Digitized by Google

unschätzbaren Mitteilungen aus seiner Jugend, seinem Elternhause und dem Leben seines Vaters, in seinen im Verlage von Fontane 1891 erschienenen „Lebenserinnerungen" kennt das deutsche Publikum heute auch die Kindheitsgeschichte des berühmten Kunsthistorikers und den beneidenswerten, streng geregelten, weise geleiteten, raschen Gang der Entwicklung seiner reichen Anlagen, wie den seiner Erziehung durch des trefflichen Vaters und der geliebten Mutter Beispiel, Lehre, Geistes- und Gemütspflege. Damals, als ich ihm näher trat, hatte Lübke bereits seine erste bedeutendes Aufsehen machende kunstgeschichtliche Arbeit, die Geschichte der mittelalterlichen Kunst in Westfalen herausgegeben; die Frucht eindringender eigener Lokalstudien, besonders auch an den Baudenkmalen selbst, von denen er die meisten von Ort zu Ort seine Heimatprovinz durchwandernd, persönlich ausgemessen und aufgenommen hatte. Auch die „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst" brachte er damals zum Abschluß und zu seinem großen Werk „Grundriß der Kunstgeschichte" entwarf er den Plan. Am „Deutschen Kunstblatt" und an dessen litterarisch-kritischer Beilage, dem „Litteraturblatt", teilte er sich mit Eggers in die redaktionelle Thätigkeit. Zugleich hatte er die Kritik der Erscheinungen auf dem Gebiet der bildenden Künste und der Architektur für die berliner Haude- und Spenersche Zeitung übernommen und schrieb Feuilletons für westfälische Journale. Seine litterarische Thätigkeit verschaffte ihm,

Digitized by Google

der alles durch eigenes Talent, eigene Willensenergie und eigenen Fleiß geworden war, eine gesicherte Existenz, und seine Erfolge ließen es ihn nie bedauern, seine frühere Lehrerstellung und -Laufbahn aufgegeben zu haben. —

An die beiden jungen Männer schloß sich eine Gruppe von strebenden, geistvollen Genossen, die mit ihnen wieder in ihrer Gesamtheit eine Art Planetenkreis um die Centralsonne des Franz Kuglerschen Ehepaares bildeten. Zu diesen Genossen, welche durch Gemeinsamkeit der höchsten geistigen Interessen, durch gleiche Kunstbegeisterung, verwandte Welt-Lebensanschauungen und darauf basierende Freundschaft unter einander eng verbunden waren, gehörte der Referendar Zöllner, gegenwärtig Geheimer Oberregierungsrat a. D., und, bis zu seiner schweren Erkrankung im Jahr 91, ständiger erster Sekretär der Akademie der Künste, genannt „der Chevalier"; ein „Bursche von unendlichem Humor" wie der arme Yorick, von ebenso reicher musikalischer wie litterarischer Bildung; von schlanker hoher Gestalt, mit, bis auf ein blondes Schnurrbärtchen glattrasiertem, blauäugigem, von seiner mutwilliger Heiterkeit leuchtendem Gesicht, der Scheitel bereits fast gänzlich mit einer glatten blonden Atzel bedeckt. Durch seine glänzende Laune, die besonders überraschend und wirksam auch in bewundernswerten, parodistisch-musikalischen, speziell gesanglichen, Leistungen ausstrahlte, wurde jedes Zusammensein mit ihm zu einem wahren Fest, dessen Lust auch heute noch immer in mir nachklingt, sowie ich jener Zeiten

Digitized by Google

gedenke, oder ihm persönlich begegne und sein, im Grunde wenig verändertes, liebes Antlitz wiedersehe.

Eine andere Gestalt dieses Kugler-Eggers-Lübkeschen Kreises war Otto Roquette, der damals eben das erste dichterische Lorbeerreis, das ihm sein „Waldmeisters Brautfahrt" errungen hatte, in sein üppiges dunkles Lockenhaar winden konnte. Auch er war einer der besten Gesellen, ernst und ausdauernd in der Arbeit und im Studium, dichterische Pläne in der Seele wälzend, und zugleich reich an glücklichen geselligen Gaben z. B. der der Komposition und des wundersam ergreifenden Gesangsvortrags selbst gedichteter Lieder. Der Wald von lockigen Haaren ließ seinen Kopf mit dem schnurrbärtigen Antlitz von etwas slavischem Typus auffällig groß für die kleine zierliche Gestalt erscheinen.

Der verhätschelte Liebling des Kreises war Richard Lucae, der junge Architekt, der 1887 im achtundvierzigsten Lebensjahre als Direktor der Berliner Bauakademie, Geheimer Oberbaurat und gefeierter Meister, in seiner Vaterstadt Berlin verstorben ist. Damals hatte die Persönlichkeit, schon die Erscheinung allein, des vier bis fünf und zwanzigjährigen Künstlers etwas wahrhaft Bezauberndes für Mann und Weib. Der Kopf mit dem, von der breiten, hohen leuchtenden Stirn zurückwallenden, welligen, seidigen blonden Haar und ebenso lichtblondem Vollbart saß zwar auf etwas kurzem Halse, und das eine der hellblauen Augen schielte ein wenig. Aber die Linien des Profils

Digitized by Google

und der Ausdruck dieses hochgetragenen Künstlergesichts waren vom reinsten Schönheitsadel. Wenn je das innere Wesen, Geist, Gesinnung, Bestrebungen eines Menschen dem Titelblatt, dem Antlitz, entsprachen, je die Erwartungen vollständigst erfüllt, die Meinung in jedem Punkt gerechtfertigt haben, die es erweckte, so war das bei Richard Lucae der Fall. Aus einer alten wohlhabenden, hochgeachteten bürgerlichen Familie Berlins hervorgegangen, sorgfältig und liebevoll gehegt und geleitet von Kindheit auf, hatte er jederzeit „spielend seine Pflichten üben, jedwedem schönen Trieb Genüge leisten" können, nie die Not, den Kampf ums Dasein zu bestehen gehabt, war noch nie von von dem häßlichen, kleinlichen, widrigen Elend des Lebens berührt worden. Die Blüte seiner Künstlernatur, konnte sich rein und natürlich zu ihrer vollen Schönheit entfalten. Der Grund und Boden, dem sie entwachsen war, der Fonds von solider Bürgerlichkeit, verleugnete sich nicht in ihr. Die Wahl keiner anderen Kunst wäre ihm gemäßer gewesen, als die der Baukunst, deren Jüngern und Meistern gerade ein solcher Mutterboden ein solcher solider Zusatz zu ihrer Künstlerart, ein solches reales Gegengewicht für die schweifende Phantasie zu einer unersetzlichen Wohlthat wird.

In R. Lucae hatte damals noch der alleinseligmachend Schinkel-Glaube der berliner Architektenschule seinen überzeugten, begeisterten Bekenner. Daß er einer von den gründlich und allgemein (auch litterarisch) gebildeten, stark

Digitized by Google

poetisch angehauchten Jüngern oder jüngeren Meistern dieser Kunst war, verringerte bei ihm niemals die praktische Tüchtigkeit. Er hatte bereits bedeutende Bauten geleitet und ausgeführt, für welche die Pläne von seinem Onkel Solger entworfen waren, z. B. eine Votivkirche in Myslovicz auf der Herrschaft jenes eben verstorbenen Schwagers Kalides, des oberschlesischen Krösus Herrn von Winkler, und die katholische Michaeliskirche am Engelbecken im berliner Südosten. Das Ideal des jungen Architekten im Goetheschen Sinne erschien mir immer in Lucaes Persönlichkeit verwirklicht. Aber vor dem in den „Wahlverwandtschaften" hatte er noch Manches voraus, vor allem den erquicklichen Humor. Dieser äußerte sich in besonders liebenswürdiger Weise in seinen „Kindergeschichten", seinen Erzählungen und Schilderungen aus dem von ihm genau beobachteten Leben der Kleinen. Auch dies eigentümliche Talent war bei ihm zu einer wahren Meisterschaft ausgebildet. Wie man Virtuosen des Gesanges oder eines Instruments bittet, etwas vorzutragen, des Genusses gewiß, welchen sie damit jedem Hörer bereiten, so drang man bei jedem Zusammensein mit Lucae auf ihn mit Fragen und Bitten: „Haben Sie keine neue Kindergeschichte? oder wenn nicht, so erzählen Sie noch einmal die und die alte." Man hörte jede immer so gern noch einmal.

Otto Roquette war nicht das einzige junge Dichtertalent des Kreises. Nicht minder glänzende Hoffnungen

Digitized by Google

bauten die Genossen auf den Jüngsten von ihnen, der sich Paul Heyse nannte. Auf ihn paßte das überschwänglich klingende Dichterwort buchstäblich: „schön wie Engel, voll Walhallas Wonne, schön vor allen Jünglingen war er.“ Ja, zu schön eigentlich für ein männliches Wesen. Wenn er über die Straße ging, blieben die Menschen stehen, um dieser elastisch dahin schreitenden, hohen, schlanken Gestalt, welche das klassisch geschnittene, von dunklem, vollem Haar umwallte, zartfarbige mädchenhafte Haupt mit den großen glänzenden Dichteraugen krönte, nachzublicken. Ich habe nie vorher und nachher seines Gleichen gesehen. Seine ersten veröffentlichten Dichtungen „Urica“ und ich glaube auch „die chinesischen Brüder“ waren damals eben erschienen. Dies jugendschöne Haupt umstrahlte bereits die Aureole des Dichterruhms und steigerte noch den Eindruck, den er auf die Menschen schon durch sein bloßes Erscheinen übte. Über alles was er that und sprach, war der verklärende Zauber poetischer Anmut gebreitet. „Wenn den die Mädchen liebten, so wußten sie warum.“ Am besten wußte das die junge Tochter Franz Kuglers, das blühende, braunäugige Gretchen. Dem hatte der Vielumworbene seine frische Jugendliebe geschenkt. Sie wurde Heyses Braut und bald auch seine Gattin.

Franz Kugler, der eigentliche Bahnbrecher und Pfadfinder der Kunstgeschichte in Deutschland, und heitere liebenswürdige Dichter, bekleidete damals das Amt eines

Digitized by Google

vortragenden Rats in Kunstangelegenheiten im Kultusministerium. Sein Chef war Herr v. Raumer traurigen Andenkens. Niemand hätte seiner Natur und Geistesrichtung nach weniger in dies Ministerium, diese Brutstätte der „Regulative" hinein passen können, als gerade Franz Kugler. Aus seiner ganzen körperlichen Erscheinung, der schon mäßig beleibten, aber immer noch rasch und elastisch beweglichen Gestalt, dem warm kolorierten, von einem schmalen Bartring umrahmten Antlitz, mit seinen rundlichen gedrungenen Formen und den klugen heiteren Augen sprach unverkennbar noch immer die alte Begeisterungsfähigkeit, die künstlerische Welt- und Lebensfreudigkeit des einstigen wanderlustigen Zeichners und Poeten. In dem erst Fünfundvierzigjährigen konnte das ursprüngliche, leicht fließende, rasch pulsierende, warme Dichterblut schwerlich bereits bis zu dem, bei einem königlich preußischen Ministerialbeamten vorauszusetzenden und zu fordernden, Grade abgekühlt und ruhig geworden sein. Seine Gedanken und Wege konnten nicht die Gedanken und Wege des Herrn von Raumer sein. Wie dem aber auch sei, — es gelang ihm jedenfalls, in seiner Stellung für alle künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Interessen während der neun Jahre seiner Amtsdauer bis zu seinem frühen Tode (1858) jederzeit werk- und wohlthätig zu wirken. Den jungen Männern jenes Kreises war er Lehrer, treuer Berater und eifriger Förderer in jeder Richtung. Lübke wurde bald sein Arbeitsgenosse

an seinen kunstwissenschaftlichen Werken, deren Fortsetzung und Umwandlung er nach des Meisters Tode teilweise im Verein mit Jacob Burckhardt, wie ein Erbteil Kuglers übernommen hat. Ja, in noch viel ausgiebigerem Maße und größerem Erfolge als letzterer, freilich auch auf einem sehr viel günstigeren, besser vorbereiteten Boden als dieser, hat er die von Kugler begonnene Kulturarbeit der Popularisierung der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, der Verbreitung der Liebe für die Kunst, des Verständnisses ihrer Bedeutung im Leben der Völker, und des kunsthistorischen Wissens in den weitesten Kreisen der Nation bis diesen Tag mit immer gleicher geistiger Energie und Ausdauer weiter geführt. Eggers aber rückte später in des Meisters Stelle im preußischen Kultusministerium ein, um dort in dessen Sinne nach besten Kräften bis zu seinem, ebenfalls ziemlich frühen Ende (1872) thätig zu sein.

Dem Kuglerschen Hause und dem „heiligen Herde" desselben, an welchem die „Herdpriesterin" Frau Kugler, gastlich waltete, bin ich, wie das kaum anders sein konnte, persönlich immer fern und fremd geblieben. Ich hörte die von ehrlichem Enthusiasmus erfüllten Schilderungen der Freunde von dieser Dame und von dem Leben in ihrem Kreise, von den erlesenen geistigen und geselligen Genüssen, welche ihnen dort gewährt waren. Aber für mich verbot sich der Eintritt in ihn von selbst. Für einen sorgenvollen, mit der bittersten Not kämpfenden Familienvater, wie ich, war dort kein Platz. Eine solche Lage, wie die

Digitized by Google

meine, macht einen Mann um ein Jahrzehnt älter als seine dem Geburtsjahr nach ungefähr gleichaltrigen glücklicheren Verkehrsgenossen. Die Genannten aber erschienen mir andererseits wieder so weit überlegen durch ihr rangiertes Wesen, ihre ganze geordnete Existenz. Wie grundverschieden waren sie in jeder Hinsicht von jenen phantastisch romantischen Bohémiens, den jungen Dichtern und Künstlern, welche meinen intimsten Berliner Freundeskreis während der ersten vierziger Jahre gebildet hatten; von den kaum minder zigeunerischen, verwegenen, jede altgeheiligte Norm und Ordnung in Staat und Gesellschaft verhöhnenden, streitbaren Jüngern der „absoluten Kritik", den „Freien", in deren Umgang ich dann wenig später so viel von der unwiederbringlichen Jugendzeit verzettelt hatte; wie verschieden auch von den revolutionären Stürmern und Drängern des „tollen Jahres"!

Jenen jungen Männern schien die Bohême ein unbekanntes Land; keiner von ihnen jemals von dem geraden, sicheren Weg zu dem selbstgewählten, ihrer Natur und Geistesart gemäßesten, Ziele abgeirrt gewesen zu sein. Alles an ihnen und in ihnen war korrekt und in bester Ordnung, jeder, sei es durch angestammtes Vermögen, sei es durch reichlichen Erwerb vor dem schlimmsten Übel, der Not, — wenigstens gegenwärtig, — sicher bewahrt; wenn der Eine von ihnen, Lübke, sie auch vordem gründlich kennen gelernt haben mochte. Jeder ein Mann, wie ihn auch eine anspruchs-

Digitized by Google

volle Mutter als Bewerber um das geliebte Töchterchen mit Freuden begrüßt hätte; aber auch wieder klug genug, um sich noch lange, lange allen nach ihnen ausgeworfenen mütterlichen und töchterlichen Netzen und Angeln geschickt zu entziehen. Bezeichnend erschien es für ihre ganze Art, daß das herkömmliche vorgeschriebene Getränk bei ihren gemeinsamen Zusammenkünften — der Kaffee war!

Wie mochte und mußte ein Mensch wie ich und ein Dasein wie das meine ihnen vorkommen! Etwas Fremdes und Kühles blieb denn auch immer in unsern gegenseitigen Beziehungen. Die verhältnismäßig engsten und wärmsten knüpften sich allmählich zwischen mir und Wilhelm Lübke. Er hatte, glaube ich, noch das meiste für mich übrig. Vor allem etwas, das mir kein Anderer hätte geben können: die Musik. Nach meinem damaligen Empfinden spielte er die Klavierwerke der großen Meister so herrlich, mit einem so tiefen und feinen Verständnis der poetischen Absicht; einer solchen Kraft und solchem Reichtum des Ausdrucks, wie ich sie nie zuvor gehört zu haben glaubte. Dazu kam seine wunderbare Gabe des Phantasierens auf dem Klavier. Aus dieser Fülle seines Besitzes aber spendete er mit fürstlicher Freigebigkeit, mit hochherziger Verschwendung dem danach Verlangenden. Trotz seiner Überlastung mit dringenden Arbeiten fand ich ihn immer bereit, wenn ich ihn auch besuchen mochte, mir vorzuspielen, der im Genuß des Hörens schwelgend, sybaritisch faul in seiner Sophadecke saß und von den durch den

Digitized by Google

Freund entfesselten Tonfluten umrauscht, selig darin untertauchend, Welt und Zeit und alles Leid vergaß.

Aber noch vieles andere dankte ich ihm. Vor allem manche mir sehr wertvolle und wichtige Bestellung. Bald verschaffte er mir Aufträge zu Bildnissen und Illustrationen; bald zur Ausführung von Nachbildungen hervorragender Werke der Skulptur und Malerei unseres Jahrhunderts im kleinsten Maßstab und im schärfsten klarsten Umriß für die gestochenen Bildtafeln des von ihm redigierten Werkes „Denkmäler der Kunst". Ja, sogar einen ganz prächtig geschriebenen Aufsatz, der meinen Namen als Titel führte, über mich und meine gezeichneten und gemalten Köpfe veröffentlichte er einmal im deutschen Kunstblatt! Er überschüttete mich darin mit einer Fülle des Lobes, daß ich mich beim Lesen schamrot wie ein junges Mädchen werden fühlte. Aber wichtiger und bedeutsamer noch für mein ganzes geistiges Leben und für die spätere Wandlung und Gestaltung meiner Existenz ist mir der freundschaftliche Verkehr mit ihm durch die unendlich anregenden Gespräche über alle künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Fragen und Gegenstände, durch das Beispiel seiner kunstschriftstellerischen Thätigkeit und durch die mir mehrere Jahre später durch ihn gegebene Veranlassung zur kunstkritischen und feuilletonistischen Mitarbeiterschaft an einer großen Berliner Zeitung geworden.

Digitized by Google

IX.

Mit den genannten jungen Genossen des Kuglerschen Kreises in ziemlich nahem Zusammenhang standen noch einige andere Gelehrte, Schriftsteller, Poeten, Künstler: Dr. Lazarus, Theodor Storm, Theodor Fontane, W. v. Merckel, B. v. Lepel, Adolf Menzel, Hugo v. Blomberg. Sie alle gehörten mit zu dem Schriftsteller- und Künstlerbunde des „Rütli", der gleichsam einen engeren Ausschuß der größeren Gesellschaft „Tunnel über der Spree" bildete und sich monatlich einmal regelmäßig in der Wohnung eines Mitgliedes zum gemeinsamen Poetenkaffee versammelte. In Parenthese sei hier bemerkt, daß dieser „Rütli" ganz irrtümlicher Weise in manchen Nekrologen Rudolf Löwensteins mit dem gleichnamigen Dichter- und Künstlerbunde indentifiziert worden ist, in welchem während der dem Revolutionsjahr vorangehenden Zeit der Berliner politisch-satirische Humor reifte, der sich dann im „Kladderadatsch" sein Organ und seine Tribüne schuf. Beide „Rütli" haben nichts miteinander gemein; die Genossen

Digitized by Google

des Einen haben sich mit denen des Andern kaum jemals persönlich berührt. — Meine Beziehungen blieben während der 2—3 Jahre nach meinem Bekanntwerden mit Eggers und Lübke, auf die zu diesen beiden, zu Lucae, Zöllner, Roquette beschränkt. Mit Paul Heyse kam es damals nur zu wenigen sehr flüchtigen Begegnungen. Den andern oben aufgeführten Genossen, und nicht einmal Allen, bin ich erst später näher getreten.

Daß Eggers mit Adolf Menzel wie mit einem guten Freunde verkehrte, steigerte meinen Respekt für ersteren sehr wesentlich. Um die Mitte der Fünfziger Jahre veröffentlichte Eggers einmal einen von ihm geschriebenen Essay über Adolf Menzel im „Deutschen Kunstblatt" Was er da schrieb, sprach mich außerordentlich an. Verständnisvolles Eindringen in des wundersamen Meisters eigenstes von allem Gewohnten so abweichendes und so imposantes geistiges Wesen, in seine Art, die Natur zu sehen und unablässig zu studieren, eine feine liebevolle Herausarbeitung des gesamten Bildes dieser künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit, fand ich in diesem Aufsatz. Mich überkam es fast wie Neid auf den, der ihn geschrieben, der den von mir so Verehrten so zu schildern vermocht hatte und gewürdigt worden war, ihn so in seinem intimen Geistesleben, Sein und Schaffen beobachten zu können, wie Eggers es sein mußte, um so vertraut damit zu werden. Wenn mir je ein Jugendwunsch während des späteren Lebens in reichster Fülle

Digitized by Google

gewährt worden ist, so ist es der damals erwachte und gehegte gewesen, auch meinerseits einmal in Wort und Schrift Zeugnis ablegen zu können für Adolf Menzel und sein Werk, den andern Menschen die Einsicht in seine eigenartige Größe zu erschließen, die Widerstrebenden zu ihm und zur Erkenntnis dessen zu bekehren, was er für unser Volk und für die deutsche Kunst bedeutet, welche Stellung er in der Geschichte derselben und in der Reihe ihrer ersten schöpferischen und bahnbrechenden Meister einnimmt.

Während der, der Niederwerfung der Revolution zunächst folgenden, Jahre hatte ich mich wenig um die dieser traurigen Zeit entsprießende neue poetische Litteratur bekümmert. Die sogenannte „Goldschnittpoesie" war mächtig ins Kraut geschossen. Die vormärzlichen, politischen Ideale, welche wir im jugendlichen Sanguinismus bereits verwirklicht zu sehen geglaubt hatten, waren zertrümmert, verhöhnt und verspottet. Ihre Vorkämpfer tot, stumm oder im Exil. Die, welche kein Talent und keine Lust zum Märtyrertum hatten, schickten sich in die Zeit. Die Poeten thaten es ebenso, wie das gebildete Publikum. Die vor allem Lärm der Tagesleidenschaften des Not- und Zornschreis der Besiegten, Verfolgten, Gequälten, Unterdrückten sicher geschützte, so lange gemieden und verlacht gewesene Welt der Romantik kam wieder zu Ehren. Unsere Lyriker und Erzähler, mit wenigen Ausnahmen, kehrten der „engen

Digitized by Google

dumpfen" Wirklichkeit, den Kämpfen und Nöten der düsteren hoffnungsarmen Gegenwart den Rücken. Die einen schlugen die alten, verlassen gewesenen Pfade nach der blauen Blume von neuem wieder ein. Die anderen versenkten sich in die Beobachtung des Herzenslebens und des Privatschicksals des Einzelmenschen mit seinen Schmerzen und Freuden, das sie, losgelöst von dem Hintergrunde und der Umgebung der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände der Epoche, unberührt von allem, was die Menschen dieser Tage am tiefsten bewegte, betrachteten und darstellten. Noch kein einziges dieser, meist in der Form kleiner zierlicher Goldschnittbändchen erscheinenden Erzeugnisse der neuen, nachrevolutionären Poeten hatte ich kennen gelernt. Ich empfand nicht die geringste Neugierde, nicht das mindeste Verlangen, diesem Mangel meiner litterarischen Bildung abzuhelfen. Da sprach einmal Richard Lucae, während einer Sitzung, die er mir für sein Kreidebildnis gewährte, mit inniger Begeisterung von dem Inhalt eines Goldschnittbändchens, dessen Titel „Immensee" laute und dessen Verfasser sich Theodor Storm nenne. Er kenne ihn sehr gut. Er lebe in Potsdam, sei dort am Gericht als Assessor angestellt; ein Schleswig-Holsteiner. Ganz auf Seiten der nationaldeutschen Partei stehend, in den letzten Zeiten des erbitterten Kampfes kompromittiert, hätte er seine Heimat und seine Vaterstadt Husum verlassen müssen. Er mochte nicht mit den Dänen paktieren, welchen Preußen und Österreich in jenen Jahren der deutschen

Digitized by Google

Schmach das entwaffnete, verblutende brave Volk der Elbherzogtümer mit gebundenen Händen ausgeliefert hatten. Wie noch mehreren seiner Landes- und Gesinnungsgenossen hätte die preußische Regierung ihm den Eintritt in ihren Justizdienst offen gehalten. Er habe angenommen und sei nach dem preußischen Versailles verschlagen, käme aber mit seiner jungen, schönen Frau und seinen Buben oft hinüber, sei ein häufiger, gern gesehener, hochgeschätzter Gast des Kuglerschen Hauses und gehöre auch dem weiteren äußeren Ringe des „Rütli" an. Jene Erzählung Theodor Storms müsse ich durchaus lesen. Er, Lucae, sei sicher, daß sie mich völlig gefangen nehmen und hinreißen würde. Er gab mir das Bändchen und der Eindruck seiner Lektüre entsprach genau dieser Voraussagung. Ich war ganz und gar gebannt von dem feinen Zauber dieser Dichtung, der kunstvoll knappen Art des Erzählens, der in die einfache Schicksals- und Herzensgeschichte hinein verstreuten, lyrischen Dichtungen, von der tiefen und zarten Naturempfindung, von dem Hauch der holden Schwermut, welcher über das Ganze ausgebreitet ist. Ich verschaffte mir die anderen bisher von Storm veröffentlichten kleinen Dichtungen, die „Sommergeschichten und Lieder," und sie konnten meine Liebe und Bewunderung für den Spender so erlesener Geistesfreuden nur noch steigern. Aber keine Ahnung sagte mir damals, was er, seine Person und seine Dichtung, mir später im Leben noch werden, welche Bedeutung sie für mein eigenes Dasein gewinnen sollten.

Digitized by Google

Ein Zufall wurde die Veranlassung zur ersten persönlichen Begegnung mit Storm. Es war im Frühling 1855. In dem langen Saal des Gebäudes der Kunstakademie war eine Sonderausstellung von ausgesucht vortrefflichen, wenig bekannten Kunstwerken, Ölgemälden, Aquarellen und Zeichnungen, hervorragender lebender und verstorbener deutscher Meister zum Besten der Überschwemmten in den Weichsel- und Nogat-Niederungen veranstaltet. Zu den aus Privatbesitz hergeliehenen Bildern gehörte auch eine Anzahl von Landschaftsgemälden Karl Blechens, — jenes genialen Künstlers, welcher der deutschen Landschaftsmalerei ganz neue Bahnen gewiesen hatte, aber bei allem seinem großen, freien Natur- und Wahrheitssinn doch zu tief in der Romantik, in deren Herrschaftszeit seine Jugend und seine erste künstlerische Entwicklung fiel, steckte, um sich jemals gänzlich vor der Macht ihres Geistes über ihn befreien zu können. Bekanntlich verfiel er dem Wahnsinn und starb in geistiger Umnachtung. Unter jenen, damals ausgestellten Gemälden Blechens war eines, und zwar eines der umfangreichsten und durchgeführtesten, welches ganz aus demselben romantischen Geist wie Ludwig Tiecks, mit unheimlichem Grauen am meisten gesättigte, phantastische Erzählung „Der blonde Eckbert“ und wie das von der alten Mechtildis in den „Sieben Weibern des Blaubart“ erzählte fürchterliche Märchen vom Försterkinde herausgeboren schien. Ich will nicht behaupten, daß heute seine Wirkung

Digitized by Google

auf mich dieselbe sein würde wie damals. Aber immer noch, wenn ich daran zurückdenke, rieselt mir ein kalter Schauer den Rücken herab, wie ich ihn damals bei der Betrachtung dieses Bildes empfand. Es zeigt einen einsamen, dunkeln Waldsee, der von ungeheuren, kahlen Gebirgshöhen umgeben und wolkenhoch umragt wird. Ich weiß nicht, worin das Grauen eigentlich liegt, welches durch die Scenerie verbreitet ist und von ihr ausgeht. Jeder von uns empfand es. Die seltsame, spukhafte Staffage, welche völlig in dies Naturbild hineinpaßte, verstärkte nur jene Empfindung. Ganz im Vordergrunde, zwischen dem Gebüsch, entdeckt man ein seltsames Monstrum, einen Zwerg mit ungeheurem Kopf und stumpfsinnig, boshaftem Gesichtsausdruck; tiefer im Walde, an einer anderen Stelle des Seeufers, das kleine Figürchen eines Schützen, der auf dies gräuliche Gespenst anzulegen scheint, und, durch weiten Zwischenraum von jenem getrennt, das eines weiblichen Wesens, das angstvoll flehend die Arme gegen den Zielenden erhebt. Die eigentliche Absicht des Malers ist nichts weniger als klar ausgesprochen. Aber diese Unbestimmtheit verschärft nur noch den Charakter eines quälenden, beängstigenden Traumbildes, den das ganze Gemälde, darin jenen Tieckschen Erzählungen so ähnlich, trägt.

Ich stand mit Lübke davor und redete mich mit ihm tiefer in die Stimmung hinein, in die uns das wundersame Werk unmittelbar versetzt hatte. Es war, als blickte

Digitized by Google

uns bereits der Wahnsinn daraus an, der schon, als er es malte, um des Meisters Haupt seinen düsteren Fittich geschwungen zu haben schien. Ganz in unserer Nähe stand gleichfalls in die Betrachtung des Bildes versenkt und davon ersichtlich aufs Tiefste ergriffen und erregt, ein schlank gebauter, sich etwas gebückt haltender Herr von etwa 38—40 Jahren. Neben ihm zwei Damen, die eine stolz und hochgewachsen, mit zugleich groß und fein geschnittenen Gesichtsformen und schönen, ernsten grauen Augen unter breiten Lidern. Aus dem leicht gerötеten, von einem dünnen, blonden Bart auf den Wangen und unter dem Kinn umgebenen, mit einem nichts weniger als koketten und gepflegten Schnurrbart geschmückten Antlitz des Herren leuchteten ein paar blaue Augen mit ganz seltsamem, schwärmerischem Glanz, während er zu seiner schönen Begleiterin und der anderen Dame an deren Seite sprach. Lübke begrüßte ihn wie einen guten Bekannten. Er mochte glauben, daß auch ich den Herrn kenne, und unterließ es, uns einander vorzustellen. Dieser war ganz Feuer und Flamme von dem Bilde. Das Romantisch-Dämonische, Grauenvoll-Spukhafte darin hatte eine sympatische Seite seiner eigenen Seele berührt und in starke Schwingungen versetzt. Ich gab meiner Ansicht von der ergreifenden Auffassung der Gebirgsnatur darauf Ausdruck in einigen Worten, die jenen lebhaft zu frappieren schienen. Er wiederholte sie mehrere Male und dankte mir, als wir uns trennten, noch besonders dafür: ich hätte

Digitized by Google

genau das rechte Wort für das Unsagbare in dieser Landschaft getroffen. —

Wer waren denn die? fragte ich Lübke, als wir weiter gingen. — „Was, Sie kennen ihn nicht?! Aber das war ja Theodor Strom, Sie wissen, der „Immensee" geschrieben hat, und seine Frau Constanze." —

Gern wäre ich ihnen nachgeeilt. Aber sie waren bereits verschwunden. Erst im Frühling 1856 sah ich ihn in seiner eigenen Wohnung in Potsdam wieder, und knüpfte die Bekanntschaft mit ihm an. Oft haben wir uns beide noch an jene erste Begegnung vor Blechens „Wahnsinnsbilde" erinnert und uns gestanden, wie wir jeder damals bereits das instinktive Gefühl gehabt hätten, wir müßten uns gegenseitig vortrefflich verstehen und für einander passen. —

Doch diese zweite Begegnung mit Theodor Storm, ihre Veranlassung und ihre Folgen gehören in ein späteres Kapitel dieser Erinnerungen; und „ich will nicht vorgreifen."

Nahe, freundschaftliche Beziehungen entwickelten sich allmählig auch zwischen mir und Hugo v. Blomberg. Seine Persönlichkeit und sein Schicksal interessierten mich schon darum besonders lebhaft, weil ihm die verhängnisvolle dreifache Begabung für die Dichtung, die Kunstwissenschaft und -Kritik und für die Malerei zu teil geworden war. Sein Leben lang hat er sich abgemüht und zermürbt in den vergeblichen Versuchen, diese Thätigkeiten

Digitized by Google

zu vereinigen, jede dieser Gaben gleichmäßig auszubilden, auf jedem dieser Gebiete Eigenartiges und Ungewöhnliches zu schaffen und zu leisten. Ein Talent aber wurde der Gegner des anderen, machte ihm den Rang und den Platz in des armen Reichen Geist und Leben streitig und hemmte die volle Entfaltung des konkurrierenden. Hugo v. Blomberg, (geboren 1820 zu Berlin, gestorben 1871 zu Weimar,) besaß ein kleines Majorat in Kurland, dessen Rente ihn und seine Familie allenfalls ernährte, auch wenn er mit der Feder, — und mit dem Pinsel erst recht, — verhältnismäßig wenig erwarb. Er hatte auf der Berliner Universität Jura studiert, war zum Studium der Malerei in der Werkstatt des Professor Wach übergegangen und hatte es in Paris unter Léon Cogniet fortgesetzt, zu welchem in den ersten Vierziger Jahren, die jungen berliner Maler mit demselben Glauben, dort den wahren, sicheren Weg zum ewigen Heile in der Kunst zu finden, pilgerten, wie nach 1847 zu Couture. 1849 hatte Blomberg in der preußischen Armee den Feldzug in Baden mitgemacht und blieb zeitlebens ein leidenschaftlicher konservativer Patriot; eine Eigenschaft, die sich bei ihm mit großer Geistesfreiheit und Toleranz in Gesinnungsfragen sehr wohl vertrug.

In Berlin hatte er sich mit einer jungen, adligen Dame von außerordentlicher Feinheit des Geistes, Zartheit und Innigkeit des Gemüts vermählt. Eigenschaften welche in der immer zart und mädchenhaft bleibenden

Gestalt, wie in dem blassen schmalen Gesicht mit dem im Ton fast unvermittelten, schwarzen Augen deutlich ausgeprägt waren. Mit enthusiastischer, schwärmerischer Neigung hing sie an dem Manne ihrer Wahl bis an sein Ende. Diese Begeisterung übertrug sie auch auf all sein Schaffen. Trotz mancher schweren Heimsuchungen in der kinderreichen Familie, trotz des Verlustes manches Theuersten, trotz so vieler Enttäuschungen, welche dem geliebten Mann, in seiner Künstlerlaufbahn nicht erspart blieben, war Beider Zusammenleben ein wahrhaft glückliches und beglückendes. Jeden Freund und Gast ihres Hauses umfing wohlthuend dessen reine, warme, geistige und gemütvolle Lebensluft. Ich habe in der Familie viele köstliche und unvergeßliche Stunden während dieses, aber sehr viel mehr noch während des folgenden Jahrzehnts hier wie in Weimar genossen, wohin v. Blomberg 1867 übersiedelte, um noch einmal gründlich malen zu lernen und — vier Jahre später zu sterben!

Auf kurzem Halse krönte seine früh schon zu einer ungewöhnlichen, lokal beschränkten Leibesfülle gelangte Gestalt ein, trotz der etwas eingedrückten Nase, prächtiger Künstlerkopf, von auffällig feiner, klarer Gesichtsfarbe mit lockigem, tiefdunkelm Haar und Vollbart; mit nicht großen, aber wie von regstem innerem Leben heiter blitzenden und sprühenden, braunen Augen.

Sein Geist war überreich an originellen Gedanken und Auffassungen inbezug auf alle sichtbaren und unsichtbaren

Digitized by Google

Dinge zwischen Himmel und Erde, wie an positiven Kenntnissen. Seiner Phantasie strömten die Bilder in überschwenglicher Fülle zu. Aber wenn er sie mit Zeichenstift und Pinsel auf die Leinwand und das Papier zu bringen versuchte, kamen sie nie so recht aus den Nebeln der Unbestimmtheit heraus, blieben fast immer in schwankender Erscheinung schweben und trugen unausrottbar den Stempel des ob auch geist- und phantasievollen Dilettanten. —

Je schärfer, klarer und treffender sein künstlerisches Urteil, je intimer er vertraut mit dem Besten und Größten was die Kunst aller Zeiten geschaffen, war, um so weniger blieben ihm die Schwächen seiner eigenen Erzeugnisse verborgen und desto tiefer und schmerzlicher empfand er ihre Unzulänglichkeit.

Aber wie der Künstler in Goethes Gedicht: „ich stammle nur, ich stottere nur und kann es doch nicht lassen," so fühlte auch er und mühte sich weiter in seiner vergeblichen Sisyphusarbeit.

Eine malerische Gattung aber gab es, in welcher v. Blombergs Können seinem Wollen vollkommen entsprach: die Malerei von phantastischen Ornamentkompositionen. Seine Erfindungsgabe war unerschöpflich in der Hervorbringung solcher seltsamen Gebilde, die zugleich an nichts und an Alles erinnerten; und hier folgte die den Pinsel führende Hand unbedingt seinem Willen, um diesen „Gesichten" feste, farbige Erscheinung zu geben. Teils

Digitized by Google

waren es kleine Mittelbilder im Stil der alten Venetianer, oder des Rubens und Rembrandt, welche er in Aquarell- oder Ölfarben ſkizzierte und mit Umrahmungen von grotesken Ornamenten umgab. Teils war das ganze Blatt ausſchließlich mit Ornamentgeflecht von prächtigen, harmoniſchen Farbenkombinationen bedeckt, deren krauſes Gewirr doch immer wohlgegliedert und folgerecht entwickelt erſchien. In jeder Woche führte er mehrere derartige Blätter aus. Am Ende des Jahres wurden alle während deſſen Dauer entſtandenen auf gleichförmige Kartonblätter gezogen, in einem ſtarken Bande zu einem Album zuſammengefaßt, und mit einer ſinnigen, zärtlichen und ſchalkhaften, poetiſchen Widmung auf dem Titelblatt, ſeiner Gattin als Weihnachtsgabe überreicht. Einen von dieſen Bänden ſah ich einmal bei Eggers, und wurde von dem darin enthaltenen Reichtum merkwürdiger, maleriſcher Eingebungen, voll Kühnheit und Anmut und ſeltſamem Reiz völlig gepackt und für den Schöpfer dieſer Gebilde eingenommen. Bei einem Zuſammentreffen mit ihm machte ich ihm kein Hehl aus ihrem Eindruck auf mich; ſo leiteten ſich unſere Beziehungen zu einander ein. Wenn er mit ſeinem außerordentlichen ſchöpferiſchen Talent der ornamentalen Dekoration ein bis zwei Jahrzehnte ſpäter zur Welt gekommen wäre, ſo hätte er Gelegenheit vollauf zu deſſen praktiſcher Bethätigung in großen, würdigen Aufgaben gefunden. Er war damit in Berlin und Deutſchland zu früh erſchienen. Als die Zeit

Digitized by Google

gekommen war, wo gerade dieser Begabung auch bei uns das weiteste Feld geöffnet wurde, mußte er sterben! — In seinen Dichtungen und kunstwissenschaftlichen Arbeiten hat H. v. Blomberg nicht weniges geschaffen, was von jenem Gepräge des Dilettantischen, das seinen Gemälden anhaftete, durchaus frei, die Bürgschaft zu bieten schien, daß es den Verfasser länger als jene überleben und noch lange nach dessen Verstummen und Hinscheiden seine Wirkung auf Menschenseelen ausüben werde. Manche seiner Balladen, seiner mit echtem Malersinn gedichteten Stimmungsbilder, (wie das ganz vollendete „Rococo") seiner geselligen und seiner in dem Kriegsjahr entstandenen Vaterlands- Kampf- und Siegeslieder; seine große Dichtung „Amor und Psyche", die einen poetischen Kommentar zu Rafaels Gemälden in der Farnesina bildet; von seinen kunstgeschichtlichen prosaischen Arbeiten besonders die über den „Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst", verdienten ein besseres Schicksal als das: vergessen zu werden. Erleiden auch sie es dennoch, so bleibt ihnen oder uns der leidige, wenig tröstliche Trost, daß sie dies Los mit so vielem Trefflichen teilen, was durch Menschengeist und Kunst zu allen Zeiten geschaffen wurde. —

Digitized by Google

X.

Mieter kleiner Wohnungen in Berlin, waren damals und sind auch heute noch kaum weniger zu einer Art nomadischer Existenz verdammt. Es war und ist ihnen nicht vergönnt, für längere Zeit seßhaft in einem Quartier zu werden. So trat denn auch für mich im Herbst jenes Jahres 1853 die Notwendigkeit ein, die Wohnung in dem Gärtnerhause in der Lietzower-Wegstraße mit einer anderen zu vertauschen. Prince-Smith hatte mir dringend zugeredet, eine etwas anständiger disponierte zu suchen, deren Zimmer man betreten könne, ohne erst die Küche passieren zu müssen. Zu unserer nicht geringen Freude fanden wir eine solche Wohnung in dem eben vollendeten kleinen Hause in der Bendlerstraße, einem der wenigen aus jener Zeit, die heute noch ziemlich unverändert stehen geblieben sind, gegenwärtig Nr. 11. Drei Zimmer und Küche und noch dazu im Erdgeschoß, und gar mit einem Balkon vor der Glasthür des ersten Zimmers! . . . Der Mietspreis freilich erschien mir fast

Digitized by Google

unerschwinglich: Hundert Thaler jährlich. Aber ein frischer Wagemut war über mich gekommen und Prince-Smith übernahm freundschaftlich die Garantie, falls es einmal am Quartalsersten hapern sollte.

Die Bendlerstraße, damals die letzte westlichste der vom neuen Landwehrkanal zum Tiergarten führenden Straßen, hatte noch ein ziemlich ländliches Gepräge. Ein paar vereinzelte Landhäuschen inmitten von Gärten standen auf ihrer Westseite zwischen dem Tiergarten und unserem in der Mitte der Länge zwischen diesem und dem Kanal errichteten, schlichten, zweistöckigen, aber mehr städtisch aussehenden Hause, dessen Parterrewohnung ich dem Besitzer, Töpfermeister Friebe abmietete. Von hier bis zum Kanal breitete sich eine große, sumpfige Wiese aus, die sich gegen Westen hin bis zu den Zäunen einiger Privat-Wirts- und Konzertgärten dieses Teils der Tiergartenstraße erstreckte. Eine Allee von hohen, italienischen Pappeln und mächtigen alten Weiden zog sich über jene Wiese von der Grabenstraße (der heutigen Kaiserin-Augustastraße) aus bis zu einem merkwürdigen alten Gartenhause, das tief hinter den Häusern der Bendlerstraße inmitten des ausgedehnten Gartengrundstücks des Handelsgärtners Delacroix unter Bäumen und hinter Hecken versteckt lag. —

Auch auf der Ostseite war die Bendlerstraße erst wenig bebaut. An der Ecke der Tiergartenstraße stand das 1891 abgerissene, durch elegante Neubauten ersetzte,

Digitized by Google

langgestreckte, einstöckige, fast dörflich ausschauende, weiße Haus, welches Th. Fontane in seinen Erinnerungen an den Dichter Scherenberg, der es einst bewohnte, schildert. Darauf folgte der hübsche schattige Kaffee- und Konzertgarten, ehedem „Heinzelmanns Elysium" genannt, der sich damals eben in das „Marienbad", eine große Badeanstalt inmitten eines Wäldchens von alten Birken-, Pappel- und Kastanienbäumen, verwandelt hatte. Das letzte Haus auf dieser Ostseite, unserem Friebeschen gegenüber, war eine der schmuckesten unter den in jener Zeit in diesen Quartieren vorhandenen Villen. Sie wurde von einer reichen berliner Familie Jakobson bewohnt. In ihrem Vorgarten an der Bendlerstraße stand ein prächtiger, rotblühender Kastanienbaum, im Frühling immer der Gegenstand der Bewunderung aller Vorübergehenden. Ein langer Bretterzaun begrenzte von hier ab die Ostseite der Bendlerstraße bis zu dem Fabrikgebäude, das die Ecke an der Grabenstraße, der Sumpfwiese gegenüber einnahm.

Auch die ganze Gegend dieses, nun so vornehmen und bevorzugten, dicht bebauten Viertels zwischen Kanal und Tiergarten, Bendlerstraße und Lichtensteinallee war zu jener Zeit und noch lange nachher in ihrem Aussehen nicht minder verschieden von dem gegenwärtigen als es die oben geschilderte, einstige Erscheinung der jenseits des Kanals ausgebreiteten Landschaft von dem sich dort heute bietenden Bilde war.

Digitized by Google

Für die Phantasie der Berliner von 1892 mag es nicht leicht werden, sich dies einstige Aussehen zurück zu konstruieren und sich eine klare Anschauung davon zu bilden. Es ist wirklich nicht nur der verschönernde Duft der Zeitferne, welcher es mir in der Erinnerung so viel reizvoller erscheinen läßt, als das heutige, trotz der Menge von geschmackvollen, prächtigen und kunstschönen Gebäude, welche sich, freilich auch zwischen manchen modernen, architektonischen Gräueln, auf diesem weiten damaligen Wiesen- und Gartenterrain erheben. Auch hier wie in der früheren Wohnung in der Lietzower Wegstraße umgab uns im Frühling und Sommer, wohin man blickte, „rings von duft'gen Gärten, ein blütenreicher Kranz." Nur hatte Alles, was an diesem rechten Ufer des Kanals in größerer Nähe des Tiergartens lag, eine gleichsam sonntäglichere, eine viel weniger dörfliche Physiognomie, als das jenseits gelegene. —

Regenten-, Hildebrandts Privat-, und Hohenzollernstraße hatten die westlich von der Bendlerstraße gelegene geschlossene Masse von Parks und Gärten noch nicht durchbrochen, ebenso wenig wie die Viktoriastraße die, von der damals bereits elfjährigen Matthäikirchstraße und der Potsdamer eingehegte, Gartenwelt. Das ganze Gelände des nördlichsten Teils der heutigen Friedrich-Wilhelmsstraße bis zur Hitzigstraße hin, nahm einer der größten und schönsten von allen Konzert- und Wirtsgärten dieser daran so reichen Gegend, der des Hofjäger-

Digitized by Google

Etablissements ein, der Schauplatz der Wieprechtschen Monstrekonzerte. Im Süden und Westen umzog ihn ein Teil des später zugeschütteten, kleineren, schmalen Wassergrabens, dessen einstiges Bett und Lauf der Flucht der westlichsten Strecke der Kaiserin-Augustastraße, der östlichsten der Rauch-, der nördlichsten der Hitzig- und der ganzen Länge der Stülerstraße entsprach. In der Richtung jenes neusten Teils der Kaiserin-Augustastraße schlängelte sich dieser Graben zwischen den, von der Tiergartenstraße bis hart an ihn heranreichenden, umzäumten Parks und dem ausgedehnten Garten des berühmten altberlinischen ländlichen Wirtshauses Moritzhof dahin.

Wo heute am nördlichen Eingang der Von der Heydtstraße das Eckhaus mit dem Restaurant im Erdgeschoß steht, öffnete sich die Thür zu dem niedrigen Holzgitterzaun, der zu diesem Garten führte. Dicht dahinter erhob sich das lange, schräg abstehende, niedrige, einstöckige, gelbe Wirtshaus mit dem hohen altersbraunen Dach. An dem mit Fliederhecken eingefaßten Nordrande seines Wirtsgartens lag auf der ihn bespülenden trüben Flut jenes Grabens eine Flotille von Gondeln und Ruderböten für die zahlreichen, empfindsamen Freunde und Freundinnen von Wasserfahrten an schönen Frühlings- und Sommernachmittagen, Mondabenden und Sonntagmorgen, bereit. Man konnte sich in dem hier gemieteten Nachen auf diesem dunklen Gewässer, unter dem Laubdach der Garten-

Digitized by Google

und Parkbäume am Südrande des Tiergartens entlang weiter bis zu den Wasserläufen und Teichen des Seeparks rudern. —

Die Villa Von der Heydt ließ der fromme, reiche Handelsminister im Ministerium, Manteuffel schon in den ersten Fünfziger Jahren dort auf der Stelle alter Gehöfte, Moritzhof gegenüber, auf der Halbinselspitze sich zum Wohnsitz erbauen. Seltsam genug erschien sie mit ihrer gegen Osten gekehrten, klassischen Tempelfaçade inmitten dieser ländlichen Umgebung. Moritzhof blieb noch lange ein bis in die sechsziger Jahre von berliner Familien vielbesuchter und beliebter Wirtsgarten mit Kaffeehaus. Es blieb auch der Zielpunkt der regelmäßigen, winterlichen und sommerlichen Nachmittagswanderungen eines Kreises von nationalliberalen Schriftstellern und Beamten, die dort gewohnheitsgemäß ihren Kaffee tranken, ein paar Stunden die politischen Tagesangelegenheiten besprachen, das „Kreiselspiel" mit dem kleinen Elfenbeinkreisel, oder Schach spielten. Den übrigen Teil des Gebäudes zwischen dem südlichen Gartenzaun von Moritzhof und dem Kanal bedeckten Getreidefelder bis westlich zur Grenze von Albrechtshof.

Albrechtshof, dessen Gastwirtschafts-, dessen Nebengebäude und zu Sommerwohnungen vermietete, bescheidene Landhäuschen sich ungefähr in der Flucht des jenseits der Hitzigstraße befindlichen Teils der heutigen Rauchstraße hinzogen, wetteiferte mit dem benachbarten Moritzhof um

Digitized by Google

den Preis der Beliebtheit bei den Berlinern. Bis zum Landwehr-Kanal hin erſtreckte ſich der Wirtsgarten, mit ſeinen Lauben, Alleen, Blumenbeeten. Den weiten Raum auf der anderen Seite, nördlich bis zur heutigen Stülerſtraße (dem ſchon erwähnten kleinen Graben) öſtlich bis zur Grenze des Hofjägergartens, weſtlich bis zur Lichtenſteinallee nahm eine Wieſe ein, die längs dieſes Waſſerlaufes von mächtigen Fliederhecken und Obſtbäumen geſäumt wurde. Nach Albrechtshof zog man, um bei primitiven Gartenkonzerten ſeinen Kaffee, ſein Weißbier, beſonders aber um die vielbeliebte, in falſchengrünen Glasſatten aufgetragene, mit geriebenem Schwarzbrot, Zucker und Zimmet beſtreute, dicke Milch zu genießen. Ob die in Albrechts- oder in Moritzhof ſervierte vorzuziehen ſei, blieb immer eine unentſchiedene Frage. Jene Nebengebäude und Landhäuschen wurden häufig als Sommerwohnungen von wohlſituierten berliner Familien gemietet, die ſich hier, wie der horaziſche wunderſelige Manne, welcher der Stadt entfloh, fühlten, fern von Lärm, Staub und Misduft der inneren Straßen. Zu den ſtändigen Gäſten Albrechtshofs gehörten mehrere der bekannteſten berliner Künſtler und geiſtreichſten Schriftſteller; unter anderen auch der Zeichner und die „Gelehrten des Kladderadatſch“. So geſchah es denn, daß einer von ihnen, der „Vater der berliner Poſſe“ David Kaliſch ſich damals die ſchönſte und begehrenswerteſte Blume dieſes Kaffee- und Milchgartens mit allen Wurzeln ausgrub und mit ſich zum

12*

Digitized by Google

ſtillen Haus trug; des Wirtes und der Frau Wirtin holdes Töchterchen. Es wurde bekanntlich die Mutter des reizenden Fräulein Anna (heute Madame St. Cère zu Paris) und des Sängers Herren Paul Kaliſch. —

Die ganze Beſitzung Albrechtshof mit Wieſen, Häuſern, Gärten, fiel um 1862—63 der Grundſtückſpekulation, und den Bauunternehmern zum Opfer. Eine durch den Geh. Oberbaurat Prof. Hitzig gegründete Baugeſellſchaft kaufte es an. Es wurde parzelliert und nach und nach längs den darüber hintracierten Straßen mit einer kleinen Stadt von Villen bebaut, unter denen ſich einige der edelſten, anmutigſten und der charaktervollſten, derartigen architektoniſchen Schöpfungen des ganzen berliner Weſtens befinden.

In unſerer neuen Wohnung kamen wir uns ſelbſt faſt verwandelt und wie zu einer höheren Stufe unter den Menſchenweſen aufgerückt, vor. Die Lage des Hauſes, ſo nahe der vornehmen Tiergartenſtraße, die Zahl und die Dispoſition der Räume mit ihren zwei vorderen Eingängen und einer Hinterthür zur Küche, vor Allem der Balkon, über dem kleinen gitterumfaßten Vorgarten, alle dieſe Vorzüge trugen gleichmäßig dazu bei, dieſe Empfindung und mit ihr ein bisher nie gekanntes, wohliges Behagen in uns zu erzeugen. Wir genoſſen es beſonders intenſiv, wenn wir in den uns noch vergönnten, ſchönen Oktobertagen und mehr noch im folgenden Frühling und Sommer, auf dieſem Balkon ſitzend, in der erſten Morgen-

Digitized by Google

frühe unseren Kaffee tranken. Holde, tiefe, friedliche Stille lagerte über der einsamen Straße und über der ganzen, weiten, reizenden Gartenwelt ringsum, nur durchtönt von sanftem Rauschen, der von Morgenwinde bewegtem Baumwipfel des Jacobsonschen Villengartens und des nahen Marienbad-Parkes gegenüber, vom Vogelgezwitscher, Hähnekrähen und Hundegekläff auf den Nachbarhöfen. In den späten Nachmittagsstunden hatte der Platz auf dem Balkon wieder andere, nicht zu unterschätzende Reize. Man sah die Spaziergänger, besonders die nach Moritzhof und nach dem Zoologischen Garten pilgernden, vorüberschlendern. Gute Bekannte unter ihnen, die des Weges kamen, wurden begrüßt und traten wohl auch zu uns herein, wo man ihnen doch schon einen erträglichen Aufenthalt, sei es draußen an unserem Balkontisch, sei es im Inneren der beiden Vorderzimmer bieten konnte. War es in diesen doch bereits nicht mehr gänzlich wüste und leer. Ja, in dem ersten Zimmer stand sogar ein mit blauem weißgeblümtem Baumwollenzeug bezogenes Sopha, zu dessen Erwerbung mir Prince Smith verholfen hatte. Abends wehte der Wind den Klang der Gartenkonzerte vom Kemperhof oder vom Hofjäger herüber. In die Stille der Sommernächte hinein aber tönte weniger melodisch, jedoch nicht unwillkommen, der quäkende Chorgesang der Frösche aus der nahen Sumpfwiese herein.

Es war ein schönes, arbeits-, hoffnungs-, und erlebnisreiches Jahr, das ich in jener Wohnung in der Bendler-

Digitized by Google

straße verlebte. Leider mußte sie schon im Oktober 1854 mit einer anderen, freilich nahe benachbarten und in manchem Sinne noch anheimelnderen, in jenem schon erwähnten, „merkwürdigen Gartenhause", das eine kurze Strecke dahinter verborgen lag, vertauscht werden und diese gar schon nach einem halben Jahr im April 1855 zu unserem noch größerem Bedauern mit einer viel physiognomie- und reizloseren am damaligen „Blumschen Mühlenwege", dem westlich von der Potsdamerstraße gelegenen Teil der heutigen Steglitzer-Straße, im „Eschertschen Hause", dem dritten von ersterer, das erst vor einigen Jahren niedergerissen und durch einen Neubau ersetzt ist. An diesem Sandwege, an dem sich auf einem Hügel eine Windmühle erhob, standen nur ganz vereinzelte Gebäude zwischen Obstgärten, Kartoffel- und Gemüseäckern und Getreidefeldern. Ein Bedürfnis, den wenigen Gärtnerhäuschen und Gehöften Nummern zu geben, war noch nicht fühlbar geworden. Man bezeichnete jedes nach seinem Besitzer. Östlich von der Potsdamerstraße setzte sich die Steglitzer nur als gänzlich unbebauter Sandweg zwischen spärlich mit Gras bewachsenen, dünenartigen Bodenwellen bis zum Übergang über den Damm der Eisenbahn fort. Nördlich von „Blums Mühlenweg" dehnten sich die Äcker und Wiesen der Schöneberger Feldmark, von mit Weiden gesäumten Landgräben und Sandwegen durchschnitten, bis gegen Wilmersdorf hin.

Während der Zeit vom 1. Oktober 1853 bis zum

Digitized by Google

1. April 1856, die ich in diesen drei Wohnungen „am Lande," hauste, habe ich selbst und haben die anderen von der innerlichen, zerstörenden Wirksamkeit jenes „Litteratur-Bazillus," der sich bei mir eingenistet hatte, noch verhältnismäßig wenig zu spüren gehabt. Ich fuhr nur fort, meine Texte zu den von mir für die Leipziger Illustrirte Zeitung und gelegentlich auch für „Über Land und Meer" gezeichneten plastischen Werken, aus den Berliner-Bildhauerateliers und zuweilen auch schildernde Texte zu manchen für erstere entworfenen „Aktualitäten", Zeichnungen öffentlicher Berliner Vorgänge, zu schreiben. Das that ich freilich nicht, ohne ein gewisses, stilles heimliches Vergnügen, wie man Alles thut, was uns sehr leicht wird, was uns die Empfindung giebt, daß wir es ganz beherrschen. Diese aber hatte ich beim Schreiben in vollstem Maße. Malen und Zeichnen bereitete mir damals und zeitlebens ganz andere Schwierigkeiten. Die Lust daran war doch stets innigst verquickt mit der nicht immer *süßen* Qual des Ringens mit dem Gegenstande, der Einsicht, daß der Pinsel, der Bleistift, die Radiernadel und Lithographierkreide das Modell oder das Original nicht ganz so wiedergeben wollten, wie ich es sah und das in der Phantasie Angeschaute doch nicht ganz so auf das Papier und die Leinwand, das Kupfer oder den Stein brachten, wie ich es erwünschte und träumte. Immer wieder hatte ich zu ändern, wegzukratzen und fortzuwischen. Die Arbeit, die ich mit un-

Digitized by Google

ermüdlichem Fleiß während eines ganzen langen Sommertages ausgeführt hatte, gefiel mir im Licht der nächsten Morgenfrühe nicht selten so wenig, daß ich sie erbarmungslos vernichtete und von neuem begann. Jener Tag aber blieb so ein verlorener und der Ausfall machte sich in ganz materieller Weise schmerzlich genug fühlbar.

Wie anders war es beim Schreiben! Die Feder flog über das Papier, und drückte ohne Mühe, langes Besinnen und Stocken, das, was ich sagen wollte, dachte, fühlte, anschaute, aus. Wenn ich die beschriebenen Blätter vor dem Absenden etwa noch einmal durchsah, so zeigte sich höchstens hier und da ein kleiner Lapsus zu berichtigen, ein vergessenes Wort oder Zeichen zu ergänzen, eine gar zu lange Periode zu teilen. In kurzer Zeit war diese erforderliche Feilung bewerkstelligt. Nie waren Stunden vergeblicher Arbeit zu beklagen. Warum kannst Du nicht auch wie andere Deiner Bekannten etwas Geld damit verdienen! seufzte ich damals oft im Stillen.

Das Schreiben dieser kleinen, rasch hingeworfenen feuilletonistischen Texte blieb damals doch immer nur eine gelegentliche Nebenbeschäftigung. Aber auch die sehr viel mehr Zeit erfordernden zeichnerischen Arbeiten für die illustrierten Zeitungen traten in diesen Jahren mehr zurück gegen meine Hauptthätigkeit, die teils in der Ausführung von Aufträgen zu Bildniszeichnungen in schwarzer

Digitized by Google

Kreide und Bleistift, oder mit der lithographischen Fettkreide auf Stein, seltener zu gemalten Portraits in Öl- und Aquarellfarben, bestand, teils im Illustrieren von Romanen in Büchern und Wochenblättern, und mehr noch von Kindergeschichten und „reiferen Jugendschriften“, Märchen und abenteuerlichen Reiseschilderungen, ihrer Deckel und Titelblätter, durch Holzzeichnungen, Lithographieen und Radierungen auf Kupfer und Stein. Meine Portraits, — die gezeichneten, lithographierten freilich mehr als die gemalten, — begannen zu gefallen. — Von den Persönlichkeiten des Eggers-Lübkeschen, wie von denen des Dunckerschen und des Prince-Smithschen Kreises, blieben wenige unportraitiert von mir. Nicht selten wurde, wenn die Zeichnung gefiel, auch noch ihre Copie auf Stein, ganz ausnahmsweise auch wohl eine Radierung auf Kupfer, danach, behufs der Vervielfältigung durch den Druck, bestellt. Galt eine solche damals doch, — zum Glück für uns — noch immer für vornehmer als die photographische. Manche von diesen damals ausgeführten Bildnissen machen heute noch eine ganz anständige Figur. Wenn ich sie zufällig einmal wieder zu Gesicht bekomme, muß ich mir ohne jede Überschätzung eingestehen: das hast Du damals eigentlich gar nicht so schlecht, im Gegenteil so gut wie mancher namhafte Modekünstler gemacht. Vielleicht ist's doch schade, daß Du es später so gänzlich aufgegeben hast .... Aber Thorheit! Es erwachsen so viele talentvolle Zeichner, es wird so viel Gutes, Glänzendes und

Digitized by Google

Tüchtiges von ihnen geſchaffen, daß unſereiner ja doch in der Maſſe untergetaucht, wahrſcheinlich vergeblich und verzweifelt ringend von ihr überflutet worden und heute bereits klanglos zum Orkus hinabgegangen wäre. Beſſer ſo, wie es gekommen iſt!

XI.

Während dieser Jahre 1854 und 55 war jeder an den öffentlichen Dingen, an der Geschichte seiner Zeit auch nur einigen Anteil nehmende Mensch in Berlin, wie in allen anderen Städten nicht nur unsers Weltteils in beständiger tiefer innerer Erregung erhalten durch die Ereignisse, deren Schauplatz die Krim und die Bucht von Sewastopol bildete. Die Erbitterung und der Haß gegen den eidbrüchigen Neapoleoniden, den Vergewaltiger der französischen Republik, war seit seinem energischen Auftreten gegen das freilich noch mehr gehaßte Rußland, seit dem Bund mit England und der Eröffnung des Krieges zur Unterstützung der Türkei gegen den übermütigen und übermächtigen Bedränger, einer ganz anderen Stimmung gewichen, einer bewundernden Anerkennung seiner klugen und kühnen Politik, die von ehrlicher Begeisterung für ihn wenig mehr unterschieden war. Mit immer wachsender Teilnahme folgten wir den kriegerischen Vorgängen

Digitized by Google

dort im fernen Osten. Wir verschlangen die Berichte darüber, machten den ganzen Schmerz der Enttäuschung durch, als sich die berühmte „Tatarennachricht“ von der raschen Erstürmung Sewastopols unmittelbar nach dem Siege der Verbündeten über die Russen an der Alma, als Erdichtung erwies, meinten fast die Schreckniſſe des fürchterlichen Winterfeldzuges im Geiste selbst mit zu durchleben. Wir sahen mit banger und sehnsüchtiger Erwartung den Fortschritten der Belagerungsarbeiten und dem blutigen Ringen um die heroisch verteidigte Veste aus der Ferne zu und bejubelten jeden Erfolg der französischen (mehr noch als der englischen und sardinischen) Waffen, als ob er durch die unsers vaterländischen Heeres selbst errungen worden wäre. Wir begrüßten mit inniger Genugthuung die Nachricht vom Tode Nikolais. Die grandiose, heroisch-tragische Schlußkatastrophe vom 8. September 1855, die Erstürmung des Malakoff, die Preisgebung der Südhälfte Sewastopols und die Verbrennung der eigenen Flotte durch die Russen, erfüllte uns mit einem Jubel, als ob damit die europäische Kulturwelt für immer von ihren schmählichsten Fesseln befreit sein müßte! Nicht ganz neidlos konnte ich in all dieser Zeit die oft bewundernswerten Holzschnittbilder der Londoner Illustrated News und der Pariser Illustration betrachten, welche ersichtlich vor der Wirklichkeit von talentvollen sehr geschickten künstlerischen Augenzeugen, den Heeren der Verbündeten attachierten rüstigen Zeichnern entworfen, alle die manigfachen, eminent malerischen

Digitized by Google

Szenen des Krieges, des Lagerlebens, der Belagerung, der Beschießung, der Stürme und Ausfälle, die Vorgänge in den Laufgräben, den Schanzen, auf den Verbandplätzen ꝛc. so fesselnd und überzeugend zur Anschauung brachten. Das leidenschaftliche Verlangen, in ähnlicher Lage sein zu können, als Zeichner und Berichterstatter über ähnliche großartige geschichtliche Ereignisse ausgeschickt zu werden, gewann damals oft eine wahrhaft quälende Gewalt über mich. Wie hätte ich es damals voraussehen können, daß mir einst die Erfüllung auch dieses Wunsches und Lieblingstraumes im weitesten Umfang und unter den glücklichsten Bedingungen gewährt sein würde!

Noch ein anderes verwandtes Verlangen, beherrschte und peinigte mich im Sommer dieses Jahres 1855 kaum minder als jenes. Es wurde durch die Berichte über die erste große Pariser Weltausstellung, die trotz des noch unbeendeten gewaltigen Krieges eröffnet und mit berückendem Glanz in Szene gesetzt worden war, erweckt und genährt, wie vier Jahre zuvor eine ähnliche Sehnsucht durch Lothar Buchers Briefe von der ersten Londoner: Ein solches Weltereignis, einen solchen zusammengedrängten Auszug der Erzeugnisse der künstlerischen und gewerblichen Arbeit aller Völker mit eignen Augen zu sehen, das Leben der Weltstadt, zu der es mich seit Jahren schon mit immer wachsender Gewalt hinzog, in einer solchen Periode ihrer gesteigerten Existenz auch meinerseits mitzuleben und es mit Feder und Stift zu schildern, —

Digitized by Google

wie heiß habe ich es damals ersehnt und wie oft und fast überreich ist mir auch dies so unerreichbar dünkende Glück in der zweiten Lebenshälfte vergönnt gewesen! —

Aus Rußland, dessen Niederlage nach langem blutigem Ringen uns Westlichen eine so hohe Befriedigung gewährte und von uns als der Beginn einer neuen glücklicheren Epoche der Weltgeschichte begrüßt wurde, war mir gerade zu Anfang desselben Jahres, gänzlich unerwartet, mittelbar eine ideale, litterarisch-poetische Gabe gekommen, die ich als ein, mir aus besonderen Gründen doppelt wert und köstlich dünkendes, Geschenk des Schicksals mit inniger Freude empfing.

Im Januar 1854 oder 55 ging das bis dahin durch Ebner und Seubert in Stuttgart verlegte Eggersche „Deutsche Kunstblatt" mit seiner litterarischen Beilage in den Besitz des jungen Berliner Buchhändlers Heinrich Schindler über. Einmal, als ich diesen besuchte, um ihm eine radierte Platte abzuliefern, reichte er mir einige Correkturbogen: „Sehen Sie das doch einmal durch, ob es Ihnen gefallen wird", sagte er. „Es ist ein ganz wunderliches neues Buch, das ich da verlege. Eine Übersetzung aus dem Russischen. Ein junger Russe hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. Paul Vidert heißt er; er lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen" — Wer ist der Verfasser? — „Iwan Turgenjew nennt er sich. Hier ist ein Daguerrotyp-Portrait von ihm, das mir Vidert geliehen hat". —

Digitized by Google

Damit reichte mir Schindler das blank spiegelnde Bildchen hin.

Iwan Turgenjew! . . . der lange nicht mehr gehörte teure Namen erweckte mir plötzlich eine ganze Flut lieber Erinnerungen aus dem glücklichen Winter 1846—47 und dem folgenden Sommer. Durch die dazwischen liegenden schweren trüben Jahre waren sie zwar zurückgedrängt aber nie verschüttet und begraben worden. Das Lichtbild ließ keinen Zweifel darüber, daß dieser Turgenjew eine Person mit dem unvergeßlichen Genossen jener Tage und Nächte von 46 und 47 sei, dem sie doch vor allem ihre Schönheit, ihren Glanz und Reiz dankten. Wie es auch durch die veränderte Barttracht, die an ihm so ungewöhnten Favoris, verwandelt sein mochte, es war doch unverkennbar, das alte, liebe, wohlbekannte, herrliche Gesicht mit den wunderbaren schwermütigen Dichteraugen, das ich damals vor acht Jahren gezeichnet hatte. Aber auch ohne das Portrait wäre mir die Gewißheit darüber schon durch die Lektüre des ersten Bogens jenes Buches gekommen. Es war das „Tagebuch eines Jägers".

An einem der letzten Novembertage des Jahres 1846 hatte ich das große Journal-Leseinstitut, die Zeitungshalle" genannt, besucht, das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsbergerschen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Jägerstraße, befand. Es war durch Dr. Julius 1845 begründet und bis zum Jahr 1849, wo er durch den Belagerungszustand ruiniert wurde, der

Digitized by Google

bevorzugte Versammlungsort aller Schriftsteller und Journalisten, der die „neue freie Zeit" gläubig erhoffenden Jugend, aller für Litteratur und Politik lebhafter interessierten Berliner, wie der hier verweilenden und durchreisenden Fremden. Ich hatte das Lesezimmer verlassen und stieg die Treppe hinab. Von unten her kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines Mannes von etwa 27—28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht des Mannes. Sein Anblick traf mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Falls er mich überhaupt beachtete, mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Gesicht zeigte entschieden russischen Typus. Es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle herrlich gewölbte breite Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden. Über jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich-braune breitlidrige große Augen von eigen-

Digitized by Google

tümlich schwermütig weichem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das, wie die Wangen glattrasierte, volle bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies Antlitz nach unten hin ab. —

Ich hatte das instinktive Gefühl, hier einen ganz besondern, einem außerordentlichen Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch keine sogenannte innere Stimme verriet, daß ich hier zum ersten Mal auf den Ursprung und Spender so vieler der besten Güter der zweiten Hälfte meines Lebens getroffen sei. Der Eindruck dieser Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt. Ich entsinne mich, wiederholte Versuche gemacht, zu haben, sie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen.

Rascher als ich es ahnen konnte, sollte ich die nähere Bekanntschaft dieses Fremden machen.

In jenem hier bereits wiederholt erwähnten Kreise von meist jüngeren Männern (von 22—35 Jahren) von den verschiedensten Berufsarten, Lebensstellungen, Talenten, Nationalitäten, der sich damals allabendlich in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrafen und der französischen Straße versammelte, war einer der älteren und trotzdem feurigsten und frischesten Genossen der Mecklenburger Dr. Hermann Müller-Strübing aus Neu-Brandenburg. (Er lebt noch heute, ein klassischer Philologe von bedeutendem Ruf, in London). Als thätiger Teil-

Digitized by Google

nehmer am Frankfurter Attentat war der zweiundzwanzigjährige Student, ebenso wie sein berühmter Landsmann Fritz Reuter, durch des hohen Bundestages wohlweise Untersuchungskommission zum Tode verurteilt worden, und auch wie jener, zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt. In der ungestörten Ruhe seines Kerkers hatte er dann ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während der gleichen Zeit draußen im Strom der Welt und des bewegten Lebens wahrscheinlich gelungen sein würde. Seine körperliche Gesundheit und Frische war ungebrochen, seine Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit, seine Lebens- und Genußkraft unabgestumpft und unvermindert geblieben, als er 1840 durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. aus der Haft erlöst und der Freiheit zurückgegeben wurde. Er schien zunächst hauptsächlich vom eifrigen Triebe beseelt, die Summe von Lebensgenuß, um die er während dieser sieben köstlichen Jugendjahre gebracht worden war, möglichst mit Zinsen wieder einzubringen. Er war die Seele jenes Scheibleschen Freundeskreises. Ich schloß mich dem um etwa dreizehn Jahr älteren in herzlicher Zuneigung an. Im feurigen Enthusiasmus für Pauline Viardot-Garcia war er sogar mir und Gregorovius fast noch über. Wie wir, hatte er auch das dringenden Verlangen, der „göttlichen" persönlich näher zu treten. Mich hielt die uns im späteren Alter so schwer begreifliche, verschämte, blöde, süße Jugendeselei von jedem Versuch, ihre Bekanntschaft

Digitized by Google

zu machen zurück. Müller scheute sich davor, durch einen Enthusiastenbesuch seinen innigen Wunsch zu verwirklichen. Da am letzten Novemberabend trat er mit freudig verklärten Mienen bei Scheible ein. Er sei sehr glücklich Er habe hier einen jüngeren Freund wieder gefunden, mit dem er vor einigen Jahren in Dresden bekannt geworden sei, einen Russen, einen Freund seiner Freunde Bakunin und Ugarew, der in Deutschland studiert hätte, Kollegienassessor Iwan Turgenjew. Der sei von Petersburg her der intimste Freund der Familie Viardot, sei ihr gefolgt und vor wenigen Tagen hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heute wolle dieser Russe ihn, Müller-Strübing, in das Haus der Künstlerin einführen.

Am nächsten Abend warteten wir bei Scheible länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Erst nach Mitternacht erschien er, von Viardots kommend, und nicht allein. Mit ihm zugleich dieselbe in den weiten Pelzrock gehüllte Gestalt, der ich neulich auf der Stiege zur „Zeitungshalle" begegnet war, der glückliche junge Russe, der beneidenswerte Freund Pauline Viardots, den er uns nun als Iwan Turgenjew vorstellte. —

Noch während derselben Nacht gelang es diesem, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empfindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des Wohlgefallens an seiner ganzen Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach das

Digitized by Google

Deutſche rein und fließend. Der leichte ruſſiſche Accent ließ es wohl etwas fremdartig, aber nur deſto anmutiger und einſchmeichelnder klingen. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Univerſität beſucht, zwei Jahre an der Berliner ſtudiert; war ein eifriger Hörer und damals gläubiger Bekenner der Hegelſchen Philoſophie — zu den Füßen Karl Werders und Michelets ſitzend — wenigſtens *geweſen*, hatte auch wiederholt andere deutſche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte beſucht. Er kannte Paris und Italien; bewies ein ebenſo feines, tiefes und eigenartiges Gefühl und Verſtändnis für die Muſik und Malerei, wie für die Poeſie und Litteratur der Völker. Mit der deutſchen ſchien er gründlich vertraut und von einer imponierenden Goethefeſtigkeit. Was er ſprach, worüber es auch ſein mochte, das war durch ſeinen Gehalt, wie durch die Form der Darſtellung immer gleich anziehend und feſſelnd, hatte nicht nur den friſchen Reiz der Neuheit und Originalität, ſondern unterſchied ſich, wie ich ſehr bald erkannte, weſentlich von jener Art der Geſprächs- und Darſtellungsweiſe, die unter uns vormärzlichen Idealiſten die vorherrſchende war, durch eine überraſchende ſinnliche Gegenſtändlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menſchenlebens, von denen er damals ſchon einen außerordentlich reichen Schatz in ſeinem treubewahrenden Gedächtnis angeſammelt hatte.

Während der folgenden Tage und Abende jenes Win-

Digitized by Google

ters und Frühlings fand ich immer vermehrten Anlaß, diese nie zuvor in solchem Maß bei einem Menschen gefundene Gabe der Anschauung oder vielmehr der allgemein sinnlichen Aufnahmefähigkeit für alle Eindrücke der Natur und der gesamten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst ihrer Darstellung durch das Wort gesellt, zu bewundern.

Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat die noch vertrautere Welt. Er war der Sohn eines reichen, russischen Landedelmanns, im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern, weiblichen so gut wie männlichen, bis zur letzten Generation keine jener charakteristischen Eigenschaften des altrussischen Gewaltherrentums gefehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese, körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte, Gestalt war die eines Menschen von fast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüts, dessen kräftigste Leidenschaft der tiefe Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war und somit am heftigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahrheit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenes Hauses, überall in seinem ganzen Vaterlande unter der Regierung Nikolaus die un-

Digitized by Google

bedingte, grausame Herrschaft führen. Was Leibeigenschaft heißt, hatte er auf seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studieren können. Was brutale Geistesknechtschaft, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen wie in den Hütten des kleinsten Dorfes. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreifendsten. Wenn von einem versöhnenden Element darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiefe Liebe zur Natur hineingetragen, die sich zuweilen in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn auch für ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten, trübenden Schleier, von einer gewissen undefinierbaren Schwermut beschattet. Waren persönliche Erfahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbteil seines Volks, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Überzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gefällt dem Dichtergenie das Ele-

Digitized by Google

ment der Melancholie". Wie oft habe ich es ihm damals auf den Kopf zugesagt: „Sie sind ein echter Poet, ein großer, ein einziger Erzähler. Sie müssen wie Sie sprechen auch schreiben. Ihr Volk und die ganze Welt wird Sie erkennen und bewundern." Er aber wehrte alles lächelnd ab und versicherte, — der Heuchler — er hätte nicht das Zeug zum Dichter. Er verschwieg konsequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Dichtungen in Versen, daß er Novellen und Skizzen veröffentlicht hatte, in welchen, wie ich mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigenschaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine ferneren Schöpfungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben. —

Anfang Juni 1847, als das Gastspiel Pauline Viardots sein Ende erreicht hatte und die Familie nach Paris zurückkehrte, verließ auch Turgenjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze, schien mir daraus verschwunden. Der Ausgang des „tollen Jahres", veranlaßte auch Müller-Strübing Berlin aufzugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertauschte. Jahre und Jahre vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgenjew nennen, empfing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm . . . Und nun, 1855, hielt ich plötzlich die Bogen dieser Sammlung seiner Erzäh-

Digitized by Google

lungen und Skizzen in den Händen, aus denen mich das vertraute Antlitz des Dichters wie aus einem reinen Spiegel anzublicken schien! Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Sein Übersetzer schien ihn vortrefflich verstanden zu haben. Wo der Erzähler selbst in Person spricht, glaubte ich bei der Lektüre Turgenjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Bilder aus dem Volksleben und der Natur seiner Heimat sind längst seitdem in alle europäischen Sprachen übertragen, ein nach Gebühr gewürdigter Besitz der ganzen gebildeten Menschheit geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Alles darüber zu sagende und seine eigentümliche, hohe, dichterische und kulturgeschichtliche Bedeutung nachweisende ist längst gesagt. Längst auch weiß man, daß keins der unzähligen glühenden Plaidoyers für die unter dem Institut der russischen Leibeigenschaft Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschaftlichen revolutionären Predigten dagegen und gegen die, welche es aufrecht hielten und ausnutzten, eine so gewaltige, direkte und praktische Wirkung geübt hat, als diese künstlerischen ganz objektiven Lebensbilder. Die Welt lernte eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigne sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und grotesk komischen Figuren und Szenen erweckten die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder, als dessen Darstellung in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit.

Digitized by Google

Das „Tagebuch eines Jägers“ wirkte bei seinem Erscheinen wohl auf unsern engeren Kreis, — auch auf die von uns, welche den Verfasser nicht wie ich persönlich kannten und liebten, — mit der vollen Macht seiner realistischen Poesie. Aber bei dem großen deutschen Lese-Publikum fand es zunächst nur eine ziemlich kühle Aufnahme. Die dort geschilderten Menschen und Zustände waren unsern damaligen ästhetischen Bildungskreisen so fremd, die tiefe Trostlosigkeit und die grausame Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen den Eindruck verschloß. Auch manche intelligentere Köpfe, bei denen man ein besseres Verständnis, eine feinere Empfänglichkeit dafür vorausgesetzt hätte, konnten sich nicht dafür erwärmen.

Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften dafür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Aber auch Paul Heyse, den ich von der vollendeten Kunst des Erzählers fast ebenso bezaubert, als von der poetischen, menschenbildnerischen Naturkraft im Tiefsten ergriffen fand, änderte durch eine, dem Dichter und dem „Tagebuch“ im Litteraturblatt gewidmete, sehr eingehende, meisterhafte kritische Besprechung vorläufig wenig an der fast gleichgültig reservierten Haltung des Publikums, trotzdem es sonst damals bereits dem beredten Wort des gefeierten allbeliebten jungen Poeten gerne und achtsam lauschte. Für mich, Lübke und einige andre Genossen aber wurde „das Verhältnis des Menschen zu

Digitized by Google

Turgenjews Dichtung" bald zum Gradmeſſer der Echtheit und Stärke ſeiner inneren künſtleriſchen Anlage, ſeines Sinnes für die Natur und Poeſie.

Paul Vidert, der inzwiſchen von Potsdam nach Berlin überſiedelt war, ſuchte ich natürlich ſehr bald auf, um ihm meinen Dank für ſeine Einführung und Überſetzung Turgenjews zu ſagen und von ihm etwas über deſſen Schickſale ſeit ſeinem Scheiden von mir vor acht Jahren und ſeinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren. Ich fand einen jungen Mann hoch in den zwanziger Jahren, von kleiner zierlicher Geſtalt, blauen freundlichen Augen, blondem reichem Haar und Vollbart, weichem einſchmeichelndem Stimmklange. Er ſprach ſein Deutſch mit dem eigentümlich ſingenden Tonfall des ruſſiſchen Dialekts. Sein Entzücken war groß und aufrichtig, einen perſönlichen Bekannten ſeines von ihm enthuſiaſtiſch verehrten Turgenjew vor ſich zu ſehen. Er erzählte mir viel und lebhaft von den Wirkungen des „Tagebuchs" in Rußland, von dem Zorn des Kaiſers und der Regierung über den abtrünnigen liberalen Edelmann, von der geheimen Sympathie des Thronfolgers für den Dichter, von Turgenjews Straf-Internierung auf ſeine Beſitzung Spaskoie im Orelſchen Gouvernement. Der kürzlich (März 1855) erfolgte, Tod des Zaren Nikolaus erfüllte ihn wie die ganze ruſſiſche Jugend mit hochfliegenden Hoffnungen. Man ſollte daheim bereits ein Nachlaſſen des bisherigen, unerträglich gewordenen Drucks ſpüren. Vidert ſelbſt wußte

Digitized by Google

von letzterem, besonders auch von den Zensurchikanen der Preßpolizei erbauliche Proben zu berichten. So hatte er einmal in einem Berliner Feuilleton in einer Petersburger Zeitung alle Perioden schwarz überdruckt erhalten, in denen er etwas zum Preise unsers Schinkel und seiner Bauwerke gesagt hatte. Nach wiederholten vergeblichen Anfragen bei der Zensurbehörde nach dem Grunde dieses unbegreiflichen durch nichts zu begründenden Verfahrens, empfing er endlich den aufklärenden Bescheid: man werde nie dulden, daß in einer russischen Zeitung ein so fluchwürdiger Rebell wie dieser aus dem Spandauer Zuchthause entwichene Schinkel verherrlicht würde. Der gescheidte Zensor hatte den großen Baumeister mit Gottfried Kinkel verwechselt!

Vidert besaß ein liebenswürdiges Sprachtalent, eine starke Gabe des feinen Anempfindens, war ein ehrlicher anständiger, braver Bursch und guter Kamerad. Seine mannigfachen, seltsamen, nationalen und persönlichen Eigenheiten waren nur harmlos komisch, nie schädlich und bösartig. Auch er litt noch in viel stärkerem Grade als sein vergötterter Turgenjew an dem russischen Nationalfehler der „Oblomowerei" der Faulheit (so genannt von der klassischen, typischen Verkörperung dieses Lasters in dem Helden des berühmten Romans von Gontscharew „Oblomow".) Er konnte tagelang auf dem Sopha liegen, ohne das Bedürfnis des Aufstehens oder irgend einer Beschäftigung zu empfinden. Dabei verzehrte er den In-

Digitized by Google

halt — ganzer Zuckerdosen und trank unendliche Massen Thee mit Rum. Als er in Potsdam lebte, hatte er Theodor Storms Bekanntschaft gemacht. Diesem und seinem unabläßigen Antreiben dankten wir es, daß Vidert, der ihm die Übersetzung einiger Jägerskizzen vorgelesen und ihn damit entzückt hatte, sich wirklich hinreichend aufraffte und zusammen nahm, um wenigstens das Manuscript des ersten Bandes fertig zu stellen. Auf das des zweiten ließ er den Verleger so lange warten, daß dieser zuletzt die Geduld verlor, jene andre Hälfte nach dem russischen Original von einem Lehrer des Russischen in Berlin Dr. Bolz, übersetzen ließ und zum größten Schrecken und vergeblichen Ärger Viderts herausgab. Wie letzterer mir erzählte, hatte er einst, um seinen tyrannischen Vater zu kränken, den Entschluß gefaßt sich zu töten. Aber er wollte ihn auf die möglichst angenehme und schmerzlose Weise ausführen. So entschied er sich für das groteskeste, freilich angenehmste Mittel, das ein phantastischer Sinn zum Zweck der allmäligen Zerstörung der eignen Lebenskräfte hätte erfinden können. Aber nach sehr häufig wiederholter Anwendung, mußte er erkennen, daß es sich für ihn nicht mehr beschaffen und gebrauchen ließ, und zwar totmatt, aber nicht getötet, für lange Zeit gänzlich auf die Fortsetzung verzichten, da seine Natur sie ihm ebenso wie den Tod, verweigerte. Ins Franz Dunckersche Haus eingeführt, war er eine sehr willkommene Bereicherung des dort verkehrenden Freundeskreises. Ihn mit

Digitized by Google

seiner weichen Stimme, Dichtungen mancher von ihm künstlerisch meisterhaft übersetzter, russischer Lyriker und Turgenjewscher Skizzen vorlesen zu hören, war ein wirklicher Genuß. Für eine gastfreie Hausfrau war er noch durch eine andre persönliche Eigenschaft ein besonders willkommener Gast. Er besaß jederzeit einen so vortrefflichen Appetit! Wenn sich die Gesellschaft an schönen Sommerabenden länger als gewöhnlich im Garten aufgehalten hatte, sah man Vidert auffällig unruhig werden, umherblicken, auf erwartete Geräusche lauschen, bis er endlich den Zwang, den er sich selbst anthat, nicht länger durchzuführen vermochte, und etwas verlegen lächelnd die Frage an die Dame des Hauses richtete: „Frau Duncker ... Wo ist das?“ Er atmete erleichtert auf bei der Antwort: „Beruhigen Sie sich, lieber Vidert, es wird schon im Saal gedeckt“. —

Er ist, die Brust von schönen Hoffnungen für sein Volk und dessen Zukunft geschwellt, nach Rußland zurückgekehrt, als man mit der Aufhebung der Leibeigenschaft Ernst zu machen begann. Ich hatte nie wieder von ihm gehört, bis er vor wenigen Jahren, als ich leider gerade für längere Zeit verreist war, meine Familie besuchte und nach mir fragte. Meine Frau hatte Mühe, ihn in dem kleinen, verwitterten, greisen, dünn- und weißhaarigen Männchen mit der zitternden Stimme wiederzukennen. Er war als Gymnasialprofessor in einer russischen Provinzialstadt allmählich eingerostet. Noch

Digitized by Google

einmal wollte er die alten Freunde in Berlin wiedersehen, und — wie unsern Turgenjew — fand er sie alle tot und hin, nur mich und meine Frau noch lebend und mich fern von Berlin. Ganz geknickt und dem Weinen nahe, soll er von dannen gegangen sein . . .

Digitized by Google

XII.

Im Spätherbst des Jahres 1855 hatte Franz Duncker die Wohnung in dem Roßschen Hause in der Johannisstraße aufgegeben und das von ihm gekaufte Haus in der Potsdamer Straße Nr. 20 bezogen. Das später zweimal umgebaute, 1888 völlig abgetragene und durch mehrere neue große Mietskasernen ersetzte, ursprüngliche Gebäude mochte noch aus den zwanziger Jahren oder einer noch früheren Zeit Berlins stammen. Nie war ich durch diesen Teil der Potsdamer Straße gegangen, ohne von dem Anblick dieses Hauses ganz wundersam berührt zu werden. Es hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas „Verwunschenes". In seinem weiten Vorgarten standen einige hohe Platanen, Birken und schlanke Fichten. Gemeinsam woben sie im Sommer einen wehenden grünen Vorhang vor der dahinter aufsteigenden Hausfassade und warfen ihre tiefen Schatten über den Rasenplatz und die etwas verwilderten Beete an ihrem Fuß. Den Hinter-

Digitized by Google

grund wenigſtens des öſtlichen Teils des Gebäudes bildeten die hohen dichten Laubbäume des ausgedehnten parkartigen Gartens, welcher, zum großen Teil heute noch erhalten, ſich weit hinter den angrenzenden Nachbarhäuſern bis zu dem Park des ehemaligen Sommerſchen, jetzigen Lokals der Geſellſchaft der Freunde, hinzieht. Nie zeigte ſich im Vorgarten oder hinter den Fenſtern des damals völlig freiſtehenden, hell bräunlich-roſig geſtrichenen, nur aus einem hohen Erd- und einem Hauptgeſchoß darüber, mit einem breiten Vorbau vor den mittleren Glasthüren des erſteren, beſtehenden, Hauſes ein lebendes Weſen. Einſame, ſich vor der Welt verſchließende Menſchen mußten es bewohnen. Unwillkürlich geſtaltete ſich ein Bild ihrer Perſönlichkeit, ihres Lebens in dieſem Hauſe und ihrer Vergangenheit in unſerer Phantaſie, das ſicher mit der Wirklichkeit wenig Übereinſtimmendes gehabt haben wird. Die ganze Umgebung trug in jenen Zeiten noch nicht annähernd ihren heutigen Straßencharakter. Wo nun die Eichhornſtraße in die Potsdamer mündet, ſtand in Geſtalt einer kleinen antiken Tempelfaſſade das Eingangsthor zu dem Möwesſchen Blumengarten, dem durch ſeine populären billigen Mittwoch-Konzerte berühmten Etabliſſement. Es waren die erſten in Berlin, durch welche die Inſtrumentalmuſik unſrer klaſſiſchen Meiſter allem Volke bekannt und vertraut gemacht wurde. Mit ſeinen ſchattigen Alleen, ſeinen Treibhäuſern und Blumenparkets zog er ſich hinter den kleinen, an der Straße gelegenen Land-

Digitized by Google

häuschen bis zum Schiffahrtskanal hin, fast das ganze Terrain zwischen ihm, der Potsdamer, der Link- und der jetzigen Eichhornstraße einnehmend. Zunächst der Brücke an der Ecke der Potsdamer und der Grabenstraße lag auf dieser Seite der ersteren bedeutend tiefer als der Straßendamm hinter einer Reihe mächtiger, alter italienischer Pappeln, mit seinen Fliederhecken und Gebüschen, seinen Lindenlaubgängen, und seiner Kegelbahn, der dreieckige Garten und das einstöckige windschiefe Häuschen der Heislerschen Bierwirtschaft; sein Gegenüber bildete ein sich nach Westen bis nahe zum Kanal hin erstreckender, äußerst zierlich gehaltener und gepflegter Privatgarten mit Weinspalieren. Er umgab ein durch seine glänzende holländische Sauberkeit und die großen blitzenden Messingknöpfe des Eisengeländers seiner hohen äußeren Vortreppe besonders auffälliges, kleines Landhäuschen. An der Nordwestseite dieses und des großen Parks hinter jenem „verwunschenen" Hause zog sich zwischen ihnen, dem weiten herrlichen Bendemannschen und dem „Kemperhof"-Garten der sogenannte „Kanonenweg". Er verband die Bellevue- mit der Potsdamer Straße, zwischen alten Gartenzäunen dahinführend, über welche Dorngesträuch, Flieder- und Fruchtbaumkronen hereinnickten. Im Frühling zumal, wenn sie alle hier und in den andern Gärten ringsum in voller Blüte standen und Finken- und Nachtigallenschlag aus den duftenden Laubmassen erklang, war es ein

Digitized by Google

Weg ohne Gleichen von bezauberndem, heimlichem, poetischem Reiz. Noch heute empfinde ich diesen frisch und lebendig, so wie ich mir das Bild des längst vom Angesicht der Erde verschwundenen Gartengäßchens in der Phantasie zurückrufe, in dessen sonnendurchblitztem Blätterschatten ich damals so oft und gern gewandelt bin. —

Ich weiß nicht mehr, ob die unsichtbaren Bewohner und Besitzer des Hauses Nr. 20 — es soll ein pensionierter höherer Offizier und seine Gattin gewesen sein, — das Grundstück noch bei Lebzeiten verkauften, oder ob es erst aus den Händen ihrer Erben in die des Käufers Franz Duncker übergegangen ist. Als dieser Haus und Garten zu eigen erworben hatte, ließ er zunächst durch das Fällen einiger Bäume, besonders der melancholischen schlanken Fichten, im Vorgarten und durch das Kappen der unteren Platanenäste mehr Luft und Licht für die davon beschatteten Wohnräumen schaffen. Fassade und Inneres des Hauses wurden einer gründlichen Reparatur unterzogen. In das hell, luftig und wohnlich gemachte Gebäude brachte der neue Besitzer noch manche eigenartige durch Erbschaft das Eigentum Frau Lina's gewordene Dekorationsstücke aus jenem bisher von der Familie bewohnt gewesenen phantastischen Hause in der Johannisstraße mit. In dem großen Mittelsaal im Erdgeschoß der neuen Wohnung fanden diese Stücke, mit farbigen goldgefaßten geschnitzten Rahmen umgebene breite Wandspiegel, Büffets, seltsame steife

Digitized by Google

Sophas im Empirestil, ihre sehr gefällige und wirksame Verwendung.

Hier in dem Hause der Potsdamer Straße setzte sich seitdem das in hohem Grade geistig angeregte gesellige Leben, dessen Schauplatz bisher die Räume im Gräflich Roßschen gewesen waren, in noch gesteigertem Maß und größerem, schwungvollerem Stil fort.

In diesem Salon kam man zusammen, um sich mit einer Schar von Männern von reichem gebildetem, originalem Geist und Naturell, und nicht minder gescheidten als hübschen und anziehenden Frauen und Fräuleins, an denen es in diesem Kreise nie fehlte, zu unterhalten. In klugen, heitern und ernsten, anregenden, bald in der Dinge Tiefe dringenden, bald nur leichten Fluges die Oberfläche streifenden Gesprächen verflossen da die Stunden und wurden Winternächte kurz und helle. Nie war man (Dank dem Mangel des Musiksinns bei der Hausfrau) verurteilt, während halber Nächte in einem Kreise von Verstummten regungslos dazusitzen, um Herren und Damen singen und auf dem Flügel arbeiten zu hören, die man entweder für ein nicht allzu hohes Eintrittsgeld in den verschiedenen Konzertlokalen Berlins nach Belieben belauschen und beschauen konnte, oder aus eigenem Antriebe auch nicht bei freiem Eintritt zu hören gegangen sein würde. Eben so wenig, wie durch Künstler- und Dilettanten-Vorträge, wurde der behagliche Genuß des Zusammenseins

14*

Digitized by Google

und Geplauders in diesem Salon durch lebende Bilder oder sonstige besondere Veranstaltungen zum vermeintlichen Vergnügen der Gäste gestört. Die einzigen Ausnahmen machte gelegentlich das gemeinsame Lesen Shakespeareſcher oder Goetheſcher Dramen mit verteilten Rollen, wobei die meisten Mitglieder des Hauses zugleich Akteurs und Publikum waren, und das Vorlesen neuer poetischer Erzeugnisse durch deren Autoren, zumal solcher Dichtungen, die im Verlage des Hausherrn erschienen waren oder demnächst erscheinen sollten. Tanzmusik und das Scharren tanzender Füße habe ich nie in diesen Räumen erklingen gehört.

Der Donnerstag war der Tag, an dessen Abend sich allen Freunden des Hauses diese Säle öffneten. Zu gelegentlichen Diners und zur fröhlichen Feier des Weihnachtsfestes wie der in den April und Juni fallenden Geburtstage der Herrin und des Herrn vom Hause, fanden sich außerdem noch bald nur die Intimeren, bald ein größerer Kreis eingeladener Gäste zusammen. Diese Diners aber waren ebenso wie die Abendtafel an jenen Donnerstagen, in ihrem Stil noch gründlich von denen verschieden, mit welchen heute in allen reichern oder auch nur wohlhabenden Häusern die Teilnehmer halb erstickt, stundenlang an den Tischen zwischen den ihnen zugewiesenen Nachbarn und Nachbarinnen eingepreßt festgehalten und so zur Ernte für die Karls- und Marienbader Hotelwirte, Wohnungsvermieter und Badeärzte künstlich ge-

Digitized by Google

züchtet und gereift werden. Alles Gebotene war von tadelloser Güte, aber einfach und mit Ausschluß aller raffinierten kochkünstlerischen Paradeschüsseln. Der große Garten, der damals noch unmittelbar an den Hof des Hauses grenzte, bot für die Gesellschaft an schönen Frühlings- und Sommerabenden einen unschätzbaren grünen Saal mit sternfunkelnder Himmelszeltdecke. Während der vorangehenden helleren Stunden wurde fleißig auf dem dort eingerichteten Schießstande mit der Salonpistole und -Büchse nach der Scheibe geschossen. Frau Lina, mutig und tüchtig in jedem den Frauen gestatteten und wohlanstehenden Sport, im Schlittschuhlaufen und Reiten, zeigte sich auch in dieser Uebung als wahre Meisterin, die es in der Sicherheit des Treffens mit ausgezeichneten Schützen aufnehmen konnte.

Viel Gutes und Freundliches habe ich in diesem Hause erfahren und empfangen, wofür ich Franz und Lina Duncker ein dankbares Gedenken weit über ihr Grab hinaus bis an mein eigenes Ende widme. Aber es ist nicht nur ihr Verhalten gegen mich und die Meinen in den Zeiten der bittersten Not wie in den folgenden helleren Jahren, nicht nur meine Einführung in das große, reich bewegte, geistige Leben ihres Hauses und die nicht geringe Zahl wichtiger Bekanntschaften, wofür ich mich ihnen Zeitlebens verpflichtet fühle. Einen ganz besondern Dank schulde ich Frau Lina noch für eine andre, wohl gering und unbedeutend erscheinende Gabe und für den

Digitized by Google

darinliegenden Anstoß zu einem gewissen Thun, die und den ich durch sie im Winter 1855 empfing.

Er hatte uns ziemlich scharfen Frost gebracht. Die Sumpfwiese an der Südhälfte der Bendlerstraße, der nahe benachbarte Kanal und die überschwemmten Stoppelfelder jenseits, welche ziemlich das ganze Terrain zwischen der heutigen Magdeburger Straße und dem Lietzowplatz, dem linken Kanalufer und der Lietzower Wegstraße einnahmen, hatten sich, wie alle stehenden und fließenden Gewässer Berlins, mit starker glatter Eisrinde bedeckt. Da sandte mir Frau Duncker eines schönen Frosttages mit herzlichem Gruß ein Paar gute neue Schlittschuhe und schrieb dazu: Für den Fall, daß ich keine besäße, möchte ich diese benutzen, um übermorgen in ihrer, ihres Mannes und einiger Freunde Gesellschaft eine Schlittschuhpartie auf der Oberspree nach Stralau und Treptow mitzumachen.

Diese Botschaft und diese Freundschaftsgabe, so gut sie gemeint war, und so aufrichtig sie mich erfreute, setzte mich dennoch gleichzeitig in arge Verlegenheit. Seit länger als 15 Jahren hatte ich keine „stählernen Sohlen" keine „Flügel am Fuß" gehabt. So ohne jede Übung geblieben, mußte ich den Eislauf um so gründlicher verlernt haben, als ich auch als Junge in der wasser- und frostreichen Danziger Heimat es nie zu einer auch nur mäßigen Ausbildung und Fertigkeit in dieser edlen Kunst gebracht hatte. Teils mochte körperliches Ungeschick, das mir während des ganzen Knabenalters und noch lange nachher anhaftete,

Digitized by Google

die Urſache geweſen ſein. Teils aber hatte zweifellos auch die fürchterliche Art von Schlittſchuhen, wie man ſie damals anfertigte und trug, Schuld daran. Ihre um die Fußknöchel feſt angezogenen Riemen mit dem durch das andere Ende des breiten Hackenleders gezogenen Meſſingring, rieben dem Träger mittelſt der Stiefelfalten bei jedem Schlittſchuhlauf eben jene Knöchel blutig wund. In den Querlöchern des hölzernen Schuhs, durch welche die beiden langen Riemen gezogen werden mußten, wurden ſie nur durch daneben eingetriebene Holzkeile feſtgehalten, die bald immer wieder locker wurden. Kurz, die Qual überwog, bei mir wenigſtens, ſo ſehr das Vergnügen, daß ich das Eislaufen ſchon in Danzig ganz aufgegeben hatte. In Berlin aber war ich erſt recht nicht dazu gelangt. Und nun ſollte ich es plötzlich können! Es ſchien als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt zu werden. Was thun? Das Geſtändnis meiner Unfähigkeit hätte ich nicht über die Lippen, nicht auf's Papier zu bringen vermocht. Alſo blieb mir nichts anderes übrig, als die mir noch vergönnten zwei Tage möglichſt auszunützen, um das ſo lange Verſäumte einigermaßen nachzuholen. Die gefrorene Sumpfwieſe in der Nähe unſerer Wohnung bot den beſtgeeigneten Platz, um, durch ſpöttiſche Zuſchauerblicke wenig geſtört und geniert, meine Verſuche und Übungen im gänzlich entwöhnten, nie recht gekannten Schlittſchuhlaufen beginnen.

Lag es an den ſo viel praktiſcher und verſtändiger

Digitized by Google

eingerichteten Schlittschuhen, die mich nichts von der ehemaligen Qual verspüren ließen? Waren meine Beine gelenkiger und sicherer geworden? Zu meiner eigenen Verwunderung ging es sehr viel besser, als ich gefürchtet oder gehofft hatte. —

Ohne besondere Scheu vor einer meiner wartenden Blamage konnte ich am bestimmten dritten Tage antreten und ohne eine gar zu traurige Figur zu spielen, mich dem völlig sicheren, wohl geübten, zum Teil ausgezeichneten Läufern und Läuferinnen der kleinen Gesellschaft anschließen. Haltung, Bein- und Armbewegung gaben ihnen zwar noch reichen Anlaß zur scharfen Kritik und gelegentlich wohl auch zu unbarmherzig spöttischem Gelächter. Aber ich blieb wenigstens nicht in der Schnelligkeit hinter den Anderen zurück, stolperte und fiel nicht über die eigenen Füße. So genoß ich eigentlich zum ersten Mal im Leben im einunddreißigsten Jahr fast ungewünscht die sinnlich-poetische, berauschende Wonne des Eislaufs. Mich erfaßte seitdem mehr und mehr, je sicherer ich mich werden fühlte, je mehr ich mich von jenen Mängeln befreite, eine wahrhaft begeisterte Liebe für diese herrliche Körperübung, der mir keine andere gleich erscheinen will an Leib und Seele erfrischender und beglückender Wirkung auf den, welcher sie betreibt. Unzählige der freudigsten Stunden meiner zweiten Lebenshälfte danke ich dem Eislauf; und so mittelbar der, welche mich dazu zuerst veranlaßte, ihn neu zu erlernen. Wenige Frosttage, welche uns Eisbahnen

Digitized by Google

auf den Gewässern im berliner Westen schufen, und die geschaffenen erhalten halfen, habe ich vorübergehen lassen, ohne mir ein paar Stunden abzumüßigen, um sie auf diese Art von süßem Nichtsthun zu verwenden. Auf das Hingleiten über die schimmernden Flächen auf stahlbeschwingten Füßen, vom kalten Lufthauch umweht und bis in's Mark erquickt, während zugleich den ganzen Menschen in allen Fibern eine durch kein anderes Mittel so zu erzeugende, wohlige Wärme durchdringt; nur von Menschen mit sanft vom Rot der Gesundheit und dieser Lebenswärme durchglühten Gesichtern und heiter leuchtenden Augen (die Kranken und Traurigen gehen nicht auf's Eis und legen keine Schlittschuhe an), und von stets wechselnden, im Fluge an unseren Augen vorüberziehenden, prächtigen Winterlandschaftsbildern in sich immer wandelnden, Luft- und Lichtstimmungen, umgeben . . . Ja, ich danke dem damals von mir wieder aufgenommenen Eislauf und der andauernden Passion und Begeisterung dafür, außer der eigenen Wonne und Befriedigung, den Antrieb und den Stoff zu Schilderungen, welche von allen Natur- und Lebensbildern aus meiner Feder mir vielleicht am besten gelungen sind, und mir Gunst und Beifall meiner Leser immer besonders reichlich erworben haben.

Digitized by Google

XIII.

Zu den im Dunckerſchen Hauſe wohl angeſehenen, als Freunde verkehrenden, hervorragenden litterariſchen Perſönlichkeiten des damaligen Berlin gehörten auch Prof. Adolf Stahr und ſeine berühmte damalige Freundin, die wenig ſpäter, nach ſeiner Scheidung von der erſten Frau, ſeine Gattin wurde, Fanny Lewald. Ich hatte für Franz Duncker eine in manchen Einzelheiten abweichende Wiederholung jener von Prince-Smith erworbenen Zeichnung des „Mutterglücks“ meiner Frau ausgeführt. Adolf Stahr, den ich bis dahin kaum vom Anſchauen kannte, hatte dies Blatt bei Duncker geſehen und ſchien großes Wohlgefallen daran gefunden zu haben. Er beſaß eine ſtarke Enthuſiasmusfähigkeit, die ihm bis ins ſpäteſte Alter geblieben iſt. Dieſe bekundete ſich in ſeiner raſchen, vollen Hingebung an gewiſſe Zeitideen wie an den Eindruck von Werken der Kunſt und der Dichtung, im ſchnellen Auflodern dafür und in der Wärme, womit er ſolchen Ein-

Digitized by Google

drücken, mündlich und schriftlich Worte lieh. Ich begegnete ihm im Herbst 1853 einmal unter den Linden, wurde von ihm angesprochen und vernahm, zu meiner freudigen Überraschung von seinen Lippen und denen Fanny Lewalds, wie außerordentlich ihm jene Zeichnung gefallen habe, und welch ein Talent ich sei. Für Männer oder Frauen, die uns so schöne Dinge sagen, wird jeder, und sei er von jeder Anlage zur persönlichen Eitelkeit auch noch so frei, immer unwillkürlich eine gewisse Sympathie empfinden. Für Stahr, den Verfasser des Buches „Ein Jahr in Italien," des „Goethe und Weimar", der „Pariser Herbsttage", brachte ich diese Sympathie bereits mit. Sie brauchte durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen nicht erst erweckt zu werden. Seine schlanke, biegsame, immer einen Schimmer der Jugendlichkeit bewahrende Gestalt, sein Kopf mit dem glatten schwarzen Haar, mit dem bräunlich blassen, vom schwarzen Vollbart umrahmten, Gesicht, das im Schnitt und Ausdruck der schönen dunklen Augen eine unleugbare, dem Besitzer sehr wohl bewußte, Ähnlichkeit mit dem Mazzinis zeigte, und wie diese seine Erscheinung, auch seine immer wie von einer gewissen Begeisterung in Liebe oder Zorn, Bewunderung oder Haß und Verachtung getragene Rede, hatten etwas ungemein Gewinnendes. Freilich that es dem Eindruck seiner lebendigen Rede einigen Eintrag, daß ein organischer Fehler in den Stimmwerkzeugen ihn den Laut R auszusprechen verhinderte, den er in den betreffenden Silben

Digitized by Google

durch einen dem des Wählichen zu ersetzen gezwungen war. — Dadurch kam etwas Weiches in seine Sprache, wie denn auch in seinem ganzen nervenzarten Wesen im Gegensatz zu der trotzigen Männlichkeit, Freiheit und Kühnheit seiner Anschauungen und Meinungen in Religion, Philosophie, Politik, Sitte, Gesellschaft und Dichtkunst, ein weibliches Element vorherrschend erschien. —

Gegen alles Derbe und Rohe in Sprache und Benehmen empfand seine zart besaitete Seele eine tiefe Aversion. Jede derartige Äußerung wirkte auf Stahr wie eine körperliche Verletzung. Es wurde ihm, wie der volkstümliche Ausdruck lautet, schwach dabei. Im schärfsten Gegensatz zu seinem Wesen stand, nicht nur in dieser Hinsicht, unter den Männern des Dunckerschen Freundeskreises, außer Gottfried Keller, — der von einem kaum verhehlten Haß gegen das „zweiköpfige Tintentier" wie er Stahr und Fanny zu nennen liebte beseelt war, — ein nur immer zu flüchtigem Besuch von Zeit zu Zeit hier eintreffender Gast des Hauses, Bogumil Goltz, der Verfasser des „Buchs der Kindheit" und des „Kleinstädters in Ägypten". Der merkwürdige Mann, geb. 1801 zu Warschau, hatte bis nahe an sein fünfzigstes Jahr erst als Landwirt und dann in einem kleinen Landstädtchen Gollup an der westpreußisch polnischen Grenze gelebt, wie er es ausdrückte, „den besten Teil seines Lebens mit Polen und Juden verträumt." In diesem Dasein, im Beobachten der kleinen Welt um ihn herum, auf den Gütern, in den

Digitized by Google

Dörfern und nächsten Städten, und in einer umfassenden Lektüre hatte sein reger kraftvoller Geist eine ganz originale Entwicklung genommen. Gegen die „gottlose“ Philosophie, gegen die nivellierende Kultur, gegen den, die alten festen Ordnungen auflösenden, Liberalismus nährte er einen immer wachsenden Grimm, der sich in gelegentlichen Aufsätzen in den Wochen- und Tagesblättchen jener Städte Luft machte. So wurde der Drang, der Welt zu sagen, was ihm in Kopf und Herzen stürmte, was er über Menschen, Dinge und Ereignisse dachte, seinen seelischen Freuden und Schmerzen schriftstellerischen Ausdruck zu geben, als er längst das vierzigste Jahr überschritten hatte, stets mächtiger in ihm. Er schrieb „Das Buch der Kindheit“. Alles was ihn erfüllte und bewegte, was er an Betrachtungen, Gedanken und Anschauungen nicht nur über das Leben des Kindes, sondern über das gesamte Menschendasein, über die göttlichen Dinge, das Weltganze, das Leben der Natur, über Gegenwart und Vergangenheit, in all den Jahren in sich angesammelt hatte, schrieb er sich in diesen Buch von der Seele herunter. Da strudelt es chaotisch durcheinander. Erinnerungsbilder von erquickender Lebenswahrheit, von naiver Anmut, von herzerfrischendem Humor mit langatmigen Reflexionen, mit heftigen Ausfällen gegen die herrschende Philosophie und Politik, gegen gesellschaftliche Zustände, moderne Verkehrtheiten, Lügen, Thorheiten bunt untermengt, sodaß der reine wohlthuende Eindruck jener

Digitized by Google

weiteren Partien immer wieder zerrissen und verdunkelt wird.

Bogumil Goltz war mit dem Manuscript dieses Buches „hausieren gegangen" wie er es nennt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, es in Königsberg und Berlin anzubringen, hatte er in Frankfurt a. M. einen Verlagsbuchhändler gefunden, der ihm nicht nur dies, sondern auch ein zweites Buch „Vom Menschendasein" abkaufte und „pränumerando baar und blank" honorierte. Mit dem so erworbenen Gelde in der Tasche befriedigte er seinen zeitlebens gehegten heißesten Herzenswunsch: er reiste direkt nach Ägypten. Mit den größten Entbehrungen, unter Umständen, die uns, an die heutigen Bequemlichkeiten einer solchen Reise Gewöhnten, kaum glaublich erscheinen, führte Goltz sein kühnes Unternehmen durch. Die litterarische Frucht seiner Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen, im Nillande war das merkwürdige Buch „Ein Kleinstädter in Ägypten".

Um die Mitte der fünfziger Jahre traf er einmal wieder in Berlin ein. Damals sah ich ihn zum ersten Mal. Im Hause Franz Dunckers war er um seiner stark ausgeprägten Persönlichkeit, wie um seiner litterarischen Berühmtheit willen, ein gern gesehener Gast. Seine große, wuchtig auftretende, sich leicht vorgebückt haltende, breitschultrige Gestalt, sein Kopf mit höchst energisch gezeichneten Formen des glattrasierten Gesichts, seine ganze Erscheinung ließ noch immer viel eher den Landwirt als

Digitized by Google

den Schriftsteller in ihm vermuten. Die dichten Brauen pflegte er nach der Nasenwurzel hin scharf und mit dem Ausdruck zorniger Entschlossenheit zusammen zu ziehen, den dünnlippigen Mund nach beiden Ecken hin zu zerren. Die kleinen grauen tiefliegenden Augen blitzten und sprühten aus den Schatten der überhängenden Brauen hervor, wenn er zu sprechen begann und seine Rede, im unverfälschtesten westpreußischen Dialekt, dann fesselos wie ein wilder Bergstrom, bald prächtig rauschend, bald polternd, bald kristall klar, bald Geröll, Kies und schwere Blöcke wälzend, dahin flutete und wirbelte ohne einen Moment des Stockens, der einem anderen die Möglichkeit gewährt hätte, ein Wort der Entgegnung dazwischen zu schieben. Man hörte ihm bald hingerissen und begeistert, bald betäubt und geärgert wortlos zu. Tiefe Weisheitsprüche, verwegene Behauptungen, spannende Erzählungen eigener und fremder Erlebnisse, Naturschilderungen, groteske Vergleiche, grimmige Ausfälle, Verwünschungen und Invectiven, polnische Juden- und westpreußische Dorf- und Kleinstadtgeschichten voll überwältigender Komik, glänzende Schilderungen, ergreifende Herzensergießungen, ästhetische Theorien, kritische und enthusiastische Beurteilungen von Kunstwerken aus alter und neuer Zeit drängten sich, oft in ungeheuerlichen Wortbildungen und Satzformen ausgeprägt, in wirrem Durcheinander von seinen Lippen. Adolf Stahr schien sich in Schmerzen unter dem Eindruck dieser Goltzschen Monologe, wie von dem Wortorkan gepeitscht, gleichsam

Digitized by Google

zu winden. Einmal gerriet jener in Bezug auf einen ihm besonders verhaßten verstorbenen Schriftsteller in einen wahren Wutanfall. Jeden gegen ihn geschleuderten Satz schloß er mit dem Refrain in: „Haut dem Kerl aufs Gerippe!“ Ich sehe noch Stahr, wie er mit der Miene eines einer Ohnmacht nahen Menschen zu Frau Duncker neben ihm flüsterte: „Nachbarin Euer Fläschchen!“

Fanny Lewald, für deren Kopf mit dem groß und schön geformten Antlitz mit den mächtigen klug und klar blickenden braunen Augen, die Gestalt leider ein wenig zu klein und rundlich ausgefallen war, bewies trotz ihrer innigen Übereinstimmung mit ihrem Freunde, doch ein sehr viel kühleres, kritischeres Naturell und war viel reicher an nüchternem gesundem Menschenverstand, als an eigentlich poetischer Phantasie. Das erkennt man an ihren dichterischen Erzeugnissen, ihren Romanen und Novellen, wie man es in der Unterhaltung mit ihr erkannte. Das volle Bewußtsein der eigenen geistigen und Charakterüberlegenheit über die ungeheure Mehrheit des Menschengeschlechts im Verein mit der sie nie verlassenden Ruhe in Sprache und Haltung gab ihrem Wesen ein Gepräge von Würde und Vornehmheit, das sich wenig von dem der echten und geborenen Aristokratin unterschied; aber damit zugleich auch etwas freundlich Herablassendes, das zuweilen fast komisch und schwer erträglich auf die mit ihr Verkehrenden wirkte. Man muß es gehört haben, wenn sie an ihren Mittwochen, jenen Empfangsabenden,

Digitized by Google

die während der fünfziger und sechsziger Jahre in Berlin eine nicht geringe Berühmtheit erlangten, ihre Gäste, um Mitternacht mit dem Haupte nickend, gütig lächelnd, und mit dem, nicht ohne einen leichten Anflug „keenigsbaergschen" Dialektes ausgesprochenen, Abschiedsgruß „gute Nacht, gute Menschen!" ... entließ.

Adolf Stahrs Wesen und Erscheinung fesselten mich sehr. Ich bat ihn, mir ein paar Sitzungen zu gewähren, um sein Bildnis zu zeichnen. Bereitwillig entsprach er meinem Wunsch in seiner Wohnung. Deren Wände schmückte eine Menge von merkwürdigen Stichen, Zeichnungen, Skizzen, Bilder teils Arbeiten ihm befreundeter deutscher, französischer, italienischer Künstler, teils Erzeugnisse, welche ihren Wert für den Besitzer hauptsächlich durch die sich an sie knüpfenden Erinnerungen an bedeutende Menschen aus dem großen Bekanntenkreise Stahrs und seiner Freundin oder an eigene wichtige Erlebnisse, an, ihnen durch solche geweihte, Gegenden und Orte, an Objekte der gemeinsamen Bewunderung und Verehrung empfingen. Besonders zahlreich aber waren die in allen Größen und jeder Technik ausgeführten Bildnisse Fannys an diesen Wänden. Jeder einheimische und fremde Künstler, Maler, Zeichner, Bildhauer ihrer Bekanntschaft hatte an diesem edlen Dichterhaupt sein Heil versuchen müssen.

Die Sitzungen gewährten mir außer dem Vergnügen

Digitized by Google

des Zeichnens nach Stahrs Kopf und Gestalt, auch das nicht geringere der Unterhaltung mit ihm und Fanny Lewald wie des Zuhörens ihres beiderseitigen Gesprächs. Wenn unsere Conversation sich nicht um künstlerische, litterarische, politische und geschichtliche Gegenstände, Personen und Fragen drehte, so waren es die beiden Lieblingsthemata Paris und Italien, welche besonders Stahr immer wieder zu begeisterten Schilderungen ihrer Herrlichkeit und der in ihnen verlebten Zeiten anregten. Noch unbekannt mit der gepriesenen „Hauptstadt der Civilisation", der „Wiege und dem Grabe der Freiheit" wie mit dem „Lande der Kunst und Schönheit", wie ich es damals war, aber von desto stärkerer Sehnsucht nach ihnen und ihrer Bekanntschaft erfüllt, lauschte ich andachtsvoll diesen beredten enthusiastischen Darstellungen und Erzählungen, die oft zu wahren Hymnen auf beide wurden. Sie konnten jene Sehnsucht mir nur noch kräftiger anstacheln und erregen, und die schmerzliche Empfindung nur verschärfen, welche in mir durch die vermeintliche Gewißheit der unbedingten Unmöglichkeit, jemals im Leben dies innige Verlangen befriedigen zu können, erweckt wurden.

Störend aber war es für mich bei diesen Sitzungen, daß Fanny Lewald es sich ausbat, hinter mir sitzen und mir beim Zeichnen zusehen zu dürfen, um mir gleichsam auf die Finger zu passen, damit ichs nicht verfehle. Man muß, glaube ich, schon ein ganz großer und sicherer Meister sein, um solches Beobachtetwerden bei einer doch

Digitized by Google

nur allmählich vorrückenden Arbeit, zumal durch Laien, nicht als eine wahre Pein zu empfinden. Besonders im ersten Stadium, dem derben Anlegen der Hauptmassen bei einer Zeichnung nach der Natur. Der zuschauende Laie sieht doch immer nur das, was eben dasteht und nicht, wie der ausführende Künstler, im Geist das, was sich daraus entwickeln soll und wird. So hatte ich denn auch hier die Bildniszeichnung erst ganz allgemein angelegt und kaum begonnen, sie aus dem Rohen herauszuarbeiten, als Fanny Lewald hinter mir über meine Schulter hin schon zu kritisieren begann, und ihr Urteil in die im unverfälschten ostpreußischen Tonfall gesprochenen Worte zusammenfaßte: „Nein, lieber P., Stahr ist viel kränker, viel kränker!“ Es gelang mir auch in der nächsten Sitzung nicht, die strenge Richterin zur Aufhebung dieses Urteils zu bestimmen. Stahr blieb in seinem wirklichen Aussehen nach ihrer Meinug immer noch „viel kränker“. Ich sah ein, daß ich es ihr nicht recht machen konnte und habe das Weiterzeichnen aufgegeben, das Portrait unvollendet gelassen und es gelegentlich einmal an Frau Lina Duncker geschenkt, der es desto besser und uneingeschränkter gefiel.

Digitized by Google

XIV.

Während der fünfziger Jahre, wenigstens bis zur Übernahme der Regentschaft für den gehirnkranken König durch den Prinzen Wilhelm v. Preußen, standen die großen politischen Parteigegensätze sich in einer durch die politischen Ereignisse der Reaktionszeit seit dem November 1848 eher noch verschärften als geminderten, Schroffheit gegenüber. Diese gegenseitige Erbitterung und Feindschaft übertrug sich vielfach auch auf die Beziehungen der den verschiedenen Lagern Angehörigen im Privat- und Familienleben. Um so auffälliger, merkwürdiger und erfreulicher, ja damals fast einzig in seiner Art, war das Bild, welches in dieser Hinsicht die Familie bot, aus der Franz Duncker hervorgegangen war. Der Vater, der Chef der Verlagfirma Duncker und Humblot, damals wohl schon ein Siebziger, eine imposante vom Alter ungebeugte, hohe und volle Gestalt mit weißhaarigem, prächtigem Charakterkopf, glattrasiertem Gesicht, dessen eines Auge unter den

Digitized by Google

dunklen Brauen etwas schielte, und mächtiger kraftvoll geformter Nase, war immer ein gut preußischer Patriot geblieben, den sein Alter und Naturell aber vor jeder leidenschaftlicheren Parteinahme schützten. Er bewohnte mit seiner Gattin, einer silberhaarigen älteren Dame, einem Musterbilde ruhiger, frauenhafter Würde, geistiger Feinheit und Herzensgüte, das gelbe, schlichte, ausgedehnte, einstöckige Eckhaus an der Friedrichs- und Französischen-Straße, das nun längst schon durch den schönen und grandiosen monumentalen Prachtbau der „Germania" von Kayser und v. Großheim verdrängt worden ist. Im Frühling und für die Sommermonate wurde die Residenz des greisen Paares und der Wittwe des Dunckerschen Socius, Frau Humblot, mit welcher jenes sich auch in die Räume des städtischen Eckhauses teilte, in das bekannte, altertümliche Landhaus, tief hinter dem großen Vorgarten mit hohen, alten Bäumen an der Tiergartenstraße, zwischen Hohenzollern- und Friedrich-Wilhelmstraße verlegt. Mit seinem bis zum Kanal reichenden, parkartigen weiten Hintergarten, steht es immer noch wie ein Denkmal oder ein vergessener, von dem allgemeinen Zerstörungs- und Umwandlungsprozeß des Berliner Westens noch verschonter, Rest einer anderen Zeit und Welt zwischen den modernen Nachbarvillen und Palästen da.

Von den vier Söhnen des Dunckerschen Patriarchenpaares repräsentierte jeder eine andere Partei, der er aus voller Überzeugung anhing. Der Professor in Halle, der

Digitized by Google

ſpäter nach Berlin berufene gelehrte Hiſtoriker, Verfaſſer der „Geſchichte des Altertums," Max, der Älteſte, konnte damals, wie bis an ſein Ende, zu den Freikonſervativen gezählt werden. Sein Bruder Hermann, der heute noch hochverehrt von ſeiner Vaterſtadt unter uns lebt, um deren Verwaltung er ſich als Stadtſyndikus und Bürgermeiſter unvergängliche Verdienſte erworben hat, ſtand damals auf dem linken Flügel der „Gothaer". Der jüngere Bruder Franz war Demokrat und Achtundvierziger von reinſtem Waſſer. Alexander, der wie Hermann das andere Brüderpaar überlebt hat, der Hofbuchhändler und damals Rittmeiſter in der Landwehrkavallerie, machte aus ſeinen ſtreng altpreußiſch-royaliſtiſchen Geſinnungen niemals ein Hehl, bekundete ſie bei jedem Anlaß in Worten und Thaten, in Reden, eigenen Dichtungen und Schriften, wie in manchen ſeiner Verlagsunternehmungen. Dieſe Verſchiedenheit und Gegenſätzlichkeit der politiſchen Standpunkte, Anſchauungen, Beſtrebungen und verfolgten Ziele hat indes die Brüder, den Vater und die in ihrer Art nach Charakter und Naturell nicht minder verſchiedenen fünf Frauen nie verhindert, in verwandtſchaftlicher Zuneigung und Anhänglichkeit mit einander zu verkehren und den feſten Familienzuſammenhang jederzeit zu wahren, wie ſehr auch zuweilen manches, was der oder die Eine von ihnen that und ſprach, den Andern gegen den Strich gehen mochte.

Auch wenn Alexander Duncker die Landwehr-Ritt-

Digitized by Google

meiſter-Uniform ablegte, die er mit Stolz und Freude trug, und den bürgerlichen Rock des Verlagsbuchhändlers anzog, behielt er die ritterliche Haltung und die korrekten Manieren und Umgangsformen des hochgebildeten Offiziers. Sein Geſchmack kam an Feinheit, ſeine Kunſtliebe an Wärme und Aufrichtigkeit denen ſeines Bruders Franz gleich. Sie machten den geſchäftlichen Verkehr für den Künſtler, der mit ihm als ſeinem Auftraggeber in Verbindung trat, angenehmer als mit vielen anderen ſeiner lieben Kollegen, denen oft keine Eigenſchaften ferner liegen, als gerade dieſe. Es war damals bei ihm eine durch Farbendruck (von Storch und Cramer) facſimilierte Lithographie nach einer Aquarelle von Eduard Hildebrandt, „Alexander v. Humboldt in ſeinem Arbeitszimmer" erſchienen; ein Blatt, das großen, allgemeinen Beifall fand und viel gekauft wurde. Ich ſchlug (1855) Alexander Duncker vor, ein Gegenſtück dazu in Verlag zu nehmen, zu welchem ich den Entwurf gemacht hatte: Chriſtian Rauch in ſeiner Werkſtatt. Die beiden greiſen Meiſter, der der Wiſſenſchaft und der der Kunſt, beide damals der höchſte Stolz Berlins und Preußens, gehörten gleichſam zu einander, genoſſen die gleiche ungeheure Popularität. Mit gleicher Verehrung und einer Art ſcheuer Bewunderung blickten alle Berliner zu ihnen auf; auch diejenigen, welche zur Kunſt und zur Naturwiſſenſchaft nur in völlig platoniſchem Verhältnis ſtanden. Ein ſolches Pendant zu „Humboldt in ſeinem Arbeitszimmer," wie

Digitized by Google

das von mir geplante und entworfene schien mithin seines Erfolges ziemlich sicher sein zu können. Duncker ging denn auch bereitwillig auf meinen Vorschlag und das kunsthändlerische Verlagsunternehmen ein, und beauftragte mich, ein größeres Aquarellbild im Anschluß an meine Bleistiftskizze an Ort und Stelle auszuführen, wenn ich Rauchs Zustimmung dazu erhielte. —

Des großen Meisters Werkstätten befanden sich in dem weitläufigen, düsteren, grauen Gebäudes des alten Lagerhauses zwischen der Kloster- und Neue Friedrichsstraße, auf dem zwischen Beiden gelegenen Hofe, dessen Westseite an der ersteren heute der moderne Backsteinbau der königlichen Kunstschule einnimmt. Hier im Erdgeschosse zu beiden Seiten eines langen Mittelganges lagen die hohen, überwölbten, weiten, hallenartigen Räume, in welchen Rauch und seine Schüler arbeiteten. Außerdem benutzte er bei der Ausführung von Kolossalmodellen noch die Werkstattsäle in dem, gegenüber dem Lagerhause selbst, auf demselben Hof und ebenfalls an der Neuen Friedrichstraße errichteten, kleineren Gebäude, das später Albert Wolff und nach ihm Siemering zu gleichen Zwecken zugewiesen wurde. Unwirtlichere, schmucklosere Atelierräume, als die im Lagerhause, lassen sich kaum denken. Die zur rechten, östlichen Seite des Mittelganges befindlichen empfingen ihr Licht von der traurigen, neuen Friedrichsstraße, die an der Linken von dem, von Arkaden umgebenen, kahlen Innenhof her. Den größten Saal mit grünlich

Digitized by Google

grau gestrichenen, mit Gypsstaub wie mit Mehl gepuderten Wänden teilte ein ebenso verstaubter, bläulicher Vorhang aus Sackleinwand in zwei Abteilungen. In beiden stand ein Heer von Gypsabgüssen bekannter Werke Rauchs, zwischen Hilfsmodellen, Skizzen, Büsten, noch unvollendeten Thonmodellen nach seinen Entwürfen, welche von einzelnen, vorgeschrittenen Schülern, damals besonders von Hugo Hagen, seinem langjährigen treuen Mit- und Hilfsarbeiter, ausgeführt wurden. In der vorderen Abteilung hielt sich Rauch vorzugsweise auf. Damals, zwei Jahre vor seinem Tode war der achtundsiebzigjährige noch eine Erscheinung von unvergleichlicher Majestät und Würde. Noch immer hielt seine, die große Mehrzahl der Menschen überragende, Gestalt, sich hoch und strack aufgerichtet, trug er das von vollem, silberweißem, weichfließendem, seidenem Haar umwallte, edle Haupt mit dem groß und schön gemeißelten, bartlosen Antlitz, dessen blaue Augen scharf, streng und gebieterisch blickten, so stolz und frei, wie vor Jahrzehnten. Man brauchte kaum zu wissen, was und wer er war und was er geschaffen hatte, um unwillkürlich von Ehrfurcht bei seinem Anblick ergriffen zu werden und sich innerlich sehr klein zu fühlen, wenn man dem, in seinen sandfarbigen, tuchenen, faltigen Talar mit breitem Kragen wie ihn Drakes Mamorstatue zeigt, oder in seinem langen, weiten Atelierrock von derselben lichtgelb-grauen Farbe gekleideten, greisen Meister gegenübertrat. Wie ein König und Herrscher im weiten Reich

Digitized by Google

der Künſte und mit dem vollen Bewußtſein dieſer Würde und Stellung, ſtand er da und wandelte er unter den Menſchen ſeiner Zeit. Wenn je ein Sterblicher Grund und Recht dazu hatte, das ſtolze Wort Goethe's zu ſprechen: „Was iſt denn Hoheit? Mir iſt ſie geläufig", ſo war er es. Über welche ungebrochene Bildnerkraft er noch gebot, hatte er in den eben damals von ihm ausgeführten Werken glänzend bewieſen. In der marmornen Grabdenkmalſtatue Ernſt Auguſts v. Hannover, deſſen Geſtalt halb mit dem Königsmantel überdeckt, auf prächtigem Katafalk hingeſtreckt liegt (für das Mauſoleum in Herrenhauſen), wie in der Modellſkizze einer Goethe-Schiller-Denkmalsgruppe, welche beide Dichter, im Gegenſatz zu Rietſchels Entwurf für Weimar, in antiker Idealtracht darſtellt. In der koloſſalen Marmorgruppe des Moſes mit Aaron und Hur zur Seite, welche die erhobenen Arme des Sieg Erflehenden während der Schlacht gegen die Amalekiter ſtützen, wie in den Modellen der Monumentalſtatuen Yorcks und Gneiſenaus. Ich näherte mich ihm nicht ohne heilige Scheu. Ermunternde, entgegenkommende Freundlichkeit war nicht ſeine Sache. Aber er hörte meine Bitte, ſeine Werkſtatt und ihn in derſelben arbeitend darzuſtellen, auch nicht gerade ungnädig an und wies mich damit nicht ab. Ich habe dann in den folgenden Herbſttagen den ganzen, vorderen Atelierraum mit dem Blick in den zweiten, den der etwas zurückgeſchlagene Zwiſchenvorhang freiließ, mit den hier

Digitized by Google

und dort umherstehenden Modellen mancher seiner berühmtesten Werke nach der Wirklichkeit gezeichnet und aquarelliert, belebt im Vordergrund mit der Figur eines jungen Marmorarbeiters, der an einem am Boden liegenden Block knieend beschäftigt ist und mit Rauchs eigener Gestalt im langen sandfarbigen Atelierrock, die schwarze Sammetmütze auf dem weißen Haar. Vor seinem Modellierstuhl stehend giebt er mit Hammer und Meißel einer Marmorbüste König Friedrich Wilhelms IV. die letzte Vollendung. Rauch nahm genügenden Anteil an meiner Arbeit und an mir, um mir zu diesem Portrait in Aktion, so lange ich dessen benötigte, zu stehen und drückte seine Zufriedenheit dadurch aus, daß er mit eigener Hand unten auf das Blatt die (auf den Abdrücken facsimilierten) Worte schrieb: „Meine Werkstatt — meine Heimat". Zu diesen Beweisen seines Wohlwollens fügte er noch einen mir besonders willkommenen. Er kaufte mir eine sehr durchgeführte Bleistiftzeichnung seines Grabdenkmals Ernst Augusts v. Hannover ab, die ich behufs der Kopierung auf Holz für die Illustrierte Zeitung mit seiner Bewilligung nach dem marmornen Originalwerk angefertigt hatte. Jenes Aquarellbild der Werkstatt Rauchs ist dann auch, durch Farbendruck von Storch und Kramer leider nur recht unzureichend nachgebildet, vervielfältigt, im Verlage von Alexander Duncker's Hofbuchhandlung erschienen. —

Noch so mancher erfreuliche, gerne übernommene künst-

Digitized by Google

lerische Auftrag ist mir damals und in den folgenden Jahren von ihm gegeben und von mir für ihn ausgeführt worden. Durch seine Art und seinen Gegenstand besonders interessant und wichtig erschien mir der, ein Bildnis des Ministers v. Manteuffel, des „November-Mannes" in schwarzer Kreide zu zeichnen, das als Vorlage für einen danach auszuführenden Schwarzkunststich dienen sollte. Ein Herr N., der in eigentümlich intimen Beziehungen zu dem damals (Anfang 1857) noch allmächtigen Minister stand, hatte es übernommen, ihn zur Bewilligung einiger Sitzungen zu bestimmen. Er führte mich auf einer Hintertreppe in das Allerheiligste des Manteuffel'schen Arbeitskabinets in dem Hotel des Auswärtigen Amtes Wilhelmsstraße 76 ein, damit ich die Lokalität, den Schreibtisch mit den Papieren, Tintenfaß, und Lehnsessel ꝛc. nach der Wirklichkeit zeichnen könne. Er löste auch seine andre Zusage ein. Der Minister, wie beschränkt auch gerade damals, wo die Neuenburgische Angelegenheit die preußische Regierung lebhaft beschäftigte und ihr nicht geringe Verlegenheiten bereitete, seine verfügbare Zeit sein mochte, stand mir zwei- oder dreimal während der ersten Morgenstunden zu der bestellten Portraitzeichnung. Der Kopf mit dem scharf geschnittenen bebrillten Gesicht, mit der breiten Stirn, der Hakennase dem dünnlippigen, herben, oft höhnisch zuckenden Munde, dem starken Kinn, der bestimmten, flächenhaften Modellierung, welcher die weniger als mittelgroße Gestalt krönte,

Digitized by Google

bildete jedenfalls einen fesselnden Vorwurf für einen Zeichner. Sein Grundtypus sah dem der Maske, welche Bühnendarsteller von klugen und bösen Präsidenten- oder Minister-Intriguanten-Rollen sich mit Vorliebe herzustellen pflegen, verzweifelt ähnlich. Seine anfangs so fest geschlossenen Lippen thaten sich übrigens schon während der Dauer der ersten Sitzung auf und der strenge schweigsame Staatsmann sprach mit überraschender Offenheit nicht selten auch seine Meinung über öffentliche Dinge, Vorgänge, politische Körperschaften und Verhältnisse aus. Über den wahren Gesundheitszustand seines königlichen Herren, dessen beginnendes Gehirnleiden sich den Vertrauten wohl schon damals unverkennbar ankündigen und sie mit trüben Ahnungen für die nahe Zukunft erfüllen mochte, mir im Gespräch Mitteilungen zu machen, fühlte sich Herr v. Manteuffel freilich nicht veranlaßt. —

Lieber noch und willkommner als dieser ehrenvolle Auftrag war mir der gewesen, welchen Alexander Duncker mir ein Jahr zuvor im April 1856 erteilt hatte. In seinem Verlage waren Theodor Storms „Immensee“ und ein paar andre kleine Erzählungen und Stimmungsbilder des Schleswig-Holsteinischen Dichters erschienen. Der große Erfolg besonders der erstgenannten, von so feiner und zarter Poesie durchwürzten Novelle, gab dem Verleger den Entschluß ein, sie auch einmal, statt immer nur als Miniaturausgabe in großem Quartformat und mit Holzschnittbildern und Initialen illustriert, erscheinen zu

Digitized by Google

laſſen. Er forderte mich auf, ein paar Zeichnungen dafür zu entwerfen und ſie Theodor Storm in Potsdam ſelbſt vorzulegen, damit dieſer ſein Urteil über ſie und ſeine Meinung von dem beabſichtigten Unternehmen ausſpreche. Nichts konnte mir gelegener kommen, als eine ſolche Aufgabe, die an ſich ſchon höchſt reizvoll, mir die Ausſicht eröffnete, dem innig verehrten Poeten perſönlich näher zu treten und die flüchtige erſte Begegnung mit dem mir Unbekannten vor der Blechenſchen „Wahnſinns-Landſchaft“ unter ſo viel günſtigeren Umſtänden zu erneuen. Gerade damals befand ich mich in beſonders glücklicher Gemütsverfaſſung und beſſer als je zuvor dazu geſtimmt und befähigt, die von den Dichtung geſchaffenen Geſtalten und Vorgänge in meiner Phantaſie lebendig werden zu laſſen und ſie durch Zeichnung zur Darſtellung zu bringen. Zu dieſer Stimmung trug nicht wenig die Wohnung bei, welche wir im April jenes Jahres 1856 bezogen hatten. Lag ſie doch in einem Häuschen der Straße des Potsdamer-Thorviertels, welche den Namen „Auf dem Karlsbade“ führte und heut noch führt. —

Unter allen Straßen und Gaſſen des damaligen Berlin war ſie vielleicht die landſchaftlich reizvollſte, ſelbſt die Tiergartenſtraße kaum ausgenommen. An ihrem Eingange nahm zur Linken die Nordecke bis zum Kanalufer hin der halb verwilderte parkartige Garten mit ſeinen Birken-, Faulbeer- und Kaſtanienbäumen und Fliedergebüſchen ein,

Digitized by Google

welcher die schon verfallenden Baulichkeiten des alten Karlsbades mit seinem hölzernen Turm und seiner Badeanstalt umgab. Dieser Park erstreckte sich nach Süd-Osten hin weit hinein an der Nordseite der Straße bis zu jenem heute noch in seiner alten Ausdehnung und Gestalt erhaltenen Gartengrundstück, auf dem immer noch auch das alte, kleine, trauliche, einstöckige Haus aus den Zeiten des nun verschwundenen, damaligen Karlsbades steht. Die Straße war ein ungepflasteter, unregulierter, unbeleuchteter trottoirloser Sandweg zwischen den von niedrigen Bretter- und Staketenzäumen eingefaßten Gärten, von denen die auf der Nordseite bis an das Kanalufer die meisten der Südseite bis an die Lietzowerwegstraße reichten. In jedem dieser Gärten stand frei und auf allen Seiten unberührt von den Nachbargebäuden, ein einfaches Landhäuschen oder eine zierliche Villa. Mit Ausnahme von zwei größeren Gebäuden an der Nordseite hatte kaum eins oder eine von ihnen über dem Geschoß zu ebener Erde mehr als ein Stockwerk und ein Dachgeschoß. Ein schlechter und rechter alter Bretterzaun schloß die Straße in der Flucht der heutigen Flottwellstraße ab und machte sie zur Sackgasse. Durch eine nur leicht verriegelte Thür in diesem Zaun trat man auf eine Wiese hinaus, auf der einzelne Ziegen, Schafe und Kühe weideten. Die dort noch stehende, wenn auch stark verkümmerte und beschnittene, mächtige alte Weide beschattete mit ihrer breiten Krone einen Teil dieses idyllischen Wiesenplans, welcher im Südosten von

Digitized by Google

dem damaligen niedrigen Damm der Potsdamer Eisenbahn begrenzt wurde. —

An der andern Ecke der Potsdamer- und der Straße „Auf dem Karlsbade" lag ein ungemein trauliches Landhäuschen ganz hinter Birken, Fliederhecken, Obst- und Faulbäumen versteckt, das später einer von Hennicke und van der Hude erbauten eleganten Villa in, noch an Schinkelsche Einfachheit erinnerndem, Stile verdrängt wurde, wie diese schon nach kaum 12 Jahren durch jenes riesige Zinshaus mit der Bierwirtschaft im Erdgeschoß und Vorgarten, das sich heute dort erhebt. Vor dem Zaun des verlassenen verwilderten Karlsbadparks hatte ein seltsames Menschenpaar Tags über seine Wohnung aufgeschlagen d. h. eine Zeltbude, in der es Schnaps, Weißbier, Schrippen, Wurst und Käse für die Droschkenkutscher und kleinen Leute, Obst, Raute, Johannisbrod, allerlei süßes Backwerk und sonstige Näschereien für die Kinder der Nachbarschaft feil hielt. Sie war eine lange hagre Person in gänzlich ungewissem Alter, die sich durch die Umwicklung ihrer Unterhälfte mit Umschlagetüchern oder Decken einen Anschein von Völligkeit gab. Man hat sie nie anders nennen hören, als „die Budenliese". Ihr Genosse, möglichweise ihr Gatte, dessen Körperumfang auf reichlichere Ernährung wies als der ihre, wenn die spitze Nase in seinem geröteten Gesicht, über welche zwei muntere Äuglein pfiffig, verschmitzt und vergnüglich herüberblickten, auch nicht recht zu dieser Rundung seiner Person zu

Digitized by Google

ſtimmen ſchien, führte wenigſtens im Volksmunde keinen andren Namen als der „Budenlieſen-Mann“. Das Paar mit ſeinem verlockenden Schätzen im Schatten ſeines Zeltdachs, deren Verſtaubtheit die Kleinen wenig zu ſchrecken vermochte, übte auf alle Kinder der Gegend eine wahrhaft rattenfängeriſche Anziehungskraft aus. Aber doch auch zugleich nicht ohne ein gewiſſes, bängliches, unheimliches Gefühl vermochten ſie ſich ihm zu nähern; ähnlich dem Hänſels und Gretels im Märchen der Herrin des Pfefferkuchenhäuschens gegenüber, als ſie die Kleinen mit ſo ſüßer Freundlichkeit zum Nähertreten einlud.

Jene beiden einzigen höheren und größeren Gebäude auf dem Karlsbade“ waren das Haus des berühmten Malers Prof. Karl Begas und das des genialen Architekten Guſtav Stier. Die ausgedehnten Gärten, zwiſchen deren Obſtbäumen, alten Linden-, Kaſtanien-, Akazien-, Wallnuß- und Rotdornbäumen dieſe Häuſer emporragten; grenzten aneinander. Das des erſteren zeigte einen hohen vierſeitigen Aufſatz über dem erſten Geſchoß, das nach dem Vordergarten hin in wenigen Fenſtern, in der dem Kanal zugekehrten Nordwand von einem koloſſalen Atelierfenſter durchbrochen wurde, an das ſich das große, ſchräge Oberlicht im Dache anſchloß. Der Garten war vor allem ein wohlgehaltener Gemüſe- und Obſtgarten, wenn es ihm auch an hohem, ſchattigem Laubholz durchaus nicht gänzlich fehlte. Der Stierſche aber glich einem Walddickicht. Das

Digitized by Google

Haus, welches seine Bäume umschatteten, war von seinem Besitzer um dieselbe Zeit wie das Begassche in den ersten dreißiger Jahren in dieser damals so stillen, menschenverlassenen Garteneinsamkeit ganz nach den eigenen Bedürfnissen und romantischen Liebhabereien des Meisters erbaut und trug in allen Teilen seiner äußeren Gestalt wie seiner inneren Anlage und Raumdisposition den scharfausgeprägten Stempel seines launenhaften Geistes und Wesens. Auf den Wendeltreppen im Innern konnten andere Möbel gar nicht in die oberen Stockwerke hinaufgebracht werden. Erker, Söller, Loggien, Fenster, hie und da willkürlich angebracht, gaben dem Gebäude ein ganz wundersames, von allen damals in und um Berlin stehenden abweichendes, Aussehen. Im Volksmunde führte es den Namen: die Stierburg. Im obersten Geschoß, das sich noch über die Wipfel der höchsten Bäume seines Parks hinaushob, befand sich das Atelier des Architekten. Westlich grenzte an diesen Park der ebenfalls an der Straße bis zum Kanal-Ufer reichende, große, reizende Garten, der zum näher der Straße gelegenen zweistöckigen, schlichten Wohnhause des Assessor Heusler gehörte. In dessen Mansardenwohnung, zwei kleine Treppen hoch, zog ich am 1. April 1856 ein. Sie enthielt einige kleine und etwas größere in ziemlich zerfallenem schäbigem Zustand befindliche Räume an der Süd- und Nordseite, welche durch Dachfenster in tiefen Nischen erhellt wurden; aber auch ein Stübchen, mit einem Fenster im östlichen Giebel,

Digitized by Google

welches unmittelbar auf den die Stierburg umgebenden „Wald“ hinausging. Dank dem frühen Frühling jenes Jahres, der uns ein, die Berliner aufs tiefste erregendes, Ereignis, — den Tod des gefürchteten und gehaßten Polizei-Paschas Herrn v. Hinkeldey im Duell durch die Kugel Hans v. Rochows am Tauftage des neu geborenen Napoleoniden, dem 10. März, — gebracht hatte, sahen wir im April bereits das zarte junge Laub die Scheiben dieses Fensters streifen. Als die hohen, alten Akazien in Blüte standen, hingen uns ihre weißen Blütentrauben fast in das Zimmer herein und hauchten ihren süßen Duft durch alle Räume der kleinen Wohnung. Abends sah man das Licht der Lampen auf den Altanen der „Burg“ die Laubkronen der Bäume durchblinken. Während der Frühlingstage schlugen die Finken, flöteten die Pirole von den nahen Wipfelzweigen ihren vertrauten lieblichen Ruf und in den lauen Nächten schluchzten und schmetterten die Nachtigallen ihre seligtrüben Lieder. Der große Garten unseres Hauses war den wenigen Mietern vom Wirt freundlich zur beliebigen Mitbenutzung überlassen. Auf unserem Lieblingsplatz in der Gartenmitte im Schatten des alten Rotdornbaumes und einer Kastaniengruppe oder auf dem hohen hölzernen Balkon, der an dem Bretterzaun am Kanalufer neben dessen Ausgangsthür angebracht war, saß an schönen, sonnigen Frühlings- und Sommertagen mein junges Weib, nicht selten auch ich selbst, mit einer Arbeit beschäftigt. Rings herum spielten und tummelten sich in glücklicher

16*

Digitized by Google

Freiheit in der, noch von keinen Miasmen der Stadt verdorbenen und vergifteten, reinen Luft dieser Gartenparadiese unsere Kleinen. Ein guter Freund trat auch wohl ein und setzte sich an unseren Tisch oder schlenderte plaudernd mit uns, von den Kindern umringt, auf den Wegen zwischen den Beeten und Rasenflächen auf und ab. Wenn ich auf jene Sommer 56, 57 und 58, die wir dort erlebten, zurückblicke, — wie viele stillbeglückte Stunden ziehen an meines Geistes Augen vorüber! Stunden, deren Glück ich an erster Stelle doch nur dieser Wohnung und der unvergleichlichen Art dieser Straße des alten Berlin verdanke.

Karl Begas war im November 1854 gestorben. Seine Wittwe, einer der eigenartigsten Frauencharaktere, die mir je begegnet sind, eine Matrone von wahrhaft großem Stil der ganzen Erscheinung, von hohem Wuchs mit noch unergrautem, welligem, dunkelblondem vollem Haupthaar, mit hoher, leuchtender Stirn, hinter welcher ein ernster, tiefer ganz originaler Geist mit unverrückbar festgehaltenen Anschauungen und Überzeugungen von den göttlichen und menschlichen Dingen lebte, und mit mächtigen, rein blauen strahlenden Augen, hatte jenes Atelierhaus verlassen. Mit ihren beiden Jüngsten, — dem blonden Adalbert, dem Kupferstecher, und dem Nesthäkchen Karl, einem schlanken schönen blauäugigen, zwölfjährigen Jungen von unbändiger wilder Lebenskraft — heute Professor der Bildhauerkunst an der Akademie zu Kassel, — bezog

Digitized by Google

sie das ebenfalls in einem großen Garten stehende, von einer prächtigen alten Linde und Nußbäumen beschattete kleine Haus mit der säulengetragenen, offenen Vorhalle im Erdgeschoß, das sie als Eigentum erworben hatte. Es war das nun längst abgerissene, westlich angrenzende Nachbargrundstück des Heuslerschen. Der älteste Sohn Oskar, der Maler, hatte sich, von Rom mit dem kranken Vater zurückgekehrt, in Berlin vermählt, kaufte Mutter und Brüdern das väterliche Haus- und Gartengrundstück ab und nahm von ihm Besitz. Reinhold, der hoffnungsvolle 25jährige Bildhauer, lebte damals in Rom. Von zwei anderen Brüdern stand der eine als Offizier bei der Armee; der Zweite befand sich auf einer Orientreise. Die Mutter verließ nach dem Tode des Gatten das Karlsbad während vieler Jahre nicht mehr. Es war ihre Welt, deren Grenzen sie um keinen Preis überschreiten mochte. Sie und ihre Söhne, die zu den frühsten Ansiedlern dieser Gegend gehörten, bildeten eine lebendige Staffage derselben, welche für die Vorstellung aller Bewohner des Karlsbades untrennbar mit dem Bilde dieser innerlich abgeschlossenen Gartenwelt verbunden war. Jeder trat zu ihnen und sie, besonders die Mutter, zu jedem in gewisse Beziehungen. Die, welche sich schon im ersten Jahr unseres dortigen Aufenthaltes zwischen ihr und uns knüpften, wurden bald sehr nahe und herzliche.

Ein dem unseren gegenüberliegendes Landhäuschen, zu dem ein sich dahinter weit ausbreitender Garten ge-

Digitized by Google

hörte, wurde damals von dem Herausgeber des Kladderadatsch, dem Verlagsbuchhändler Hofmann als Sommerwohnung gemietet mit seiner Familie bezogen und bald auch angekauft. In der offenen Vorhalle sahen wir da täglich die damals noch in frischer Jugendfülle prangende Gattin Hofmanns und ihre sie besuchende schöne Schwester, die Frau Rudolf Löwensteins, sitzen, ihre Buben und Mädchen auf der Freitreppe und dem Vorgarten spielen. Nicht selten traf zum Kaffee- oder Abendbesuch die ganze Viereinigkeit der Schöpfer und Erhalter des Kladderadatsch, der damals ein an Kämpfen, feindlichen Heimsuchungen, aber auch an Siegen, Glanz und Ehre besonders reiches Dasein führte: Rudolf Löwenstein, David Kalisch, Ernst Dohm und Wilhelm Scholz ein. Ihre Gespräche, ihr Lachen klang von drüben her deutlich zu meinem nicht gar zu hoch über dem Straßenniveau gelegenen, offenen Dachfenster herauf und herein. Mit lebhaftem Interesse betrachtete ich aus der Vogelperspektive die Vielgenannten, Vielgefürchteten und Vielbewunderten, welche allwöchentlich die Geißel des geistreichsten Witzes und Spottes furchtlos über Volk und Mächtige schwangen und mit der Kraft ihres Humors, so weit die deutsche Zunge klingt, Millionen zum herzlichsten, erfrischendsten Lachen brachten.

In jener glücklichen Frühlingsstimmung auf dem Karlsbad entwarf ich drei oder vier kleine Bleistiftzeichnungen zu Szenen aus Theodor Storms „Immensee."

Digitized by Google

Am ersten Maisonntag fuhr ich damit nach Potsdam zu dem Verfasser hinüber. Er bewohnte mit seiner schönen Gattin Frau Konstanze und den Kindern, den zwei älteren Buben und dem eben erst geborenen kleinen Mädchen, eines des dortigen alten Backsteinhäuser holländischen Stils. Mit großer Freundlichkeit wurde ich von dem Paar empfangen. Sie waren bereits durch A. Duncker auf mein Kommen vorbereitet und Storm entsann sich auf unser erstes Zusammentreffen und Gespräch noch sehr wohl. „Nun bin ich doch äußerst gespannt auf das, was Sie mir da bringen," sagte er mit jener schleswigschen Aussprache des S-Lautes, welche dem Klange etwas eigentümlich Zartes, Lispelndes giebt. Ich packte meine Mappe aus und reichte ihm die Blätter, — meinerseits noch gespannter auf den Eindruck, den sie auf ihn machen würden; auch nicht ohne ernstliche Besorgnis. Diese aber war rasch genug verschwunden. Sah ich doch seine blauen Augen in einem freudigen Glanz bei der ersten Zeichnung aufleuchten. Es war die der Szene der Vorlesung des Liedes: „Meine Mutter hat's gewollt" durch Reinhardt, wobei sich Elisabeth vom Sessel erhebt und still das Zimmer verläßt. „Sieh das doch mal an Konstanze!" sprach Storm zu seiner Frau gewendet, drückte mir die Hand und sagte mir so viele schöne Dinge über dieses Blatt und besonders über die Verkörperuug seiner geistigen Lieblingstochter Elisabeth, daß ich mich hüten werde, sie hier zu wiederholen. Die Zeichnung müsse ich ihm überlassen.

Digitized by Google

Bis an sein Lebensende solle sie eingerahmt an der Wand über seinem Bett hängen. Auch die anderen Blätter hatten mit geringen Einschränkungen seinen vollen Beifall, das ganze Unternehmen seine herzliche Zustimmung. Ich mußte den schönen Maisonntag mit ihm verbringen. Teils in der Wohnung beim selbstbereiteten Thee von idealer Vortrefflichkeit, — er behauptete, nach der Art, wie sich der Mensch zu diesem Getränk, zu dessen Bereitung und dessen Genuß verhalte, ließen sich Wesen und Wert der Persönlichkeit, des Herzens und Geistes sicher bestimmen, — teils auf langsamen Spaziergängen, möglichst fern ab von der ihm in tiefster Seele verhaßten, kunstreichen Parkanlagen und gleichsam offiziellen Schönheiten und berühmten Partieen Potsdams nach Tornow hin über die weiten, blühenden Wiesen, schlossen wir in endlosen, nie stockenden Gesprächen unsere Seelen gegen einander auf und begründeten eigentlich schon in jenen herrlichen Stunden den Freundschaftsbund, der mich während Storms folgender Lebensjahre, ja noch über sein Grab hinaus, so reich beglücken sollte.

Digitized by Google

XV.

Unter dem Eindruck dieſes frohen Erlebniſſes, dieſer ſo eingeleiteten freundſchaftlichen Verbindung mit Theodor Storm in der dadurch ſo gehobenen glücklichen Stimmung, ſchlich ſich während jener Sommertage die Hoffnung auf die Möglichkeit einer größeren künſtleriſchen Zukunft wieder in meine Seele und niſtete ſich mehr und mehr bei mir ein. Und nicht allein durch Storms gute Meinung, der er zuweilen einen wahrhaft enthuſiaſtiſchen Ausdruck gab, wurde dieſe Hoffnung genährt, und groß gezogen. Andere Erfolge, die ich mit Bildniszeichnungen und Lithographien, z. B. der des alten Herrn Commerzienrat Duncker, errang, trugen gleichzeitig dazu bei. Aber während ich gläubig trotz meiner zwei und dreißig Jahre mich in ſolchen Träumen von mir doch vielleicht noch vorbehaltenen, künſtleriſchen Thaten und Siegen wiegte, wurde ich zugleich faſt unmerklich durch neu eintretende Umſtände und Zufälligkeiten nach der anderen Seite, auf das Gebiet der ſchriftſtelleriſchen Thätig-

Digitized by Google

keit, hinüber gedrängt. Einmal war es ein jüngerer Landsmann, ein Architekt aus Westpreußen, Fritz Giebe, von dem ein solcher Anstoß und Druck ausgeübt wurde. Hier seit einigen Jahren lebend und seinem ursprünglichen Beruf untreu geworden, saß er zu den Füßen Prince-Smiths, um sich in der allein selig machenden volkswirtschaftlichen Weisheit belehren zu lassen und zum publizistischen Vorkämpfer seiner Freihandelstheorie auszubilden, was ihm dann auch gelungen ist. Er hatte vom Herausgeber der „Danziger Zeitung" dem Buchhändler Kasemann, den Auftrag, in Berlin einen Schriftsteller zu gewinnen, der es übernähme, ihm monatlich zweimal ein Feuilleton, einen „Berliner Brief", für jenes Blatt zu schreiben. Giebe selbst konnte sich nicht dazu entschließen; aber er schlug mir vor, es zu versuchen. Das Honorar war freilich nicht besonders verlockend. Ein ganzer Thaler war für jedes Feuilleton ausgesetzt. Trotzdem reizte mich die Aufgabe unwiderstehlich. Ich fühlte, daß ich manches auf dem Herzen, manches zu sagen hätte, was die Frucht des eigenen Erlebens, Denkens, Beobachtens war und auch für andere eine Interesse haben könnte. Bisher war mir bei meiner litterarischen Nebenthätigkeit, welche sich ausschließlich auf die Texte zu meinen Zeichnungen für die illustrirte Zeitung beschränkt hatte, keine Gelegenheit geworden, das Beste von dem in Schrift und Druck öffentlich auszusprechen, was mir in Kopf und Herzen schwirrte. In solchen „Berliner Briefen" ließ sich das desto leichter

Digitized by Google

thun. Ich nahm den Auftrag an und schrieb dann auch in den Jahren 1857 und 1858 manchen derartigen Beitrag für die Danziger Zeitung, mit dem mir damals noch ganz neuen ungewohnten Bewußtsein, auch durch meine Schreibfeder etwas Geld, sei es auch noch so wenig, zu verdienen. Wie diese Feuilletons den Lesern der genannten Zeitung behagt haben mögen, kann ich nicht beurteilen. Diejenigen alten Bekannten, in meiner lieben, schönen alten Vaterstadt, welche sich etwa noch auf den, den Namen des Verfassers dieser Briefe führenden, jungen Danziger besannen, der damals vor sechszehn Jahren nach Berlin gegangen war, um ein Maler zu werden, mochten entweder beide nicht für identisch gehalten, oder andernfalls traurig den Kopf geschüttelt haben, angesichts des klaren Beweises, den sie in der Thatsache meiner journalistischen Beschäftigung finden mußten, daß dieser Landsmann unter die Litteraten gegangen sei, was für ihre Vorstellung sehr wahrscheinlich gleichbedeutend mit gänzlichem Verfall, zu Grunde oder „vor die Hunde" gehen, gewesen ist. —

Noch von einer ganz andern Seite her, von der ich es sicher am allerwenigsten erwartet hätte, empfing ich ungefähr in derselben Zeit einen zweiten kräftigen Antrieb zur schriftstellerischen Thätigkeit. Dort in der Wohnung, auf dem Karlsbade besuchte uns zuweilen ein einst viel genannter, gefürchteter, gehaßter, verläumdeter und bewunderter alter Bekannter aus den vierziger Jahren,

Digitized by Google

Bruno Bauer, der große Philoſoph und Evangelienkritiker, deſſen Abſetzung von ſeinem philoſophiſch-theologiſchen Dozenten Lehrſtuhl in den erſten Regierungsſachen Friedrich Wilhelms IV. das ganze gebildete Deutſchland in die heftigſte Erregung für und wider verſetzt gehabt hatte und zum Gegenſtand und Anlaß jahrelanger, leidenſchaftlicher gelehrter und journaliſtiſcher Federkriege geworden war. Von Hauſe aus ein ernſter ſittenſtrenger Theologe, ein gelehrter Denker und Forſcher von heißem, rückſichtsloſem Wahrheitsdrange, wurde er dadurch, daß die Regierung ihm die mit glänzendem Erfolge begonnen geweſene Laufbahn als Univerſitätslehrer gleichſam zur Strafe dieſes Wahrheitsdranges verſchloß, aus ſeiner natürlichen Wirkſamkeitsſphäre herausgeſchleudert und verlor mehr und mehr den feſten Boden unter ſeinen Füßen. Die Frommen im Lande, die pfäffiſchen Zionswächter, eiferten gegen ihn, als ob er der prophezeite Antichriſt oder der böſe Feind in Perſon wäre. Alle übermütigen Tollheiten, welche ſein jüngerer Bruder Edgar mit jenem Kreiſe von litterariſchen und gelehrten jungen Genoſſen, den ſogenannten „Freien“, während der vormärzlichen Jahre in Berlin mit der beſtimmt ausgeſprochenen Tendenz trieb, die tief verachtete „Maſſe“, — zu der für ſie nicht nur die Regierungspartei, ſondern mehr noch das liberaliſierende, zaghaft fortſchrittlich-lichtfreundliche, bezw. chriſt-katholiſche, für Uhlich, Ronge, Czersky, für Rotteck, „den Welker und den Itzſtein“ begeiſterte, aufgeklärte

Digitized by Google

Bürgertum zählte, — möglichſt zu ärgern und zu entrüſten, wurden eifrig und geſchickt auf das große Schuld- und Sündenregiſter Brunos geſetzt, der nichts damit zu ſchaffen hatte. Seine Welt- und Menſchenverachtung ſteigerte ſich mehr und mehr. Er führte das ſtille und einſame Leben des gänzlich bedürfnisloſen Gelehrten weiter und miſchte ſich nur ſelten und ungern in den Lärm jener Tage. Wenn es aber einmal ausnahmsweiſe geſchah, ſo goß er die Schale ſeines grimmigen Hohns und Spottes nicht minder reichlich über ſeine gelehrten, zahmen Fürſprecher und über die gemäßigten Reformer in Staat und Kirche, als über die verbiſſenen, fanatiſchen Gegner und die im damaligen Preußen und Deutſchland herrſchenden Mächte aus. Zur Märzrevolution war er in einem ziemlich platoniſchen Verhältnis geblieben. Vor der durchdringenden Schärfe ſeines kritiſchen Blicks konnte der legendariſche Glorienſchein nicht beſtehen, welchen die Volksphantaſie und die demokratiſche Preſſe um das Haupt der Märzhelden wie der redegewaltigen, parlamentariſchen Größen, Klub- und Volksverſammlungs-Wortführer gewoben hatte. Dazu kam der perſönliche Widerwille ſeiner im Innerſten vornehmen Natur gegen den Lärm der Gaſſe, gegen die Blindheit, Beſchränktheit, Roheit der Menge. Die Beſchäftigung mit dieſer, die praktiſche Demagogenarbeit, überließ er ſeinem Bruder Edgar, der ſich ohne die Spur einer wirklichen revolutionären Begeiſterung, eines Glaubens an die Freiheit, an das „Volk", als

Digitized by Google

guter Schauspieler, nach dem Muster so manches französischen Revolutionshelden, dieser Thätigkeit mit dem Behagen an der Durchführung einer effektvollen Rolle hingab. Der Übernahme eines Abgeordnetenmandats für Berlin oder Frankfurt aber zeigte sich auch Bruno nicht abgeneigt. Er gab seinen Freunden und Bewunderern, die ihn dazu drängten, nach und trat wirklich mit einer Kandidatenrede als Bewerber um ein Mandat in einzelnen Wahlversammlungen vor die Berliner Wähler hin. Ich entsinne mich noch deutlich einer solchen Versammlung im Konzertsaal des königlichen Schauspielhauses, in welcher Bruno Bauer seine politischen Anschauungen und Meinungen in einer klaren, scharf accentuierten, gänzlich unpathetischen, ruhigen Sprach- und Vortragweise entwickelt. Es war dieselbe Versammlung, in welcher auch der unglückliche brave Oberst v. Auerswald sprach, dessen Bemühungen um ein Mandat für die Frankfurter Paulskirche einen besseren Erfolg als Bauers hatten; einen Erfolg, der für ihn, der ihn errang, zum grauenvollen Verderben werden sollte. Führte er ihn doch zwar auf den erstrebten Abgeordnetensitz, aber auch in die Messer seiner und Fürst Lichnowskis barbarischer Mörder. Das, was Bruno Bauer vor diesen berliner Wählern sprach, und wie er es sprach, war gleich wenig nach ihrem Geschmack. Sie vernahmen keine einzige der gewohnten, vertrauten Phrasen aus seinem Munde, zu keinem der gestempelten, nach der Schablone gearbeiteten Partei-

Digitized by Google

programme mochte er sich bekennen. Natürlich fiel er bei der Wahl durch. Später gelang es, ihn wenigstens, als Ersatzmann für die berliner Nationalversammlung durchzubringen. Aber er ist nie einberufen und hat nie Gelegenheit erhalten, seine Begabung als Parlamentarier und praktischer Politiker zu erproben. Der große Krach des revolutionären Aufschwungs im Wiener Oktober und im berliner November konnte ihm nur geringen Schmerz erwecken. „Kritisch" hatte er selbst schon lange vorher diese ganze deutsche Revolution „aufgelöst", und die stehenden Heere als „eminent kritische Institution" gefeiert. In seinem Haß und seiner Verachtung der deutschen „Masse" verbiß er sich immer mehr und mehr, so daß er allmählich bis zu einer, für diesen durchdringenden kritischen Geist doppelt befremdlichen, Bewunderung des, vermeintlich jugendfrischen und von gesunder Kraft strotzenden, slavischen, speziell des russischen Volkstums gelangte. Er schrieb und veröffentlichte in den ersten Fünfziger Jahren noch vor dem Krimkriege, dessen Ausgang eine zermalmende, praktische Kritik an Bauers Behauptungen und Prophezeihungen üben sollte, eine sehr merkwürdige Broschüre, die in Berlin ungeheures Aufsehen machte. Sie führte den Titel: „Rußland und das Germanentum," und stellte das Volk des weißen Zaren als das Volk der Zukunft Europas hin, welches erwählt und bestimmt sei, mit der, im Schlamm der faulenden, bürgerlichen Masse versunkenen, bereits in Verwesung begriffenen Kultur des

Digitized by Google

Westens, wie mit dieser Masse selbst, gründlich aufzuräumen und deren Erbe anzutreten; zunächst in Deutschland. Der hiesige russische Gesandte soll sich damals lebhaft nach dem Verfasser erkundigt, ihm in hohem Auftrage glänzende Anerbietungen als Ausdruck des russischen Dankes und der russischen Bewunderung gemacht haben und nicht wenig erstaunt gewesen sein, in dem Autor einen gänzlich bedürfnislosen, deutschen Philosophen zu finden, der unter den armseligsten Daseinsbedingungen lebte und arbeitete, ohne den geringsten Wunsch, sie verändert zu sehen und jede Art des Lohnes, jedes Anerkennungszeichen verachtend zurückwies. Ähnliches sollen russische Beauftragte weder vor noch nach diesem Fall Bauer bei verwandten Anlässen und Gelegenheiten jemals erfahren und zu berichten gehabt haben. — Diese Broschüre mag damals die Annäherung Wagners (des „Kreuzzeitungs-Wagner") an den einst so verlästerten, verfolgten, ausgestoßenen Kritiker der Evangelien herbeigeführt haben. Die „absolute Kritik" konnte überall in der Publizistik zweckdienlich verwendet werden; zumal wenn sie sich mit so umfassendem, stupendem, gelehrtem, staats-, sozial- und wirtschafts-politischem Wissen verband, wie hinter dieser mächtigen Stirn. So ließ sich Bruno Bauer bewegen, in die Redaktion des von Wagner unternommenen Staats- und Gesellschaftslexikons einzutreten und persönlich Artikel in großer Zahl dafür zu schreiben. Es ging sogar das Gerücht, daß er an der „Kreuzzeitung" selbst mitarbeite

Digitized by Google

Das entrüstete Gerede der Liberalen über sein angebliches Renegatentum, seine Verleugnung der Sache der Freiheit würde ihn freilich nicht davon zurückgeschreckt haben, es zu thun.

Eine gewisse Anhänglichkeit, die mich am meisten Wunder nahm, hatte in allen diesen Jahren Bruno Bauer, der strenge, anscheinend so kalte, einsame Denker für mich und der Meinen bewiesen. Er kam von Zeit zu Zeit unerwartet und unangemeldet zu uns heraus, plauderte ein paar Stunden, freute sich an den Kindern und bat jedesmal meine Frau, ihm einen Eierkuchen zu backen, der ihm ganz besonders zu munden schien. Er saß mir auf meine Bitte einmal auch zu einer Zeichnung seines herrlichen Kopfes. Ich hätte ihn gerne lebensgroß gemalt, aber er konnte sich nicht zu weiteren Sitzungen entschließen und es blieb bei diesem Bleistiftentwurf, den ich heute noch als ein liebes Andenken an den längst dahingegangenen, einst so Vielgenannten und Vielverkannten, dann so rasch Vergessenen bewahre. In seinem Gespräch und seinem ganzen Wesen war eine merkwürdige, ihm eigentümliche Mischung von anscheinend eisiger Kälte, ruhiger Welt- und Menschenverachtung, großartiger, phantasievoller Auffassung der Dinge, überlegener Ironie und zugleich wieder zarter, keuscher, fast kindlicher Empfindung, die einen Hauch naiver Anmut über diese herbe Natur und ihre Aeußerungen verbreiten konnte. Diese Zartheit und Innigkeit

Digitized by Google

der Empfindung, die niemand, der ihn nur oberflächlich kannte, in ihm vermutet haben würde, bekundete sich besonders in seinem Verhalten zu den wenigen Menschen, für die er wahre Zuneigung oder Liebe hegte. Der eine derselben war sein alter, verwitweter Vater, der, bei der königlichen oder der Schumannschen Porzellan-Manufaktur als Dreher oder Former beschäftigt war, es bei den bescheidensten Mitteln durchgesetzt hatte, diesen Sohn, seinen Stolz, die Laufbahn eines Gelehrten einschlagen und dafür heranbilden zu lassen. An dessen Arbeiten, dessen kühnen Geistesthaten und den Schicksalen, die Bruno in deren Folge trafen, nahm er leidenschaftlichen Anteil und hatte sich im Mitleben mit seinem „großen Sohn", dessen stolzen Unabhängigkeitssinn und ideale Bedürfnislosigkeit er teilte, zu einer hohen Geistesfreiheit durchgerungen. Der andere war Max Stirner, ein einsamer, weltverachtender, mutiger, tief- und scharfsinniger Denker, wie Bruno, der in den vierziger Jahren mit seinem sozialphilosophischen Werk: „Der Einzige und sein Eigentum" der ersten, reifen Frucht dieses ganz eigenartigen Denkens, die gebildete Welt und nicht zum wenigsten auch diejenigen, welche es nie gelesen oder doch nie verstanden hatten, in heftige Aufregung versetzt hatte, seitdem aber fast gänzlich verstummt war. — An einem der letzten Junitage des Jahres 1856 kam Bauer mit einer Bitte um einen Freundschaftsdienst zu mir. Max Stirner sei gestern gestorben. Es läge ihm viel daran, ein Bild, eine Zeich-

Digitized by Google

nung des Toten von mir zu erhalten. Ob ich hingehen und eine solche für ihn ausführen wolle. Mich für die Arbeit und die Zeit zu entschädigen, zu honorieren, vermöge er freilich nicht. Natürlich bat ich ihn, über diesen Punkt kein Wort zu verlieren und erfüllte ihm seinen Wunsch mit um so größerer Freude, als der Kopf seines toten Freundes, in seiner charaktervollen Formation, in welcher sich die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte, mir als ein höchst interessanter und zeichnenswerter Gegenstand erschien. Bauers Freude an der fertigen Zeichnung und seine Erkenntlichkeit äußerte sich in seiner knappen, wortkargen Weise, in der sich doch eine mir sehr wohlthuende Wärme unverkennbar kundgab. —

Noch zweimal in den nächsten Jahren sah sich Bauer veranlaßt, mich um ganz ähnliche Gefälligkeiten zu ersuchen.

Einmal trat er an einem feuchtkalten Dezembertage kurz vor Weihnachten bei mir ein; die grüne Klappmütze in die Stirn gedrückt, den Hals mit dem Wollenshawl umwickelt, in seinen alten groben Mantel, einen echten Bauernmantel gehüllt. Sein Gesicht erschien mir noch ernster und bleicher als gewöhnlich. Noch ehe er ein Wort gesprochen, wußte ich, daß ihn ein schweres Leid getroffen haben müsse. Ich hatte mich darin nicht getäuscht. Er hätte wieder einmal eine Bitte an mich, an deren Erfüllung ihm sehr viel gelegen sei. Sein alter

17*

Digitized by Google

Vater wäre ganz plötzlich gestorben. Er sähe im Tode so schön aus. Im Leben sei er hier nie portraitiert worden. Nicht einmal ein Daguerrotyp nach ihm sei vorhanden. Ob ich ihm, Bruno, den gleichen Dienst wie damals nach Max Stirners Tode erweisen und nun auch den Kopf seines Vaters für ihn zeichnen wolle. Ich war selbstverständlich sofort dazu bereit, nahm das nötige Material und ging, von Bauer begleitet, auf Charlottenburg zu. In einem armseligen Häuschen dort am Kanal hatte der Alte seit Jahren einsam eine kleine Stube mit Kammer und Küche bewohnt. In diesem niedrigen, hellblau gestrichenen schmucklosen Zimmer, dessen wenige bescheidene Möbel meist mit Büchern und Broschüren bedeckt waren, — darunter sämtliche größere Werke, Streitschriften, wissenschaftliche Zeitungsartikel seines Sohnes, — lag auf dem schmalen dürftigen Bett der Tote. Das prachtvoll geformte Gesicht des nie von Krankheit heimgesucht gewesenen Greises, durch das trübe Licht des Winternachmittags, welches durch das kleine Fenster zur Seite auf ihn fiel, scharf beleuchtet und energisch modelliert, glich in seinem großen, kühnen, römischen Schnitt, in seiner marmornen Ruhe auffällig der Totenmaske des ersten Napoleon. Es zu zeichnen, erschien mir als eine wahrhaft begeisternde Aufgabe. Bruno Bauer stand daneben und verwandte keinen Blick der thränenlosen Augen von dem geliebten stummen Antlitz. Von Zeit zu Zeit kamen ein paar abgerissene Worte von den Lippen des

Digitized by Google

ersichtlich vom tiefsten Schmerz Bewegten, die in ihrer Kindlichkeit eigentümlich rührend klangen. Einmal z. B.: „Er hatte sich immer so auf Weihnachten gefreut. Er ließ sich's nie nehmen, alles, was zum Festkuchen gehört, selbst einzukaufen und ihn auch selbst zu backen ... Wir mußten dann zu ihm kommen und seinen Kuchen essen ... Wenn er uns schmeckte, war er so glücklich ... Da zwischen den Büchern steht noch alles dazu bereit, wie er es hingestellt hatte ... Nun wird er es nie mehr." ...

Die mit aller Liebe nach meinem besten Können ausgeführte Zeichnung nahm er mit stummem Dank an und kehrte in ihrem Besitz still und wortlos mit mir durch das Dunkel des Winterabends zur Stadt zurück.

Noch um ein drittes Blatt habe ich diesen Besitz Bauers an Totenbildnissen der seinem Herzen am nächsten stehenden Menschen auf seine Bitte in einem späteren Jahre vermehrt: um das nach der Leiche seines einen Bruders, Egbert, des Buchbinders gezeichnete, der mit seinem Geschäft eine Zeit lang auch das eines Buchhändlers verband.

Bei einem Besuch im Jahre 1857 aber machte mir Bauer einen Antrag und Vorschlag ganz anderer Art. Er fragte, ob ich es nicht übernehmen wollte, an dem Wagnerschen Staatslexikon mitzuarbeiten; einige kunstgeschichtliche Artikel gegen ein ganz annehmbares Honorar zu schreiben; besonders einige Biographien und Charakteristiken berühmter alter und anderer Meister. Mit den

Digitized by Google

Brüdern Jan und Hubert von Eyk sollte ich den Anfang machen. Mit großem Vergnügen ging ich darauf ein und schrieb, mit ziemlich wohlgefülltem Gedächtnis für Bilder und Daten ausgerüstet, und wo das nicht ausreichte mit Benutzung der königlichen Bibliothek, frisch darauf los in den Zwischenpausen der mannigfachen künstlerischen Tagesarbeit, des Zeichnens von Illustrationen und Bildnissen auf Papier, Holz und Stein. In einen Tag, zumal, wenn man der guten Gewohnheit des sehr frühen Aufstehens immer getreu bleibt, geht viel hinein. Man kann während seiner Dauer so manches fertig schaffen und doch noch genügende Zeit zum Hinausschlendern und Träumen in Wald und Haide, zu Ruderfahrten auf Strömen und Landseen im Sommer, zum Eislauf im Winter, wie in jeder Jahreszeit zum Leben in und mit der eigenen Familie, zum lebendigen Verkehr mit lieben Freunden und Freundinnen, zum Museums- und Bibliotheken-Besuch und Studium, zu einer ausgebreiteten Lektüre, zu Musik- und Theatergenüssen zu erübrigen.

Digitized by Google

XVI.

In demſelben Sommer, des Jahres 1857, während deſſen ich ſo mehr und mehr zur ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit hingedrängt wurde, blieben andererſeits mindeſtens eben ſo ſtarke Antriebe zur geſteigerten künſtleriſchen nicht aus. Den einen dankte ich einem mir ehemals befreundet geweſenen alten Kameraden aus vormärzlichen Tagen, Dr. J. Horwitz, (dem heutigen Juſtizrat, hochangeſehenen Rechtsanwalt, Parlamentarier und Berliner Stadtverordneten). Wir hatten während der Jahre 1842 und 43, viele Monate gemeinſam in unglaublichen, möbierten Zimmern gehauſt und ein ganz thörichtes, an den unentbehrlichſten Exiſtenzmitteln und an materiellen Genüſſen und Befriedigungen eben ſo armes, als an glänzenden phantaſtiſchen Träumen, romantiſch-humoriſtiſchen [illegible] idealen Freuden, geiſtigen Schwelgereien überUngemmerleben geführt. Bei ſtarker Phantaſie

Digitized by Google

und ungewöhnlichem Formtalent, einer sehr viel größeren Mitgift klaren praktischen Verstandes, als ich, mit umfassender, durchdringender Intelligenz und großer Willensenergie ausgerüstet, hatte er sich in den dazwischen liegenden Jahren weit schneller als sein einstiger Lebensgenosse, trotz noch unüberwindlich scheinender Hindernisse und Schwierigkeiten, auf wunderlichen abenteuerlichen Kreuz- und Querwegen zu einem wohlgeordneten bürgerlichen Dasein, gesicherter Lebensstellung im juristischen Beruf, und solider Tüchtigkeit in jeder Hinsicht hindurch und hinauf gearbeitet. Seine alten litterarischen und dichterischen Neigungen aber hatte er noch immer nicht abgeschworen. Damals im Sommer 1857 kam er zu mir mit dem Vorschlage, mit ihm gemeinsam ein Kinderbuch zu machen, d. h. die Illustrationen zu dem von ihm zu schreibenden Text zu zeichnen; zu einer Erzählung in Versen, in „deutschen Reimen" würde man heute sagen, „Die Reise ins Märchenland" betitelt. Die Proben, die er mir brachte, gefielen mir sehr. Die Aufgabe reizte mich schon an sich. Im Beobachten und Zeichnen nach den mir von meiner Frau geborenen Mädchen und Buben, — der fünfte Sprößling, ein schöner goldlockiger braunäugiger Junge, war gerade damals eben eingetroffen — von denen ich zu allen Stunden umgeben war, hatte ich mich zu einem nicht ungeschickten Kinderzeichner herangebildet, mich dabei auch allmählich einigermaßen von dem damals allbeherrschenden Einfluß der Ludwig Richterschen

Digitized by Google

derartigen Holzschnittzeichnungen befreit und zu einer etwas selbständigeren Auffassung und Darstellung der Szenen aus kindlichem Leben durchgerungen. Die besten kleinen Modelle voll natürlicher gesunder, blühender Kindesanmut standen mir zur Verfügung. So ergriff ich den Vorschlag mit Freuden und führte meine Aufgabe mit Liebe und Lust aus. Albert Hofmann, mein gegenüber wohnender Nachbar, der Herausgeber und Eigentümer des „Kladderadatsch", hatte die Dichtung meines Freundes mit meinen auf Holz gezeichneten Illustrationen in Verlag genommen. Leider wurden meine Holzzeichnungen abscheulich von handwerksmäßigen Xylographen verschnitten. Die in dem Horwitzschen Kinderbuch enthaltenen, zum Überfluß auch noch ganz elend kolorierten Illustrationen sind wahre Zerrbilder der Originale und haben mir die Freude an dem fertigen gemeinsamen Buch gründlich verdorben. —

Einen andern starken Antrieb zur künstlerischen Thätigkeit, ganz besonders zur holzzeichnerischen empfing ich in demselben Sommer durch die von mir gemachte Bekanntschaft und den sich daraus entspinnenden, intimeren Verkehr mit einem wunderlichen Menschen, dem Zeichner Herbert König. Er war eben aus Leipzig hierher übersiedelt. Die nach seinen Entwürfen in Holz geschnittenen Illustrationen in verschiedenen deutschen Wochenblättern, erregten damals ein gewisses Aufsehen durch ihre, der der französischen Zeichner geschickt nachempfundene Eleganz, welche man bei

Digitized by Google

der großen Mehrzahl der deutschen Illustratoren jener Zeit vergebens gesucht hätte. Seinen modernen Weiber- und Männergestalten wußte er einen Anflug von pariser Chic zu geben und seine Behandlung der Holzzeichnung, seine Bleistifttechnik war genau so eingerichtet, daß der Holzschneider möglichst wenig daran verderben konnte und der starke Effekt den ausgeführten Schnitten fast immer gesichert war. An die erstaunlichen Meisterwerke Menzelscher Holzzeichnung und ihres Schnitts mußte man dabei freilich nicht denken. Von dem heiligen Ernst des Naturstudiums und der Arbeit, von der Gleichgültigkeit gegen das, was dem großen Publikum gefällt, war bei Herbert Königs Art zu schaffen, nicht die Rede. Alles, was er unternahm und wie er es angriff und ausführte, war für die Wirkung auf den verständnislosen Verleger und das nicht eben einsichtigere, oder von schlechten Instinkten geleitete Publikum, geschickt berechnet. Dabei stachelte ihn der Ehrgeiz, es dem großen weltweisen französischen Zeichner, dem tiefsinnigen pesimistischen Humoristen, Beobachter und Schilderer der menschlichen Komödie seiner Zeit, dem Balzac des Zeichenstifts, Gavarni, gleich zu thun. Ich glaube, er ahnte wirklich nicht die ganze ungeheure Tiefe und Breite der Kluft, die ihn von diesem mächtigen umfassenden Geist und seiner Künstlerschaft trennte, wenn auch er, König unter seine Zeichnungen, in denen er Spiegelbilder aus dem modernen Leben der Gesellschaft und des Volks zu geben meinte, nach Gavarni's

Digitized by Google

Beispiel „Legenden", kurze Aussprüche oder Unterhaltungen schrieb, welche er den dargestellten Personen in den Mund legte.

H. Königs Persönlichkeit, Aussehen, Benehmen, Reden, Manieren, stimmten aufs genaueste mit seiner Kunstweise zusammen. Er hatte als Schauspieler begonnen und bewahrte Zeitlebens viel von dem typischen Wesen des Bühnenkünstlers in seinem ganzen Auftreten. Sein Gesicht mit der scharfgeschnittenen gebogenen Nase, den kleinen lebhaften stechenden Augen, den durcharbeiteten Zügen in dem knochigen beweglichen Antlitz, das sich vor der Zeit, schon im 39. Lebensjahr, „in Falten alt gelächelt" hatte; in der großen schlanken, mit gesuchter übertriebener Mode-Eleganz gekleideten Gestalt, deren Füße, um kleiner zu erscheinen, als sie waren, er immer in die engsten Lackstiefel eingezwängt trug, in jeder Bewegung der schlanken, wohlgeformten, etwas knochigen, gepflegten Hände verriet sich noch immer der einstige Schauspieler, den das heiße Verlangen nach Bühnenkünstlererfolgen auf der Scene wie im Leben, in der Gesellschaft beständig stachelte und peinigte. Sie blieben ihm bei seinen glänzenden, geselligen Talenten, besonders dem des Vortrags humoristischer Geschichten, und mancher blendenden persönlichen Eigenschaften denn auch keineswegs versagt. Verehrung und Haß, die er außerordentlich stark und lebhaft empfand, äußerten sich bei ihm in meist höchst grotesker Weise, in den ausschweifendsten,

Digitized by Google

übertriebensten Ausdrücken, denen freilich oft eine starke Dosis Selbstironie beigemischt war. Schauspieler sind im Durchschnitt von dem Laster des Neides auf berühmtere, glücklichere Kollegen am wenigsten frei. Herbert König aber widmete wenigstens einem seiner ehemaligen Kunstgenossen, Bogumil Dawison, eine glühende Bewunderung. Wenn er von ihm sprach, sein künstlerisches Wesen schilderte, die Größe seiner Meisterschaft an der Auffassung und Durchführung seiner Hauptrollen nachwies, war er ganz feurige ehrliche Begeisterung. Hoch komisch aber waren und wirkten andrerseits immer seine Ausbrüche des Hasses gegen die Männer des „Kladderadatsch", für dessen kurzlebigen Konkurrenten, das damalige Witzblatt „Schalk", König als Zeichner beschäftigt war. Er ließ seine Phantasie in grausamen Zukunftbildern schwelgen, wenn er vom frühen Ende Dohms und Wilhelm Scholz's sprach. Mit echt schauspielerischem grimmigem Pathos uud mephistopheliſchem Lachen endete er seine gegen diese beiden gerichteten Tiraden mit dem selbstgewissen triumphierenden Satz: „ich spiele noch mit ihren Knochen!" — eine Hoffnung, die ihn täuschen sollte.

Er führte übrigens ein bescheidnes stilles Familienleben mit seiner freundlichen, ihm ganz ergebenen, anmutigen, jungen Frau, einer Dame aus Leipzig, mit kurzsichtigen, sanften, grünlich-braunen Augen, weißer Haut und wunderschön geformten weißen Händen, und seinem Söhnchen Bogumil. — Es entwickelte sich zwischen uns

Digitized by Google

und diesem Paar bald ein ziemlich vertrauter Umgang. Der phantastische Humor des seltsamen Mannes wurde für mich immer wieder eine Quelle des Vergnügens. Sein eiserner Fleiß, sein praktischer Verstand, seine technische Geschicklichkeit flößten mir aufrichtigen Respekt ein. Der tiefe Gegensatz unsrer Naturen ließ es freilich nie zu einer innigern Gemeinschaft, zu einer eigentlichen Freundschaft zwischen ihm und mir kommen. In der Behandlung der Holzzeichnung lernte ich viel von ihm; wenigstens in Bezug auf die Art, wie man es anzufangen hat, dem Holzschneider seine Arbeit zu erleichtern und den Effekt am sichersten zu erreichen.

Noch eine künstlerische Persönlichkeit, aber eine von ganz anderm Schlage, die um dieselbe Zeit, im Sommer 1857 zu mir in Beziehungen trat, hat mir einen unauslöschlichen Eindruck für das ganze Leben hinterlassen. Ich hatte damals eben die Bildniszeichnung des Rechtsanwalts Lewald und seiner Gattin Frau Elisabeth, jener geistvollen, „im tiefsten sinnigen", Dame des Dunckerschen Kreises, deren ich in einem früheren Kapitel dieser Erinnerungen gedachte, vollendet, als mich ein junger Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, von hoher, vollendet schöner Gestalt und tadelloser Eleganz der ganzen Erscheinung besuchte, der mir ihre einführende, empfehlende Karte „seiner Cousine", Frau Elisabeth Lewald überreichte. Er stellte sich als der Maler Teutwart Schmitson aus Karlsruhe vor, wolle sich hier in

Digitized by Google

Berlin niederlassen und käme, mich zu fragen, ob ich ihm nicht ein gutes Atelier nachweisen könne. Sein Aussehen trug mehr das Gepräge eines vornehmen Reiteroffiziers in Zivil oder Sportsmans und Kavaliers, als eines Malers. Über den breiten Schultern erhob sich ein Kopf mit kurz geschnittnem, stark braunem Haar, mit einem Gesicht von kühn geschnittenen Formen, knochigen Wangen, breiter Stirn, ernst und scharf blickenden, von den vortretenden Stirnbogen tief beschatteten, graubräunlichen Augen, kräftig geschwungener Nase und energischem Kinn, welches die lang hängenden, üppigen aschbraunen Favoris frei ließen. Rock, Weste, Beinkleider — das fiel mir als Zeichner sofort auf, — saßen ihm so, wie man es bei uns nur sehr selten an männlichen Gestalten sieht, aber wie man es aus der Phantasie zu zeichnen pflegt, wenn man vornehme Romanhelden in bürgerlicher Modetracht darzustellen hat, und wie man immer, aber meist vergebens wünscht, daß diese Trachtstücke auf unserm eignem Leibe und Gliedern sitzen sollten. — Seine Art zu sprechen, und sich zu benehmen, jede Bewegung dieser geschmeidigen kraftvollen Gestalt und der männlich schön geformten, sorglich gepflegten aristokratischen Hände stand im vollsten Einklang mit diesem Aussehen. Ich erinnerte mich, seinen Namen bereits gehört und gelesen zu haben. Ein paar von ihm gemalte Bilder von Pferdescenen hatten in Düsseldorf im vorangegangenen Jahr bei der Künstlerschaft und dem Publikum großes Aufsehn gemacht. Von

Digitized by Google

seiner Person, seinem bisherigen Lebens- und Entwickelungsgang aber war mir auch durch Frau Lewald erst wenig bekannt geworden. —

Ich konnte ihm zwar seine Atelierfrage nicht beantworten und ihm in Bezug darauf kaum einen Rat erteilen. Aber an diesen seinen Besuch bei mir knüpfte sich doch ein, freilich ziemlich einseitiger, bis zu seinem Scheiden von Berlin im Jahr 1860 fortgesetzter, Verkehr mit Schmitson. Immer häufiger suchte ich ihn nun meinerseits in seiner Werkstatt in der Schadowstraße auf. Er duldete es gerne, daß ich ihm beim Malen zusah. Das war für mich lehrreich und fesselnd im höhern Maaß. Griff er das Malen doch so ganz anders an, als man es uns im Atelier gelehrt und als ich es von Andern gesehen hatte. Die Kraft seines künstlerischen Gedächtnisses war ohne Gleichen. Kaum habe ich ihn jemals Naturstudien für ein Bild benutzen gesehen. Das, was er malen wollte, stand ihm in seiner gesamten Erscheinung in Formen und Farbe anscheinend fertig und klar vor dem innern Auge. Die willkommne bequeme Eselsbrücke der heutigen Naturalisten, die Momentphotographie, war damals noch nicht vorhanden. Der Maler mußte das Leben *selbst* mit scharf aufmerkenden Sinnen beobachten, die Bilder alles Lebendigen, auch in den flüchtigsten Bewegungen, die sich nach der Natur schlechterdings nicht zeichnen lassen, wie schnell und sicher auch des Künstlers Hand sei, der Vorstellung fest einprägen, so

Digitized by Google

daß ſie ihm in jedem Augenblick zur Verfügung ſtanden. Dieſe Gabe hatte Schmitſon zu einer ganz ſeltenen Vollkommenheit ausgebildet. Seine Bilder von Pferdegruppen und großen Pferdeherden in der ungariſchen Pußta ſind die beſten Zeugniſſe dafür. Weder vor noch nach ihm iſt es der realiſtiſchen Kunſt gelungen, die Tiere in jeder Gangart bis zum raſenden Galopp, wie im wildeſten Übereinanderſtürzen in ſo überzeugender Wahrhaftigkeit und ſo unbedingter Richtigkeit lebendig und körperhaft im Bilde darzuſtellen, wie er es verſtand. Und wie er das hinmalte, dieſe im Schneeſturm in der Steppe ſich aneinander drängenden, gegenſeitig Schutz ſuchenden, dieſe donnernden Hufſchlags über die grüne Ebene dahinſtürmenden Pferde, dieſe ſie reitenden, bändigenden, ſie mit hochgeſchwungener Peitſche zuſammen treibenden Czikos; die Rinder am Waſſer, im Gutshofe, vor dem Bauernwagen, im Gewitterſturm, im Thauwetter auf der mit Glatteis bedeckten, von tiefen Gleiſen durchfurchten, von kahlen, reifkandierten Pappeln eingefaßten Landſtraße; dieſe ſchlichten Landſchaften, deren wunderbare Wahrheit in den Stimmungen der Luft, in den Beleuchtungswirkungen der ihnen abſichtlich gegebenen Mangel alles deſſen, was ſonſt als Reiz und Schönheit gilt, vollauf erſetzte . . . ! Jeder Nerv ſchien bei Schmitſon in leidenſchaftlicher Erregung während der Arbeit; aber trotzdem verleugnete ſich dabei in keinem Moment der elegante Kavalier. Im Zuſehn und in den Ge-

Digitized by Google

sprächen mit ihm, in dessen Geist sich die Lust am grüblerischen Denken mit der robusten künstlerischen Schöpferkraft und resoluter Handwerkstüchtigkeit so merkwürdig verschmolzen, ist mir über die Kunst der Malerei so manches ganz neue Licht aufgegangen, vor dem nicht wenige, durch den Verkehr mit meinen kunstgelehrten Freunden und das Studium deutscher kunstwissenschaftlicher Werke aufgenommene und eingewurzelte, traditionelle Schulirrtümer und verkehrte Meinungen für immer verschwinden mußten.

Aber auch als menschliche Persönlichkeit war dieser jugendliche Meister, dieser noch von keinem unsrer Modernen wieder erreichte Vorläufer des heutigen Naturalismus in der deutschen Malerei, für mich ein Gegenstand des wärmsten Interesses. Wenn er selbst auch niemals ein Bedürfnis empfand, gegen mich sein Herz auszuschütten, sondern sich stets kühl und zurückhaltend verhielt und Mitteilungen über seine Person, sein Leben, seine Verhältnisse möglichst vermied, so erfuhr ich doch aus gelegentlichen Andeutungen und aus den Erzählungen seiner Cousine allmählich so manches, was mir das ungewöhnliche Charakterbild des seltenen Mannes vervollständigte und verständlicher machte. 1830 war er zu Frankfurt a. M. geboren, der Sohn eines österreichischen Obersten und einer Tochter des bekannten protestantischen Bischofs Dräsecke in Magdeburg. In einer

Digitized by Google

geistigen Lebensluft von höchster Reinheit und Zartheit wuchs er im elterlichen Hause auf, vor jedem rauheren, kräftigeren Hauch der wirklichen Welt mit liebevoll ängstlicher Sorgfalt gehütet und bewahrt. So gewann er als Knabe schon jene vollendeten Formen und Manieren, die allein schon sein Wesen später von dem der großen Mehrheit seiner deutschen Kunstgenossen so auffällig unterschieden. Aber seine rein idealistische Erziehung konnte sein heiß leidenschaftliches Naturell nicht umwandeln, mochte es auch unter der erworbenen, glatten korrekten Außenseite verborgen bleiben. Er wählte die Baukunst als Lebensberuf. Ganz besonders der gothischen widmete er ein begeistertes Studium, dessen Früchte ich noch in genau konstruierten und bis in jedes Detail der Ausführung berechneten, riesigen Dom-Entwürfen von ihm kennen lernte. Doch schon im 22. Lebensjahre wurde er aus seiner, bisher ruhig und stetig von ihm verfolgt gewesenen, Laufbahn herausgerissen. Eine heftig ausbrechende unbändige Leidenschaft für ein Mädchen, das durch Herkunft, Erziehung, Bildung, Naturell den strikten Gegensatz zu seiner Persönlichkeit darstellte, brachte ihn in unheilbaren Konflikt mit seiner Familie, die sich der beabsichtigten verfrühten Heirat widersetzte. Schmitson wurde dadurch in seinen Entschlüssen nur noch mehr bestärkt. Er vermählte sich mit dem Gegenstande seiner Neigung. In der Hoffnung, durch die Malerei eher und reichlicher die Mittel zur selbständigen Existenz, zur Erhaltung eines

Digitized by Google

Hausstandes erwerben zu können, begann er ohne Lehrer und Unterricht, das Studium dieser bisher nie von ihm geübten Kunst. Nach zwei Jahren unabläſſiger Arbeit in tiefer Einſamkeit, abgeſchloſſen von jedem Verkehr mit Menſchen hatte er ſich die Fähigkeit und die genügende Herrſchaft über die Technik der Malerei erobert, um mit ſeinem erſten Bilde hervorzutreten. Die Motive gaben ihm ſeine Erinnerungen an Scenen, die er auf wilden Fahrten und Ritten mit öſterreichiſchen Offizieren durch Ungarn auf den großen Pferdeweiden beobachtet hatte. Von Düſſeldorf, wo er das Bild malte, und mit größtem Erfolg ausſtellte, war er nach Karlsruhe überſiedelt. Hier erfuhr er ſchmerzliche Rückſchläge. Ein andres Gemälde, auf welches er große Hoffnungen geſetzt hatte, fand ſeitens der verſtändnisloſen damaligen Kritik und vieler Kunſtgenoſſen eine ganz entgegengeſetzte Aufnahme. Der Eindruck dieſer Enttäuſchung auf Schmitſon war ſo ſtark geweſen, daß er das große Bild in einer Aufwallung wilden Grimmes ſelbſt vernichtet hatte. —

Die ſo heiß erſtrebte, allen Hinderniſſen zum Trotz geſchloſſenen junge Ehe hatte ſeine Hoffnungen bald eben ſo getäuſcht. Nach wenigen Jahren erkannte er ſeinen Irrtum in furchtbarer Klarheit. Er fühlte die unabweisbare Notwendigkeit einer Trennung, wenn er nicht geiſtig zu Grunde gehen, ſich nicht frühzeitig aufreiben wollte. Den einmal gefaßten Entſchluß machte er raſch zur That.

Digitized by Google

So war er allein nach Berlin gekommen, um hier, durch keine häuslichen Wirrungen mehr gestört, seiner Kunst zu leben. Eins aber hatte er nicht in sich ausrotten können: die Liebe zu seinen Kindern. Die Sehnsucht nach ihnen zehrte hier an seinem Herzen, ließ ihn zu keiner Ruhe gelangen und hat ihn einige Jahre später zu der That ihrer Entführung aus dem mütterlichen Hause getrieben. —

In Berlin hatte er sich bald genug durch eine hier von ihm ausgestellte eminente malerische Schöpfung, „Ungarische Pferdeherde in der Pußta durch Czikos zusammengetrieben", und durch ein hier gemaltes Bild, „Bauernvorspann", die ihm gebührende Stellung in der hiesigen Künstlerschaft erobert. Der mächtige Realismus, die packende Wahrheit in der Schilderung der Winterluft, der Landschaft, des Glatteises, des Rindergespannes vor dem mit einem gefällten Baumstamm aus dem nahen Fichtenwalde belasteten Gefährt, der antreibenden bäuerlichen Fuhrleute, ließen das letztgenannte Werk von den Malern wie eine neue künstlerische Offenbarung bewundert werden. Das von Schmitson über alle verehrte geistige Haupt dieser Künstlerschaft, Adolf Menzel, ging seinerseits in der Erkenntnis und Schätzung der ganzen Bedeutung des jungen Malers allen voran. Das große Ausstellungspublikum freilich stand dieser neuen Erscheinung meist nur befremdet gegenüber. Die Kunstkritik gar wurde nicht müde, ihm „am Zeuge zu flicken", und an jedem Bilde

Digitized by Google

von neuem zu beweisen, daß dieser Maler ein sehr verwerfliches Beispiel der Stillosigkeit, der unvergeistigten Naturnachbildung und des Kultus des Häßlichen gäbe, welches er an die Stelle des Schönen auf den Altar erheben wolle.

Dies herrliche Talent ist bekanntlich nur wie ein strahlendes Meteor aufgestiegen, um nach kurzer glänzender Laufbahn von der ewigen Nacht verschlungen zu werden. Von einer kurzen italienischen Reise 1860 zurückgekehrt, übersiedelte er mit seinen Kindern nach Wien, wo er Anerkennung und lohnende Erfolge in Fülle fand, aber bereits nach zwei Jahren der Brightschen Krankheit erlag. Mir blieb er jederzeit als eine der eigentümlichsten und imponierendsten künstlerischen Persönlichkeiten, mit denen mich das Leben zusammengebracht hat, in der Erinnerung. Ich empfinde noch immer eine besondere Genugthuung darüber, daß mir die Möglichkeit geboten gewesen ist, noch während seiner Berliner Zeit (seit 1858) öffentlich mit der Feder für ihn einzutreten und wenn auch meist erfolglos darum bemüht gewesen zu sein, dem gebildeten Publikum die Erkenntnis der ganzen Größe dieses merkwürdigen Meisters und seiner Bedeutung für die Entwicklung der neuern deutschen Kunst zu erschließen.

Meine sommerlichen Ausflüge erhielten in jenen beiden Jahren 1856 und 1857 eine kurz zuvor kaum noch erhofft gewesene Ausdehnung. Bis dahin war das äußerste

Digitized by Google

Ziel desselben das schöne Potsdam gewesen. Trotzdem ich bereits fünfzehn Jahre in Berlin gelebt hatte, war die Potsdamer Landschaft mir doch erst seit dem Mai 1856, mittelbar durch die Freundschaft mit Th. Storm, in ihrer ganzen mannigfachen Anmut und Herrlichkeit bekannt und ich erst wahrhaft vertraut mit ihr geworden. Dankte ich Storm doch die Bekanntschaft mit dem ihm liebsten, nächststehenden, befreundetsten Einwohner dieser Residenz, seinem juristischen Kollegen, einem Mann von reichem umfassendem Geist, erquickendem Humor, von anscheinend schroffem Charakter und herbem knorrigem Wesen, das sein warmes, gütiges Herz und seine feinfühlige, starke, innige Natur- und Kunstliebe doch nur sehr durchsichtig zu verbergen vermochte, dem Justizrat Schnee. Früher schon verwitwet, lebte er mit seiner Tochter und seinem Sohn Hermann, der heute ein geschätzter Landschaftsmaler ist, und dessen schönes Talent sich damals in den Zeichnungen des Knaben eben zu äußern begann.

Der Justizrat lag mit seinem teuren Storm, an dem er mit ganzer Seele hing, immer im Streit über die Schönheit der Landschaft Potsdams. Jener, ein naher Verwandter der großen potsdamer Hofgärtnerfamilien, der Sellos und Fintelmanns, war ein feuriger Bewunderer dieser Landschaft, sowohl der künstlerisch veredelten in den königlichen und prinzlichen Parks, wie der naturwüchserigen die sich weit nach allen Richtungen hin, rings um die Stadt ausbreitet. Mit ihren, der Menge der Potsdamfahrer unbe-

Digitized by Google

kannten, intimſten Reizen war er genau vertraut. Stolz auf ſeine Vaterſtadt und ihre Schönheiten, gewährte es ihm die größte Freude, wenn er einen mitfühlenden, verſtändnisvollen Menſchen fand, den er in ſeinem weiten grünen Reich umherführen und bei dem er ſicher ſein konnte, die eigene Begeiſterung für das, was ihn darin entzückte, geteilt zu ſehen. Th. Storm aber hatte ſich nie dazu bekehren laſſen. Für ihn gab es immer nur eine Landſchaft, der ſeine Liebe galt, die zu ihm mit vertrauten Stimmen ſprach: die ſeiner ſchleswig-holſteiniſchen Heimat. Die Potsdamer Natur ſchien ihm gleichſam infiziert von dem ihm in tiefſter Seele antipathiſchen, preußiſchen „Hof-, Garde- und Lakaiengeiſt," den ihm alles in dem preußiſchen Verſailles, die Bäume und Steine wie die Menſchen, zu atmen ſchien. Nichts anderes wollte er in dieſer Landſchaft von oft ſo idealer, klaſſiſcher Anmut ſehen, als — mit Asmus zu reden —: „Puren, puren Schneiderſcherz trägt der Schere Spur, nichts vom großen vollen Herz der tönenden Natur." —

Deſto vollkommeneres Verſtändnis und Mitempfinden fand der Juſtizrat bei mir und meiner Frau für all dieſe Schönheit. Und da er ein echter „Kinderlieb" war, ſo bereitete es ihm noch ein geſteigertes Vergnügen, wenn er uns mit der ganzen, friſchblühenden, kleinen Geſellſchaft bei ſich zu Gaſt empfangen und, ſei es im Ruderboot, ſei es auf langen Wanderungen zu Fuß auf ſeinen, von denen des großen Beſucherſtroms meiſt weit abliegenden,

Digitized by Google

Lieblingspfaden zu allen, von ihm besonders geschätzten, weniger bekannten, Zielen in Potsdams Umgebung führen konnte. Manche unvergeßliche schön erfüllte Frühlings- und Sommertage danken wir dem nun längst verstorbenen, trefflichen Freunde, der damit auch seine eigene Liebe für jene Haveluferlandschaften in voller Stärke auf mich übertragen hat. Mag ich seitdem auch alle mit Recht gepriesensten großartigsten und schönheitreichsten landschaftlichen Schöpfungswunder in allen Ländern Europas und Nordafrikas geschaut haben und vertraut mit ihnen geworden sein, diese potsdamer Umgebungen wollen mir dennoch immer genau so anmutvoll wie damals erscheinen. Nie hat sich dieser Eindruck abgestumpft; stets blieb er der gleiche bei jedem Wiedersehen, nach jeder Rückkehr auch aus den schönsten Fernen.

Von jenen ersteren weiteren Ausflügen im Sommer und Herbst der Jahre 1856 und 1857 war der eine nach Zerbst und Dessau, der andere nach Rheine und Münster in Westphalen gerichtet. Der ins Anhaltische war durch den Auftrag jenes, nach Nordamerika durch die Stürme der Revolution verschlagenen, alten Freundes veranlaßt worden, dessen ich im ersten Abschnitt dieser Erinnerungen gedachte. Als letzter „Kriegsminister" der provisorischen Regierung des Großherzogtums Baden, das sich 1849 für die Reichsverfassung erhoben hatte, war er — der ehemalige köthener Abgeordnete in der berühmten dessauer Constituante — bei der Übergabe Rastatts gefangen ge-

Digitized by Google

nommen, hatte aber das gute Glück gehabt, sein Todesurteil in das auf Verbannung lautende verwandelt zu sehen, und sich dann drüben Wohlstand und Unabhängigkeit zu erringen. Er wünschte von mir die Bildnisse seiner in der Heimat Zerbst und Dessau lebenden Angehörigen, seiner Mutter, seiner beiden Brüder, seines Schwagers, seiner Schwester und ihrer vier Söhne gezeichnet zu haben. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Freude mich der, noch dazu gut honorierte, Auftrag erfüllte und wie gern ich ihn ausführte. Diese Freude wurde noch durch die Aussicht verdoppelt, mehrere Wochen in den Häusern werter Menschen verleben zu können, bei denen ich in früheren, vormärzlichen Zeiten und im „tollen Jahr" selbst viel heitere, glückliche Tage genossen hatte. Auch durch die Aussicht auf das Widersehen und Zusammensein mit den dort noch zurückgebliebenen Resten jenes merkwürdigen Kreises von geistvollen Männern, welche zehn bis zwölf Jahre zuvor in genialisch tollem Übermut sich darin gefielen, in Köthen gleichsam die „Welt auf den Kopf zu stellen," als Filiale der berliner „Freien" deren verwegenste Prinzipien nicht nur theoretisch noch zu überbieten, sondern auch praktisch in ihrem eigenen Leben und Treiben zu verwirklichen. Dieses interessante und heute sicher nur noch sehr wenigen bekannte Kapitel aus der vormärzlichen deutschen Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, betitelt die „Kellergesellschaft zu Köthen" mit allem was drum und dran hängt, verdiente wohl einmal,

Digitized by Google

treu und eingehend geschrieben zu werden. Meine Freunde Dr. E. Sander in S. Louis, Dr. Behr, in San Francisco und ich wären, glaube ich, die einzigen, die es nach eigener Anschauung und aus eigener Erinnerung noch vermöchten. Aber es wird sicher ebenso wenig durch jene wie durch mich geschehen.

Die große Sturmflut der Reaktionsperiode hatte inzwischen stark unter dieser Gesellschaft aufgeräumt. Die wenigen, zu ihr Gehörigen, welche diese Stürme in Köthen und Dessau überdauert hatten, fand ich als wesentlich veränderte Menschen in angenehmer gesicherter Stellung wieder. Aber nicht ungern erweckten sie mit mir die Erinnerung an die alten wilden Zeiten und legten während der Stunden unseres Zusammenseins diesen „neuen Menschen" hübsch beiseite, wobei denn der alte Adam oft genug in ziemlich unverwandelter Gestalt zum Vorschein kam.

Damals, wie im September und Oktober des folgenden Jahres, als ich der Einladung meines in Rheine wohnhaften älteren Bruders, des Baumeisters, der sich eben damals mit einer liebenswürdigen Eingeborenen verheiratet hatte, in das anmutige Westfalen, in das so vielfach an holländische Lebensarten und Einrichtungen erinnernde interessante Emsstädtchen und das Münsterland folgte, hatte ich immer den dringenden Wunsch, das mannigfach Anregende, Ansprechende, Eigentümliche, für mich Neue und Fesselnde, was ich dort sah, beobachtete, er-

Digitized by Google

lebte, niederzuſchreiben und zu ſchildern. Jene Luſt, die ich ſpäter in meinen eigenen vierziger, fünfziger und ſechsziger Jahren berufs- und pflichtgemäß ſo aus dem Vollen befriedigen durfte, der ſtarke Trieb des Reiſeſchriftſtellers, regte ſich, wie ich ſehr wohl ſpürte, bereits zu jener Zeit mächtig in mir. Aber wer verlangte damals danach! Wer hätte ſolche Schilderungen von mir veröffentlicht?! So hatten die Regungen dieſes Triebes keine andere praktiſche Folge als die, die Briefe an meine daheim gebliebene Frau zu völlig maßloſem Umfange anſchwellen zu laſſen.

Auf der Heimfahrt von dieſer weſtfäliſchen Reiſe, im Bahnhof zu Magdeburg am 23. oder 24. Oktober verbreitete ſich unter den im Zuge Mitfahrenden plötzlich das Gerücht vom Ausbruch des Gehirnleidens bei dem Könige und von der Ernennung des Prinzen Wilhelm zu ſeinem Stellvertreter. Man flüſterte es ſich nur leiſe, noch mit einer gewiſſen bänglichen Scheu, mit der nicht unbegründeten Beſorgnis, zu, von irgend einem Kupeenachbarn möglicherweiſe als Majeſtätsbeleidiger denunziert zu werden. Das natürliche Mitgefühl mit dem furchtbaren, dem tragiſchen Geſchick, von dem dieſer geiſtreichſte Monarch ergriffen worden war, empfand wohl Jeder in voller Stärke. Aber es konnte das Gefühl einer gewiſſen Befreiung von einem beklemmenden Druck nicht verhindern, der ſeit Jahren auf dem ganzen Vaterlande,

Digitized by Google

oder doch auf jedem nicht zur Partei der Preußenvereine gehörigen Preußen, gelastet hatte. —

Unser liebes Daheim auf dem Karlsbade erfuhr in jenem Herbst 1857 einen leider nicht abzuwehrenden ganz abscheulichen Eingriff in seine eigenartige Schönheit und Traulichkeit. Der alte Baumeister, Professor Stier war 1856, einige Monate nach unserem Einzug gestorben. Nicht lange darauf war seine „Burg", die er sich zur Wohnung erbaut gehabt hatte, und der waldartige Park, der sie rings umgab, verkauft und der Käufer ging nur zu bald daran, reinen Tisch mit Haus und Bäumen zu machen und das ausgedehnte „Grundstück in bester Gegend" nach Möglichkeit auszunutzen. Mit Schmerz und Entsetzen sahen wir die Axt an die prachtvollen alten Bäume legen und die Spitzhacken der Demolierer auf die Mauern der Stierburg losarbeiten. Dahin waren die Kastanien-, Akazien-, Nußbaum- und Lindenwipfel, die sich bisher vor dem Fenster unseres östlichen Giebels gewiegt, das Zimmer darin im Mai und Juni mit Blütenduft durchströmt, es in goldig grüne Dämmerung getaucht, und den Finken, Amseln, Nachtigallen, Pirolen zur sommerlichen grünen Wohnung gedient hatten. Der Gräuel der Verwüstung dort gewährte einen so widerwärtigen jammervollen Anblick, daß wir es kaum noch als eine stärkere Unbill und Unannehmlichkeit empfanden, als schließlich die höher und höher anwachsende Brandmauer des sich dicht an unsere Ostseite legenden Neubaues der

Digitized by Google

dort errichteten Mietskaserne das ganze Fenster zudeckte. Von da ab datiert der Beginn der bis zu diesem Tage fortgesetzten traurigen Zerstörung des ursprünglichen Charakters dieser einst so unvergleichlich reizenden Straße Berlins, von dem heute kaum noch ein Schatten, kaum hier und da noch eine schwache Spur geblieben ist. —

Digitized by Google

XVII.

Noch vor seinem Schluß bereicherte dies Jahr 1857 den Kreis meiner Bekanntschaften um eine besonders merkwürdige, um die eines der geistig bedeutendsten und in jeder Hinsicht hervorragendsten jüngeren Männer unter allen, denen ich bis dahin näher getreten war. An einem Spätherbstnachmittage, nach längerer Abwesenheit auf jener westfälischen Reise nach Berlin zurückgekehrt, besuchte ich Frau Lina Duncker. Ich fand sie in dem schmalen, einfenstrigen Kabinet neben dem großen Mittelsaal, wo sie gewöhnlich ihren Besuch empfing. Sie saß, aufmerksam und gefesselt der Vorlesung zuhörend, welche ihr ein junger Mann von etwa 30—32 Jahren aus der Griesschen Übersetzung des „Rasenden Roland" hielt.

Des Vorlesers Scheitel wurde von kurzem, krausem dichtem, bürstenartig aufstehendem, dunkelblondem Haar bedeckt. Unter der hohen, prachtvoll gemeißelten, buckelreichen Stirn blickten ein Paar große, hellgraublaue Augen

Digitized by Google

mit kaltem faszinierendem Glanz hervor. Die unverkennbar auf semitischen Rassenursprung deutende Nase, war dennoch nicht übertrieben gebogen, ihr Rücken fein geschnitten, die geblähten Nüstern schienen immer wie von schnaufendem Atmen bewegt. Ein dünnes, blondes Schnurrbärtchen beschattete die Oberlippe des schön gezeichneten Mundes. Ein wie die Wangen glatt rasiertes mächtiges Kinn schloß dies farblos blasse Antlitz nach unten hinab, aus dem unverkennbar hohe Intelligenz und gewaltige trotzige Energie, Willens- und Thatkraft sprachen. Der so gestaltete Kopf saß auf langem Halse, — gleich jenem auf den Vansen an Egmont hinweist, — über den ziemlich schmalen Schultern der schlanken Gestalt. Die Hausherrin stellte uns einander vor; Herr Maler P. — Dr. Ferdinand Lassalle.

Das also war er, der Vielgenannte, Gehaßte, Gefürchtete, der Revolutionär von Düsseldorf, der „Kassettendieb" von Köln . . . Dieser Titel haftete ihm an und ließ sich wie ein Brandmal nicht mehr abstreifen, wie wenig er auch in Wahrheit verdient und motiviert sein mochte. Die Mythen bildende Phantasie des Volkes und die mit Bewußtsein geübte Verläumdung der „gebildeten" Feinde wirkten auch in diesem Falle zusammen und entwickelten eine Macht, gegen welche, wie es stets geschehen ist und geschehen wird, die der Wahrheit nicht aufzukommen vermochte. Gerichtlich erwiesen war es in dem dreifachen Prozeß gegen Lassalle und seine beiden, ihm auf Tod und Leben ergebenen Freunde Oppenheim

Digitized by Google

und Mendelssohn, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, diesen einen Auftrag zur Entwendung der Kassette der Frau v. Meyendorf zu erteilen, daß er ihnen nur die Beobachtung dieser Dame anempfohlen hatte, um, wenn möglich, das Faktum zu konstatieren, daß letztere wirklich im Besitz des Schenkungsdokuments des Grafen Hatzfeld sei, dessen Nachweis für Lassalle, da er den gerichtlichen Kampf für die Gräfin gegen ihren Gatten einmal mit der ganzen Energie seines Wesens aufgenommen hatte, von der höchsten ausschlaggebenden Wichtigkeit sein mußte. In ihrem Übereifer hatten die beiden Mitstreiter Lassalles im Bahnhofe zu Köln einige Minuten vor der Abreise jener Freundin des Grafen in einer eleganten Kassette, welche sie oder die Kammerjungfer trug, den Behälter für dies Dokument sehen zu müssen geglaubt. Als letzterer für einige Augenblicke von seiner Trägerin zur Seite gestellt worden war, ergriffen die beiden die Kassette und jagten mit dem Raube in ihr Hotel. Bei der Öffnung fanden sie statt des erwarteten Inhalts — einen falschen Zopf und einige Kämme der Besitzerin! In dem berühmten Kassetten-Diebstahlsprozeß gegen Lassalle und Konsorten vor den Kölner Assisen erkämpfte er, wie der eine seiner Genossen, ihre volle Freisprechung. Der andere, gegen den in Königsberg noch nach altländischen geheimem und schriftlichem Verfahren prozessiert wurde, hatte diese Teilnahme an der gleichen Handlung mit mehrjährigem Gefängnisse zu büßen und sein Leben blieb zer-

Digitized by Google

ſtört. Er ſoll ſpäter in türkiſche Dienſte getreten und da zu Grunde gegangen ſein. Laſſalle hatte den Krieg gegen den Grafen als treuer, tapferer, zäh ausdauernder Ritter der von ihm geehrten Dame, in welcher er das Opfer ehelicher Tyrannerei, ariſtokratiſcher Brutalität, Perfidie, Intrigue und Verräterei zu ſehen meinte, unentmutigt fortgeſetzt. Seine agitatoriſche und revolutionäre Wirkſamkeit in den Rheinlanden in den Jahren 1848 und 1849, die ihn in ein gefährliches Netz von politiſchen Prozeſſen verſtrickt, für einige Zeit auch in den Kerker gebracht, ihm andererſeits aber zu glänzenden Triumphen ſeiner forenſiſchen Beredſamkeit, ſeines Scharfſinnes ſeines revolutionären Pathos und ſomit zu der vollſtändigſten Befriedigung ſeiner Eitelkeit verholfen hatte, unterbrach wohl dieſen Krieg für einige Zeit; aber mit erneuter Kraft war er nach dem Ablauf dieſer Epiſode von Laſſalle wieder aufgenommen worden. Allen Hinderniſſen, allen gegen ihn aufgebotenen vereinigten Kräften zum Trotz hatte er ihn in zehnjähriger Dauer ſiegreich durchgefochten, der Gräfin ihr Recht und den bedrohten Beſitz ihres Vermögens erſtritten. Er hatte Grund genug zum ſtark erhobenen Selbſtgefühl und Vertrauen in die Kraft ſeines Geiſtes, ſeines Scharfſinnes, ſeines Wiſſens, ſeiner Leidenſchaft und ſeines ehernen Willens erhalten. Nun trieb es ihn, die Befriedigung ſeines glühenden Ehrgeizes endlich auch wieder auf ganz anderen Gebieten zu ſuchen, als denen, auf welchen

Digitized by Google

er bisher seine reichsten Lorbern erkämpft gehabt hatte. Auf einer Reise nach Ägypten hatte er die Erfrischung gefunden, deren er dringend dazu bedurfte. Durch eine große philosophische Arbeit: Die „Philosophie des Heraklitos des Dunkeln" (die er aus den spärlichen erhalten gebliebenen Fragmenten der Werke und Reden dieses althellenischen Denkers zu konstruieren unternahm,) trachtete er, der von den offiziellen gelehrten Größen meist vornehm abweisend scheu und widerwillig angesehene und behandelte „Abenteurer und Kassendieb" sich mit einem Schlage den Ersten unter den Leuchten der Philosophie seiner Tage gleichzustellen. So hatte er sich vom Rhein nach Berlin gewendet, um sich hier für die nächste Zeit niederzulassen und einen neuen Boden, einen festen Stützpunkt in der hiesigen Welt und Gesellschaft zu finden, um von diesem aus, wie er schon damals hoffte und träumte, einst die Gesellschaft selbst aus ihren Angeln heben zu können. Kaum aber war er in Berlin eingerückt, als ihn ein Ausweisungsbefehl des Polizeipräsidiums traf. Der rheinische Rebell sollte in der Hauptstadt keine Stätte finden, wo er sein Haupt niederlegen könne. Aber wenn er viele und mächtige Feinde hatte, so fehlte es ihm auch andererseits doch nicht an mächtigen Freunden, die für den von jenen Befehdeten und mit ihrem Haß Beehrten nötigenfalls eintraten, und das ganze Gewicht ihres Namens und ihrer Bedeutung für ihn in die Wagschale warfen. Als ein solcher Freund erwies sich ihm damals Alexander

Digitized by Google

von Humboldt. An ihn, dem Laſſalle von Paris her bekannt war, und der die Tiefe, den Reichtum und den Glanz dieſes Geiſtes ſehr wohl zu würdigen wußte, wandte ſich der mit Ausweiſung bedrohte mit der Bitte, durch ſeine Vermittlung dies Loos von ihm abwenden zu helfen. Und nicht vergebens. In gewohnter Hilfsbereitſchaft trat Humbold für Laſſalle ein. Er ſchrieb zu deſſen Gunſten an den Prinzen von Preußen, der damals eben die Regentſchaft für den erkrankten königlichen Bruder übernommen hatte, einen Brief, der eins der ſchönſten Zeugniſſe der freien hochherzigen Geſinnung des großen Gelehrten und des ſtolzen Mutes bildet, mit welchem er bei dem Mächtigſten und Höchſten im Staat für die Achtung vor der Würde der Wiſſenſchaft und für die Gerechtigkeit gegen einen ſo begabten, ernſten und begeiſterten Diener und Prieſter derſelben, wie ſeinen Schützling Laſſalle, plädierte. Dies für letzteren wie für den Verfaſſer und Abſender gleich ehrenvolle, Schreiben verfehlte ſeine Wirkung nicht. Laſſalle blieb fortan unbehelligt in Berlin, konnte ſich, durch nichts behindert, ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten hingeben und ſein Leben auf ſeine Art führen. Dieſe aber war originell und ungewöhnlich genug.

Gleich bei jener erſten Begegnung im ſchmalen Kabinet der gemeinſamen Freundin zog er mich an und feſſelte er mich durch ſeine Erſcheinung, wie durch das Freie und Kühne in ſeinem Weſen und Benehmen. Vorurteile,

19*

Digitized by Google

welche gegen neue Persönlichkeiten durch üble Nachrede, durch verleumderisches Geklätsch der Biedermänner bei der Mehrheit der Menschen so leicht erweckt werden, kannte ich so wenig als die Hausherrin. Vor der Wirklichkeit, vor der Person dieses Mannes, wie er mir hier gegenübertrat, verschwand all das Gerede über ihn und das ganze Zerrbild, das die trefflichen Tugendwächter von ihm entworfen und verbreitet hatten, in Nichts. Daß ich ihm ein auch nur annähernd ähnliches Interesse für mich einflößen könnte, wie er mir für ihn, — ich war nicht eitel genug, um mir das auch nur für einen Augenblick einzubilden. Der größte Gegensatz bestand zwischen seiner und meiner Lebensstellung, seinem und meinem Naturell, seinen und meinen Anschauungen von der Kunst, der Dichtung, der Natur und Geschichte. Aber trotzdem entwickelte sich bald genug ein freundlicher und mir sehr werter Verkehr zwischen uns. Die Sprache, die Lassalle redete, war mir ja bekannt und vertraut genug, wenn sie mir auch wie aus einer längst versunkenen Welt erklang. Sehr merkwürdig und schwer verständlich erschien es mir, daß die furchtbare, vernichtende praktische Kritik, welche doch die von uns Allen mit erlebte Weltgeschichte von 1849—57 an den Ideen von 1848 geübt hatte, auf ihn ganz ohne Eindruck geblieben war und seinen Glauben durchaus unerschüttert gelassen hatte. Er schien immer noch auf die Wahrheit der revolutionären Legende zu schwören. Die Gestalten der Väter, blutigen Propheten

Digitized by Google

und Werkzeuge der großen französischen Revolution, lebten in seiner Anschauung noch immer in der Form jener dichterischen erhaben-schrecklichen Phantasiegeschöpfe, die Lamartine in seiner „Geschichte der Girondins“ gezeichnet und für treue lebendige Bildnisse ausgegeben hatte, während sie kaum einen Zug von wirklichen lebensfähigen Menschen haben. Von der Wiederkehr solcher Naturen und von der Aktion der von ihnen geführten und elektrisierten Volksmassen erwartete er die Wiedergeburt Deutschlands und Europas! Bei all seiner durchdringenden praktischen Klugheit, von der er in seinen Kämpfen für die Gräfin Hatzfeld so glänzende Proben gegeben hatte, wurzelte sein Denken doch zu tief und fest im Boden der Hegelschen Philosophie, als daß er einer realistischen Anschauung und Auffassung der Geschichte, ihrer Vorgänge und Persönlichkeiten fähig gewesen wäre. Für die Natur fehlte ihm jeder Sinn. Offen gestand er mir, sie und die Wissenschaft von ihr interessiere ihn nicht im Mindesten, hätte gar keine Bedeutung für ihn. Ihm war das Wort aus der Seele gesprochen: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Schillers Gedankenpoesie stand in seiner Schätzung wolkenhoch über Shakespeares und Goethes auf dem festen Grunde der Natur und Menschlichkeit basierender Dichtung.

Wenn er übrigens in seiner eigenen Person, seinen Sitten und seiner Lebensführung dem Vorbilde eines jener „Großen“ von 1792, 93 und 94 nachzueifern

Digitized by Google

trachtete, so waren es keineswegs der „tugendhafte" bedürfnislose Robespierre, der strenge puritanische Saint-Just, oder der mit Schmutz und Blut besudelte Marat, — wie sehr Lassalle sich auch an dem hohlen, tönenden Bombaß des Freiligrathschen Gedichtes, das diesen widerlichen Gräuelmenschen in so süßlicher, verlogener Weise verherrlicht, begeistern mochte, und mit wie selbstgefälliger Wonne er dasselbe auch vorzutragen liebte. Mit dem Ruhm des Philosophen, des Mannes von allumfassendem Wissen, des künftigen Volksführers in der neuen roten Revolution, und Diktators in der sozialdemokratischen Republik der Zukunft, ja auch des dramatischen Dichters, wollte er den des modernen Alcibiades, des Berückers aller Frauenherzen, des Freundes geistreicher Aristokraten, des glänzenden Lebenskünstlers im großen Stil verbinden. —

Er bewohnte bis zum April 1859 die Parterrewohnung in dem Nr. 20 schräg gegenüber liegenden Hause in der Potsdamer Straße an der östlichen Ecke der damals erst wenige Jahre zuvor durchgebrochenen Eichhornstraße. Trophäen von orientalischen Waffen, die französischen Kupferstiche der Bilder aller Hauptscenen der großen Revolution, nicht wenige, gut ausgewählte Fragmente antiker Marmorarbeiten, die er in Italien und Paris erworben hatte, und einige Gipsabgüsse bildeten die Elemente der künstlerischen Dekoration seiner Räume. Der eine derselben enthielt die für einen Privatmann außerordentlich vielumfassende Bibliothek. Die Dekorations-

Digitized by Google

stücke freilich, ohne welche wir uns heute eine luxuriös eingerichtete Wohnung kaum mehr denken können: orientalische Teppiche, farbenreiche Vorhangstoffe, entsprechende Wandbekleidungen und Möbelbezüge von prächtig und harmonisch gestimmter Tonkombination und Mustern, fehlten dieser Wohnung eben so wie damals jeder anderen, auch unserer Reichsten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme weniger Künstler. Ich entsinne mich noch sehr genau des Abends oder vielmehr der Nacht, im Spätherbst 1857, als ich dies Heim Lassalles zum ersten Male betrat. Wir hatten drüben im Hause Nr. 20 bis weit über Mitternacht hinaus in angeregtester Unterhaltung zugebracht. Als wir Letzten, Lassalle, Julius Frese, Herbert König und ich uns gegen 2 Uhr endlich verabschiedet hatten, lud jener uns ein, noch mit zu ihm herüber zu kommen, um das Gespräch fortzusetzen. Der Diener erwartete seinen Herren. Die Gaskronen und Kerzen brannten im Salon und Speisesaal. Die Kohlen glühten im Kamin. „Welche Sorten wünschen Sie?" fragte Lassalle, als wir uns bei ihm niedergelassen hatten. Wir machten die Probe. Aber er und sein Keller bestanden sie vortrefflich, und der Geist der gewünschten Sorten wie der unseres Wirtes hielten uns bis zur Morgendämmerung bei ihm festgebannt. Noch höre ich beim Heimgehen Herbert Königs enthusiastische Ausrufe des Staunens: „Aber das ist ja ein Mensch aus einem Hackländerschen Roman! Gibt es denn so etwas in unserem philiströsen Berlin?"

Digitized by Google

In dem Speisesaal dieser seiner ersten Wohnung versammelte Lassalle bereits in jenem Winter von 57—58 an manchen Abenden zum späten Diner oder Souper eine ziemlich große Versammlung von Persönlichkeiten, die unter sich sehr verschieden nach Beruf, Stellung, selbst politischen Anschauungen und Standpunkten, Alter, Charakteren, doch das Gemeinsame hatten, daß sie durch geistige Eigenschaften, Talente, Bildung, Leistungen, Lebensschicksale über das Durchschnittsniveau der Menge hervorragten. Dieser Kreis erweiterte sich später mehr und mehr, nahm auch Frauen in größerer Zahl als zu Beginn in sich auf. In dem Salon und Speisesaal der 1859 von Lassale bezogenen glänzenden Wohnung im Erdgeschoß des Hauses Bellevuestraße 13 vereinigte sich oft eine noch merkwürdigere, noch seltsamer gemischte und noch lebhafter und feuriger angeregte Gesellschaft als vordem dort in der Potsdamerstraße. Unter den Besuchern und Freunden Lassalles, denen ich hier wie dort begegnet bin, waren nicht wenige Männer, deren Namen aus der Geschichte der deutschen Politik, Wissenschaft, Kunst, des gesamten deutschen Geisteslebens nicht verschwinden werden. Da sah ich den damals bald dreiundsiebzigjährigen vielgenannten schöngeistigen Diplomaten und Geschichtsschreiber, den verwittweten Gatten Rahels, Varnhagen von Ense, dessen ganze Erscheinung, Sprache, Manieren noch immer wie vom Duft der Zeit des Wiener Congresses umweht waren; eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung und

Digitized by Google

jugendlicher Biegsamkeit, das bartlose Gesicht von etwas weichlichen Formen und Zügen, von selten abgelegter verbindlicher Freundlichkeit des Ausdrucks, das Haupt noch mit vollem silberweißem Haar geschmückt; in seiner dem greisen Goethe nachgebildeten Ruhe, heitern Gelassenheit und milden ironischen Schalkhaftigkeit, es nie und keinem außer seinem Freunde A. v. Humboldt verratend, welcher bissige Grimm und Haß gegen die damals in Preußen und Deutschland herrschenden Mächte und Persönlichkeiten in seinem verschwiegenen Busen kochte und sich in Tagebuchergüssen, wie in fast täglichen Billets an jenen, Luft machte, während er auch gegen die Regierenden anscheinend ganz Ergebenheit war, lächelte und lächelte... Ein vollendeter Künstler der Causerie, des „geistreichen" Geplauders, zu dem ihm ein enormer Schatz angesammelter Erinnerungen und Kenntnisse den reichsten Stoff bot. Varnhagens Nichte, Fräulein Ludmilla Assing, die Leiterin seines Hauswesens, die Seele des berühmten Salons in der Mauerstraße, deren, ob auch längst nicht mehr jugendliches, Mädchenherz von einer tiefen, rasch wachsenden, nicht zu bergenden leidenschaftlichen Neigung für Lassalle ergriffen worden war, welche die eben so geistvolle und hochgebildete als reizarme Dame zu den bedenklichsten, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringenden, phantastischen Toiletten-Extravaganzen veranlaßte. Da erschien Hofrat Dr. Friedrich Förster, der sogenannte „Hofdemagoge" und der Busenfreund und Waffengefährte Theodor Körners,

Digitized by Google

Besitzer der schönsten und kostbarsten künstlerischen Reliquien aus dessen und seiner Familie Nachlaß. Sechs Jahre jünger als Varnhagen, von hohem noch immer auffällig schönem Wuchs, mit schön und kühn geschnittenem blauäugigem, mit wohl gepflegtem kleinem Schnurrbart und Backenbart geschmücktem, Gesicht, das übrigens ein Blender war und den Glauben an das Vorhandensein von Charaktereigenschaften erweckte, die Förster ziemlich fern lagen; mit vollem silbergrauem, altmodisch schwungvoll frisiertem Haupthaar. Die beiden großen deutschen Geistessterne, Goethe und Hegel, hatten ihm noch persönlich gestrahlt, ersterer ihm bekanntlich sogar „die Waffen gesegnet", die der junge Lützower Freischärler, zum heiligen Kampf ausziehend, führte. Etwas wie ein Nachleuchten des Abglanzes jener Beiden schien noch immer an Försters Wesen zu haften. Seine trotz seines diplomatischen Verhaltens doch nicht völlig zu verbergenden, ketzerischen, politischen und unkirchlich philosophischen Überzeugungen hatten den patriotisch-preußischen Dichter und Geschichtsschreiber dem Hofe mißliebig gemacht und seine Strafversetzung aus der Direktion der „Königl. Kunstkammer" an die Königl. Bibliothek veranlaßt. — Der Dritte in diesem Bunde der Alten an Lassalles Tafel war der damals siebenundsiebzigjährige General a. D. von Pfuel, der Jugendfreund H. v. Kleists, der ehemalige preußische Ministerpräsident im, wie es die Kreuzzeitung nannte, „Ministerium der Schande" (vom 21. September 1848 bis 31. Oktober), welches dann An-

Digitized by Google

fang November dem der „Retter Preußens“ Brandenburg-Manteuffel, weichen mußte; er, der in der verhängnisvollen Oktober-Sitzung der Nationalversammlung im Königlichen Schauspielhause für den Antrag gestimmt hatte, die Regierung des Reichsverwesers in Frankfurt a. M. aufzufordern, dem von den kaiserlichen Truppen eingeschlossenen und bedrängten revolutionären Wien zu Hilfe zu ziehen. Eine vom Alter ungebeugte, eisenfeste Gestalt mit scharfgemeißeltem blauäugigem schnurrbärtigem Antlitz und schneeweißem, ganz unmilitärisch lang getragenem vollem Haar; straff soldatisch in Haltung und Benehmen, von ungebrochener Jugendkraft, meist streng und ernst im Aussehen; ein Meister des Erzählens aus der Fülle seiner bis in die französischen Revolutionskriege zurückreichenden Erinnerungen. — Hier traf ich auch wieder mit Ernst Dohm zusammen, dem Redakteur des Kladderadatsch, Lassalles sechs Jahre älterem Breslauer Landsmann und Freunde, den ich noch vom demokratischen Klub im Jahr 1848 her kannte, aber seitdem nur flüchtig gelegentlich bei Albert Hofmann auf dem Karlsbade gesehen hatte. Ein blonder Herr von mittelgroßer untersetzter mäßig gerundeter Gestalt, von sauberstem korrektestem Aussehen, mit bebrilltem Gesicht, das sich in sehr ernste Falten legen konnte, in dem aber viel häufiger noch die Geister eines bald graziösen und gemütlichen, bald schneidenden satirischen Humors zuckten; ursprünglich protestantischer Theologe, (wenn auch einer israelitischen

Digitized by Google

Familie entstammend), von tiefer, reicher, gelehrter, klassischer Bildung und einem zur hohen Meisterschaft ausgebildeten glänzenden natürlichen Form- und Sprachkünstlertalent, verbunden mit einer Gabe der anmutigen, immer anregenden, Weib und Mann gleich fesselnden und gewinnenden Plauderei, wie sie gelehrten deutschen Männern nur äußerst selten gewährt war. Später trat auch seine junge dunkellockige Gattin, aus deren großen, braunen, sammtweichen, breitlidrigen „Märchenaugen" der schwungvolle Geist und die reiche Phantasie der kleinen, zierlich gewachsenen Dame strahlte, in diesen Lassalleschen und Dunckerschen Kreis ein und schmückte die dortigen Feste mit dem Zauber ihrer fremdartigen Schönheit. Mit Frau Hedwig Dohm zugleich kam auch ihre nicht minder anmutige Schwester Asta Schleh, (ihr Elternhaus war mit fünf Töchtern, eine von ihnen eine bekannte talentvolle Malerin, jede verschieden und fast jede damals noch von gleichem Reiz der Erscheinung, gesegnet), die sich in jenen Jahren mit Dohms und Lassalles Landsmann und Jugendfreunde, dem gelehrten Juristen Dr. Hiersemenzel vermählt hatte, einem körperlich eigentümlich markloſen Herren von gemacht genialischen Manieren, aber großem Wissen und glänzender Begabung. Ein andrer getreuer Jugendfreund Lassalles, den man völlig unzertrennlich mit ihm verbunden sah, war Dr. Prietzel, der gelehrte Botaniker und Beamte an der königl. Bibliothek, ein tiefer und feiner Geist von ganz eigenartigem, stillem, sinnigem

Digitized by Google

und behaglichem Humor, dem Freunde unbedingt ergeben. Adolf Stahr und Fanny Lewald waren hier wie drüben bei Dunckers gern gesehene Gäste, wenn die satirische Laune der Intimsten sie auch so wenig schonte, als die rasch herausgefundenen schwachen Seiten jedes andern „guten Freundes". Hans von Bülow, der philosophische Musiker, schon damals in seinem siebenundzwanzigsten Jahr ein gefeierter Meister des Klavierspiels und ebenso gewandt, die Feder des Schriftstellers zur Verteidigung und zum kritischen Angriff mit gleicher Schärfe, gleichem Temperament und gleich glänzender Virtuosität zu führen, mit Dohm nahe befreundet, schloß sich Lassalle mit enthusiastischer Sympathie an. Mit jenem gemeinsam stand er in der ersten Reihe der Kämpfer für das in jener Zeit noch so neue musikalische Evangelium Richard Wagners, dessen Tannhäuser schon vor seiner ersten Aufführung in Berlin und erst recht nach derselben (1856, Lohengrin 1859) den leidenschaftlichen Streit der Meinungen in der hiesigen Gesellschaft entfesselt hatte. Lassalle, wie die meisten von Natur unmusikalischen, mehr denkenden als empfindenden Menschen (aber freilich auch eben so zahlreiche musikalische Naturen) sah in R. Wagner den größten aller Meister der holden Kunst. Hatte doch keiner seiner naiven Vorgänger über ein so mächtiges deklamatorisches Pathos geboten, wie er; die musikalische Sprache, für die Lassalle einzig einiges Verständnis besaß. Wenn auch die Sache der Zukunftmusik dem radikalen Sozialpolitiker im

Digitized by Google

Grunde zu wenig am Herzen liegen konnte, um ſich mit ähnlichem Feuereifer dafür zu engagieren, wie jene beiden Freunde, ſo war er mit ſeinem Sympathieen doch ſo entſchieden auf Wagners Seite, wie W. Lübke auf der der prinzipiellen Gegner, und konnte in der damals noch nicht beſonders zahlreichen Schar ſeiner Anhänger in der Berliner Geſellſchaft als ein nicht zu unterſchätzender Mitſtreiter gelten.

Ebenſo wenig wie Laſſalle ein innigeres Verhältnis zur Muſik hatte, war ihm auch der Sinn für die Malerei erſchloſſen. Seine Auffaſſung derſelben war immer eine rein litterariſche. Dieſe Kunſt hatte für ihn nur Bedeutung als Interpretin der Ideen. Das eigentlich Künſtleriſche in der Malerei, was ihren Schöpfungen doch erſt den wirklichen Wert verleiht, war für ihn nicht vorhanden. Er war völlig blind dafür. Die Kämpfe für die Freiheit, ihre Siege und das heroiſche Märtyrertum für ſie zu ſchildern, erklärte er für die höchſte Aufgabe der modernen Malerei. Eine Debatte mit ihm über dieſen Punkt, über dieſe Anſchauung, die jedem Künſtler und jedem künſtleriſch denkenden und empfindenden Menſchen durchaus verkehrt erſcheinen muß, war unmöglich und nutzlos. Sein Umgang mit Künſtlern blieb hier dann auch jederzeit ein ſehr beſchränkter; auf Reinhold Begas, den ich 1859 mit ihm bekannt machte, und auf Georg Bleibtreu, zu dem er wohl bereits in Düſſeldorf in Beziehung getreten ſein mochte. Für dieſen hegte Laſſalle unter den

Digitized by Google

Malern die wärmste Bewunderung. In dem Maler der Freiheitskriege und der Kämpfe Schleswig-Holsteins sah er den berufenen Schilderer der vermeintlich so nahen neuen Freiheitsschlachten des Deutschen Volks. Bleibtreu war mit seiner jungen Frau und dem kleinen Knaben Karl eben damals nach Berlin übersiedelt. Ein junger Mann, nahe den Dreißigern, von kleiner zarter Gestalt und einer gewissen schüchternen Freundlichkeit des Auftretens, das den Maler jener vielbewunderten Schlachtenbilder von unvergleichlicher packender Macht des Ausdrucks und der leidenschaftlichen Bewegung zunächst in keinem Zuge erkennen ließ. Aber seine langsame nachdrückliche Redeweise vibrierte desto vernehmlicher von der Glut seiner ehrlichen Vaterlands-, Freiheits- und Kunstbegeisterung, die sich in seinen Compositionen aussprach und im Verein mit starker Willensenergie diese zarte Hülle beseelte.

Wie der Maler der Schlacht von Waterloo, so wurde auch deren Dichter, Friedrich Scherenberg, hier bald mit Lassalle bekannt und herzlich befreundet. Der preußische königstreue Patriotismus hinderte den Poeten nicht, das eigentümlich Große in der geistigen Persönlichkeit des verwegenen Revolutionärs richtig zu erkennen und zu würdigen und gerne mit ihm zu verkehren.

Von solcher Schätzung Lassalles, dem Umgang mit ihm und der Teilnahme an seiner Tafelrunde ließ sich auch durch sein preußisches Offiziersbewußtsein einer der schneidigsten Reiteroffiziere der Armee, der freilich zugleich

Digitized by Google

als einer der geſcheidteſten, gebildetſten, geiſtreichſten Köpfe in ihr und einer der glänzendſten Cavaliere bekannt war, Baron v. Korff, Rittmeiſter im 2. Gardedragoner-Regiment, nicht zurückhalten. Im Laufe der nächſten Jahre traten in dieſen Kreis noch manche andere hervorragende Männer ein, von denen gleich hier die vier merkwürdigſten und bedeutendſten genannt ſein mögen.

Im Jahre 1858 von ſeiner großen ägyptiſchen Forſchungsreiſe heimgekehrt, machte Heinrich Brugſch die Bekanntſchaft Laſſalles, und wurde bald zu einem ſeiner Intimſten. Der damals zweiunddreißigjährige berühmte Ägyptologe, der Sohn eines Unteroffiziers, hatte ſchon als Knabe auf dem Kölniſchen Gymnaſium zu Berlin die gelehrte Welt durch ſeine rätſelhafte phänomenale Begabung für dieſe Spezialwiſſenſchaft und ſeine dafür zeugenden Leiſtungen in Erſtaunen geſetzt. Durch Alexander von Humboldt dem Könige empfohlen und in ſeinem Studium mächtig gefördert, erfüllte er als Mann glänzend die in ſo früher Jugend erweckten großen Erwartungen. Jene erſte ägyptiſche Forſchungsreiſe war an Erfolgen und neuen Errungenſchaften außerordentlich reich geweſen. Der junge Gelehrte galt bereits als eine der erſten europäiſchen Autoritäten dieſer Wiſſenſchaft und erfreute ſich des gleichen Ruhms bei den Ägyptologen aller Nationen. Aber nie hat ein gelehrter deutſcher Profeſſor weniger von dem typiſchen Weſen eines ſolchen an ſich gehabt, weniger Pedanterie, weniger Weltfremdheit gezeigt, als dieſer. Er

Digitized by Google

verstand sich auf den Genuß „der holden Güter dieses Lebens“ jederzeit in jungen und älteren Tagen und im Westen wie im Osten so gut, als auf das Lesen der Hieroglyphenschrift die Ausdeutung der Denkmale die demotische Sprache der alten Bewohner des Nillandes und das Gebiet der heitern Thorheit und Weltlust lag ihm nicht viel ferner und war ihm nicht weniger vertraut als das der ernsten Forschung und strengen Geistesarbeit. Um so mehr Grund für Lassalle, Geschmack an seiner Person und seinem Umgang zu finden. Im Orient hatte Brugsch unwillkürlich manches vom Wesen der Orientalen angenommen: die Ruhe in der Haltung und Sprache, den vornehmen Gleichmut. Die großen, tiefen, weichen und glutvollen, dunkeln Augen hatte ihm von Haus aus die Natur schon mitgegeben, und für das Bräunen seines charaktervollen schnurrbärtigen Gesichts hatte die Sonne Ober-Ägyptens genügend gesorgt.

Die Amnestie für politische Verbrecher führt Lothar Bucher den ehemaligen Steuerverweigerer der preußischen Nationalversammlung aus seinem Londoner Exil nach Berlin zurück. Er hatte seinen vieljährigen Aufenthalt in England zu gründlichen Studien der britischen Politik, zu Correspondenzen an die Nationalzeitung und Feuilletons benutzt, durch die zum erstenmal eine klarere und richtigere Kenntnis der wirklichen politischen und sozialen Zustände des Inselreichs, seiner bestimmenden Mächte und

Digitized by Google

Persönlichkeiten in Deutschland verbreitet und eingewurzelte altüberlieferte Legenden in Bezug darauf zerstört worden sind. Adolf Stahr, sein enthusiastischer Bewunderer, nannte diesen unter dem Zeichen des □s schreibenden Nationalzeitungs-Correspondenten den „Aufklärer Europas". Hier in Berlin sah ich den Heimgekehrten zuerst bei Lassalle wieder; einen kleinen Herren, von 42—43 Jahren, dessen, damals noch mit starkem Vollbart geziertes, Gesicht die auffälligste Aehnlichkeit mit dem bekannten antiken Bildniskopf des Demosthenes zeigte. Er verhielt sich meist sehr schweigsam und zurückhaltend in der Gesellschaft von andern. Wer nicht aus seinen Schriften wußte, wer und was er sei, würde es daraus, wie er sich in diesem großen Kreise gab, nie erraten haben. Er setzte hier seine schriftstellerische Thätigkeit als Feuilletonist der Nationalzeitung fort, ohne eine Ahnung von seiner spätern großen Carrière und staatsmännischen Wirksamkeit zu hegen.

Früher noch als Lothar Bucher dort erschien, gab einmal Karl Marx, der geistige Vater des modernen Sozialismus, der für einige Wochen von England herübergekommen war, in Lassalle's Hause gleichsam Gastrollen. Man sah den gefürchteten Prediger des allgemeinen Umsturzes und der Vernichtung der alten Gesellschaftsordnung, der sich hier als ein heiter behaglicher, sarkastischer, lebenslustiger, vollkräftiger Herr in seinem Wesen wie in seiner ganzen Erscheinung zeigte, mit einer

Digitized by Google

aus Scheu, Grauen, Neugierde und Wohlgefallen eigentümlich gemischten Empfindung an.

Eine noch größere und beglückendere Genugthuung aber schien Lassalles demokratisches Herz zu empfinden, wenn bei gelegentlichen Aufenthalten in Berlin „Semilasso", „der Verstorbene", der damals noch sehr lebendige ob auch greise und seines Podagras wegen sich beim Gehen auch im Zimmer auf einen schwarzen Stock mit Elfenbeinkrücke stützende, Fürst Pückler-Muskau bei ihm eintrat und an seinem Tisch zwischen den andern Freunden und Gästen des Hauses Platz nahm. Welch ein feingeschnittenes Aristokratengesicht zeigte dieser, mit ganz kurzem, wie oxydiertes Silber glänzendem Haar geschmückte, zierliche Kopf; welche Geschmeidigkeit und Eleganz in der Gestalt des (1859) Vierundsiebzigjährigen; welche einfache natürliche Vornehmheit und Verbindlichkeit in seinem Benehmen und Bezeigen auch in diesem Kreise, in welchem so manche Figuren ihm doch in innerster Seele ein Gräuel sein mußten.

Neben den alten Herren und den Altersgenossen Lassalles fehlte es in seiner Umgebung auch nicht am jungem Nachwuchs, an begeistert zu ihm aufblickenden Schülern. Besonders zwei von ihnen haben im späteren Leben die großen Hoffnungen durchaus gerechtfertigt, die man damals für ihre Zukunft hegte und durchgesetzt, was sie erstrebten: Dr. Schönberg, der sich dem Studium der Volkswirtschaftslehre gewidmet hatte und sich unter

20*

Digitized by Google

Lassalles mächtigem Einfluß durch die Theorien der orthodoxen Freihandelslehre zu den Überzeugungen hindurchgearbeitet hatte, welche man zehn bis fünfzehn Jahre später als die des „Kathedersozialismus" zu bezeichnen liebte. Zu dessen namhaftesten Vertretern unter den deutschen Universitätsprofessoren zählt bekanntlich dieser heute in Tübingen wirkende Gelehrte und Dozent der Volks- und Handelswissenschaften, damals ein auffallend hübscher junger Mann, der, trotz eines gewissen frühreif ernsten unjugendlichen Wesens, im hohen Rat der jungen wie der reiferen Frauen nicht wenige bestochene Richter sitzen hatte. — Erst im Beginn der sechsziger Jahre schloß sich ein anderer jugendlicher begeisterter Jünger an Lassalle als seinen Meister an: Ludwig Löwe, der spätere Reichstagabgeordnete, Volksführer und Begründer der vielgenannten Maschinen- und Gewehrteil-Fabrik zu Berlin, der Sohn eines kinderreichen jüdischen Lehrers oder Synagogenbeamten in Heiligenstadt im Eichsfelde; ein junger Mann von eiserner Energie und durchdringender praktischer Klugheit, der, gänzlich mittellos nach Berlin gekommen, es in kaum glaublich kurzer Zeit erreichte, durch richtige Erkenntnis und Benutzung der Menschen und Verhältnisse, bei zäher, sein Ziel unausgesetzt verfolgender Willenskraft von Stufe zu Stufe aufklimmend, sich zu einer ungewöhnlichen Machtstellung und Bedeutung im Parlament, der städtischen Verwaltung, der Gesellschaft und der Industrie emporzuringen.

Digitized by Google

Selbstverständlich gehörten zu den liebsten und geehrtesten Gästen des Lassalleschen Hauses Franz Duncker und Frau Lina. War er doch rasch zum intimsten Freunde des ihrigen geworden, der dort Regen und Sonnenschein machte, bald jeden andern in den Schatten drängte und tiefgreifende Wirkungen auf den dort herrschenden Ton und Stil der Geselligkeit, wie auf die Stimmungen der dort verkehrenden Männer und Frauen und ihre Beziehungen zu dem Hause und der Familie, ausübte. Gegen den blendenden Glanz seiner Persönlichkeit, welchen der sie umgebende geheimnisvolle abenteuerlich-romantische Schimmer noch verstärkte, konnten weder der Geist, die Bildung, noch die künstlerischen und gesellschaftlichen Talente und sonstigen Vorzüge der Freunde von älterem Datum aufkommen. Selbst die sich am sichersten im Besitz ihrer Privilegien glaubten, fühlten sich zu ihrem Schrecken und Ärger plötzlich darin durch diese neue Macht ernstlich bedroht. Wer sich nicht zur neidlosen Bewunderung oder Zuneigung für Lassalle bewogen fühlte, oder sich nicht philosophisch zu resignieren vermochte, verfiel unrettbar dem Ärger, der Verbitterung, der Eifersucht.

Digitized by Google

XVIII.

Daß jener romantiſche Schimmer immer wieder neue „Upvermünterung“ erhielt, dafür verſtand Laſſalle vortrefflich zu ſorgen. Es war ihm ein Bedürfnis, durch Ungewöhnliches zu überraſchen und die öffentliche Meinung zur Beſchäftigung mit ihm zu nötigen. Bald geſchah das durch ein wiſſenſchaftliches Werk voll reicher Gelehrſamkeit und ſcharfſinnigen Unterſuchungen; bald durch ein Pamphlet voll beißendem Spott und zornigen rückſichtsloſen Ausfällen gegen Männer von bekanntem Namen, oder durch eine Broſchüre, welche die Augen der Menge und des Staatsanwalts auf ihn lenkte. Bald durch die Herausgabe einer eignen Dichtung, die niemand von ihm erwartet hätte. Bald durch eine glänzende Verteidigungsrede vor Gericht. In den Zwiſchenzeiten aber verſchmähte er auch kleinere Mittel nicht, um ſich Triumpfe der Eitelkeit zu verſchaffen. Die in ſeinem Hauſe veranſtalteten

Digitized by Google

Symposien gehörten gleichfalls dazu. Diesen aber mußte von Zeit zu Zeit wieder noch eine ganz besondere Würze beigegeben werden, die ihren Effekt auf die Teilnehmer verstärkte. So veranstaltete er im Winter 1858 einmal einen Herrenabend, an welchem er seinen Gästen zunächst, statt Speise und Trank, gestopfte lange türkische Pfeifen darbieten ließ, auf deren glimmenden Taback er Pastillen aus — Haschisch legte. H. Brugsch hatte letztere frisch aus Persien bezogen. Lassalle selbst versagte sich den Genuß, dies orientalische Narcoticum zu rauchen und dessen oft so glühend geschilderte wundersame Wirkungen auf Gehirn und Nerven an sich selbst zu erproben. Er wollte den Kopf freibehalten, um die Vorgänge zu beobachten und zu studieren, die das Einsaugen des Haschischaroms bei jedem Einzelnen zur Folge haben würde.

Sie waren grundverschieden, je nach Temperament und körperlicher Organisation der Raucher. Die Wirkung auf mich selbst empfand ich sehr bald, zunächst als ein süßes, wohliges Behagen, ein Gelöstsein aller Glieder im Gefühl einer tiefen angenehmen Müdigkeit. Dann aber geschah etwas sehr Überraschendes, das mir doch auch wieder als etwas ganz Natürliches erschien. Die Wände des Zimmers waren verschwunden. Unabsehbar dehnte sich eine weite, weite öde Ebene vor mir aus; — und über diese ganze Fläche hin erstreckten sich meine ins Endlose gewachsenen, von meinem Sitz aus vorgestreckten Beine. Am fernen Horizonte erkannte ich meine dort von der Erde aufragen-

Digitized by Google

den Füße! Die Decke des Laſſalleſchen Zimmers über mir aber war nicht wie die Wand verſchwunden, ſondern an ihrer Stelle in ihrer alten Höhe verblieben. So erfaßte mich das troſtloſe Bewußtſein: du kannſt nun nie wieder aufſtehn, mußt hier ſitzen bleiben bis ans Ende deiner Tage! Müßteſt du dir doch notwendig den Kopf an der Decke einſtoßen, wenn du mit den Beinen aufſtehen wollteſt. Dieſer Gedanke und dieſe Ausſicht erfüllten mich mit tiefer Traurigkeit. Schwermütig reſigniert ſaß ich da, bis allmählich die Füße wieder näher und näher kamen, die Beine kürzer und kürzer wurden, die Wände wieder den Raum ſchloſſen und das Traumbild zerrann.

Hans von Bülow ſah man ſehr bald in eine Art poetiſch-muſikaliſcher Verzückung geraten. Von goldig leuchtenden Abendwolken, wie er es begeiſterungstrunken ſchilderte, fühlte er ſich emporgehoben und durch die Lüfte getragen, und vernahm, während ſeine Augen und ſein Antlitz in ſeliger Verklärtheit leuchteten, wunderbare überirdiſche Harmonien, Sphärenklänge, die er nachzuſingen vergebens verſuchte. Leider ſchien er die Vorſicht nicht beobachtet zu haben, ſich während mehrerer Stunden vor dem Beginn der Sitzung aller Nahrung zu enthalten. So trat bei ihm nur zu bald ſchon ein ſehr proſaiſcher Sturz aus ſeinen Himmeln ein. Die hohe Intuction wurde, ich will nicht ſagen wie, geſchloſſen und der Leidende zu Bett gebracht. —

Digitized by Google

Franz Duncker sahen wir plötzlich von einer wilden Raufluft ergriffen, die aber durchaus keiner zornigen Erregung entsprang. Während sein Gesicht die herzlichste Heiterkeit ausdrückte und er sich vor Lachen schüttelte, hieb er mit den Fäusten auf seine besten Freunde in aller Fröhlichkeit ein, denen es nicht ganz leicht wurde, ihm zu entgehen, oder ihn abzuwehren und zu bändigen.

Am merkwürdigsten und lustigsten äußerte sich der Haschischrausch bei Ernst Dohm. Die Kraft seines Witzes schien verzehnfacht zu sein. Er sprühte von geistreichen, tollen Einfällen, die ihm unaufhaltsam von den Lippen perlten, wie Juwelen von denen der „goldenen Jungfrau" im Märchen. Wenn ein Stenograph zugegen gewesen wäre und sie niedergeschrieben hätte, — in einer Stunde würde er genügendes Material gewonnen haben, eine ganze Nummer eines Kladderadatsch damit zu füllen, wie er noch nie geschrieben und gelesen worden war. Dann aber erkannte Dohm zu seinem Schrecken, daß er in eine Eule verwandelt sei und mit den Flügeln schlagen müsse, und noch dazu in eine für Eulen ganz ungewohnte Situation geraten wäre. Er fühlte sich auf einer Postwagenreise begriffen und augenblicklich in der Passagierstube eines Stationshauses den Beginn der Weiterfahrt erwartend. Hier verlangte er mit krähender Stimme, nach dem „Beschwerdebuch", um seine Klagen über den schlechten Wagen und Ungehörigkeiten im Betriebe einzeichnen zu können. Auch bei ihm klang, wie bei den meisten vom

Digitized by Google

Haschischrausch ergriffen Gewesenen, der Traumzustand allmählich aus, ohne daß die Erinnerung an das in ihm Erlebte und Empfundene damit erloschen wäre. Irgend ein unangenehmer katzenjämmerlicher Zustand, wie nach dem Opiumrausch, blieb zu unserer Überraschung nicht zurück. Der Abend schloß mit einem Nachtessen und einer langen Sitzung beim Wein in einer, durch keine üblen Nachwirkungen getrübten, durch das eben Erlebte aufs angenehmste erregten Stimmung.

Seltsamer Weise hatte Lassalle trotz seines immer regen dringenden Wunsches, sich vor allen hervorzuthun, die Blicke auf sich zu lenken, den Neid zu erwecken, den revolutionären Kavalier heraus zu kehren, anscheinend unterlassen, das, was doch zu einem solchen am unerläßlichsten gehörte, die Fertigkeit in allen ritterlichen Übungen zu erwerben. Nie hat man ihn ein Pferd tummeln, ein Boot rudern, ein Segel stellen, einen Wagen lenken, nie eine Jagd mitmachen, nie ihn auf Schlittschuhen gesehen. Der einzige Sport, den er mit ziemlichem Eifer übte und in dem er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, war das Pistolenschießen; und diese ließ ihn gerade da im Stich, wo sie ihm den allerwichtigsten Dienst leisten sollte: einen gehaßten Gegner nieder zu strecken, ehe dieser, trotz seiner Kurzsichtigkeit und Ungeübtheit, ihn seinerseits tödtlich traf. — Auf unsern gelegentlichen gemeinsamen winterlichen Eisparticen nach Saatwinkel auf dem Spreehavelkanal quer durch die Jungfernhaide und weiter über

Digitized by Google

den Tegler Havelsee, wie sie von Frau Lina Duncker von Zeit zu Zeit veranstaltet wurden, spielte Lassalle infolge seiner Unfähigkeit zum Eislauf eine nicht eben beneidenswerte Rolle. Ein jugendlicher Held des Worts und der Feder, ein Löwe der Gesellschaft, ein vielgeliebter und gefürchteter Frauensieger und Volksführer, der sich, zwischen tüchtigen unermüdlichen und begeisterten Schlittschuhläufern und -Läuferinnen im Stuhlschlitten sitzend von einem dazu gemieteten Mann über die Eisfläche schieben lassen muß! ...

Einmal an einem Abend im Januar 1858 überraschte Lassalle die Gesellschaft im Dunckerschen Hause im Verlauf des Gesprächs über das damals modische Tischrücken und den auch in Berlin immer zahlreichere Bekenner findenden Spiritismus, durch die Mitteilung, daß er über eine außerordentlich magnetische Kraft geböte. Die Beweise davon wolle er sofort geben. Unleugbar machte er seinen Hokuspokus und seine magnetischen Kunststücke sehr geschickt und mit oft wahrhaft verblüffender Wirkung, zu welcher der täuschende Anschein des eignen Glaubens daran, den er sich zu geben verstand, nicht wenig beitragen mochte. Er nahm beim Magnetisieren derer, die sich dazu hergaben, bei den gegen sie gerichteten Stoß- und Streichbewegungen der weit vorgestreckten Hände und Arme, Stellungen und Mienen an, die seinem Schauspielertalent alle Ehre machten. Sein Atem wurde zum gewaltsamen hörbaren Schnaufen und aus den Fingerspitzen

Digitized by Google

schien das magnetische Fluidum bei jedem Vorstoß mit vernehmlichem Knistern, wie die Funken aus den Kolben einer Elektrisiermaschine, heraus zu sprühen. Ehe man erkannt hatte, daß dieser Laut durch das Knipsen der langen Nägel seiner Mittelfinger jeder Hand gegen deren Daumen hervorgebracht wurde, unterstützte der Klang den Eindruck der Manipulation höchst erfolgreich. Der in solcher Manier von Lassalle Magnetisierte suchte anscheinend vergeblich die Augen offen zu halten. In der Haltung eines Halbbetäubten und Willenlosen bewegte er sich vorwärts in der von dem Magnetiseur innerlich gewollten Richtung und führte, nur durch dessen unausgesprochenen Willen getrieben, die Handlungen aus, die man von ihm gethan zu sehen gewünscht und auf einem, Lassalle heimlich übergebenen Zettel, schriftlich vermerkt gehabt hatte. Es gelang fast immer, und umsonst war jeder bemüht, Beweise eines heimlichen Einverständnisses zwischen dem Wundermann und dem Medium zu erspähen, wodurch die Vorgänge ihre natürliche Erklärung gefunden hätten.

Der vollständige Erfolg seiner Experimente in einer dieser „magnetischen Soirèen" hatte Lassalle mit einer solchen Genugthuung erfüllt, daß es ihn trieb, sich von Dunckers Hause noch zu Dohms zu begeben, um diesen von seinen Thaten und seiner Zauberkraft zu erzählen. Er bat mich, ihn zu begleiten, hauptsächlich wohl zu dem Zwecke, ihm dabei als seine Mitteilungen bestätigender

Digitized by Google

Zeuge zur Seite zu ſtehen. So betrat ich zum erſten mal die Dohmſche Wohnung.

Sie lag im zweiten Stockwerk des einen der drei ganz gleichmäßig gebauten Häuſer mit den kleinen Mittelbalkons in jedem ihrer Geſchoſſe, an der Südſeite der heutigen Sigismundſtraße, die, wenig verändert, noch gegenwärtig dort ſtehen. Neben dem öſtlichſten an der Ecke der Matthäikirchſtraße ſtand inmitten ſeines Gartens das kleine Häuschen des Hegelianiſchen Philoſophen Profeſſor Michelet, des erſten, der ſich zu Anfang der Vierziger Jahre in dieſer weiten Gartenregion angebaut und das Unternehmen des Durchbruchs der Matthäikirchſtraße vom Tiergarten her zum „Schafgraben" angeregt und veranlaßt gehabt hatte. Die Regentenſtraße exiſtierte noch nicht im Jahre 1858. Bald hinter jenen drei Häuſern ſchloß noch der Plankenzaun eines großen Holzlagerhofes oder Zimmerplatzes, das Rudiment der ſpäteren Sigismundſtraße nach Weſten hin ab. An deren Nordſeite ſtand noch kein einziges Haus und ebenſo auch keins an dem die Kirche (im Volksmund „Polkakirche" geheißen) umgebenden Platz. Überall wurde er nur von großen Gärten eingefaßt. Der größte von allen erſtreckte ſich von dem Gitterzaun an der Nordſeite jenes Anſatzes zur künftigen Sigismundſtraße bis zu dem zum Hauſe des Verlagbuchhändlers Lehfeldt, Matthäikirchſtraße 3 gehörigen über den ganzen Raum hin, der heute von den Häuſern an dieſer Seite der erſteren und von denen an der Weſtſeite des

Digitized by Google

Kirchplatzes eingenommen wird. Dieser große Garten, ein wahrer Park mit den schönsten alten Bäumen, Blumen-, Frucht- und Gemüsebeeten, Wandelgängen, traulichen Bosketts und Rasenplätzen, durfte von den Bewohnern jener gegenüberliegenden Häuser beliebig als Aufenthalt mitbenutzt werden. In den kleineren aneinander grenzenden Gärten auf der Ostseite des Kirchplatzes, gegen den sie hier nur durch Stacketenzäune abgegrenzt waren, wurden für die Sommermonate Lauben an einzelne Familien vermietet. Zu allen Stunden des Tages waren sie von solchen städtischen Mietern eifrig benutzt, die sich damit eine Sommerreise und einen Badeaufenthalt ersparten und ersetzten.

Ich lernte den ganzen Reiz dieser Gartengegend erst während des Sommers und Herbstes 1858 durch meinen Verkehr mit der Familie Ernst Dohms und meine häufige Anwesenheit in ihrer Wohnung kennen. Durch jenen ersten winterlichen Abendbesuch mit Lassalle war für mich der Umgang mit dem Dohmschen Paar eingeleitet worden, der bald ein sehr lebhafter wurde. Ein kleiner blonder Bube mit prächtigen braunen klugen Augen und zwei noch jüngere Mädchen, die zierlichsten blondlockigen Elfenfigürchen, auf welche die poetische Schönheit, und wie auf ihren Bruder, die, bei der Jüngsten nur um eine Nuance helleren, wunderbaren Augen der Mutter sich vererbt hatten, brachten zu dem hier herrschenden feinen und reichen geistigen Leben, noch das natürliche lachende fröh-

Digitized by Google

liche kindliche hinzu. Wenn dann noch gar die reizenden Schwestern der Hausfrau sich bei ihr einstellten, so war innerhalb der Wände dieser Räume eine solche Fülle jugendlicher weiblicher Anmut vereinigt, wie sie, einer Familie entstammend, sicher nur äußerst selten von einem bescheidenen menschlichen Heim beherbergt werden mag. Viele unvergeßliche gute Stunden habe ich hier mit dessen erwachsenen und dessen kleinen kindlichen Bewohnern, wie mit den hier verkehrenden Freunden und weiblichen Verwandten der Familie, in Sommer- und Wintertagen verlebt; Stunden, deren Glanz und Reiz die dazwischen liegenden vierunddreißig Jahre nicht zu verwischen, in meiner Erinnerung nicht abzustumpfen vermocht haben. Zu jenen Freunden gehörte bald auch das Dunckersche Paar, das ebenfalls durch Lassalle mit dem Dohmschen zusammengeführt wurde. Beide Frauen schlossen sich ziemlich eng an einander an, wie verschieden sie auch, nicht nur in ihrer Erscheinung, sondern auch in ihren Geschmacksrichtungen sein mochten. Eine Passion war bei beiden in ziemlich gleicher Stärke entwickelt: die für den Eislauf. Auch beider Geschicklichkeit darin war beinahe gleich. Es war eine Lust, sie zusammen oder jede für sich über die glatte Fläche in graziös sich wiegender Bewegung gelassenen Fluges dahin gleiten zu sehen. Eine größere noch, sie dabei in gleichem Takt zu begleiten. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals verdoppelten Anlaß und Grund zu haben meinte, die glückliche Fügung zu

Digitized by Google

preiſen, welche mich, wenn auch ſpät doch noch eben rechtzeitig, dahingeführt hatte, dieſe Kunſt zu erlernen. Während vieler Spätſommer-Abenden jenes erſten Jahres unſerer Bekanntſchaft (1858) gewährte bei unbewölktem Himmel der Aufenthalt auf dem Balkon der Wohnung noch einen ganz beſondern Genuß, durch einen wunderſeltſamen höchſt eindruckvollen ungewöhnlichen Anblick, der ſich uns dort zeigte. Er iſt mir unauslöſchlich eingeprägt geblieben. Am ausgeſtirnten Abendhimmel über der herrlichen Gartenwelt, die ſich unten gegenüber weit hin ausbreitete, ſtand damals mit gewaltigem feurig leuchtendem Schweif der große Komet zwiſchen den, vor ſeinem Schimmer faſt verblaſſenden, beſtändigeren Sternen; er, der dem uralten Glauben der Menſchheit an die prophetiſche Bedeutung dieſer „herausgehängten Himmelsruthe“, ähnlich wie der von 1811, neue Nahrung und Kräftigung geben ſollte. Folgte auf dies Kometenjahr doch das Jahr 1859, das des großen italieniſch-öſterreichiſchen Krieges, in welchen der Stein endlich ins lang erwartete, heiß erſehnte und gefürchtete Rollen kam.

Nicht ſelten traf an den Frühſommer- und Herbſtabenden vor und nach der Sommerreiſe der engere, innere Kreis der Duncker-, Laſſalle-, Dohmſchen Geſellſchaft mit uns in dem merkwürdigen Biergarten an der Ecke des Kanals und der Südoſtſeite der Potsdamer Straße zuſammen, deſſen ich oben ſchon erwähnte, dem der Wittwe Heisler. Er war in dieſer Gegend damals der einzige und wurde

Digitized by Google

allmählich zum abendlichen Sammelplatz der namhaftesten, hervorragendsten Männer, der ersten Künstler, Gelehrten, und Schriftsteller, deren Wohnungen im Potsdamer Viertel oder zwischen dem Brandenburger und dem Anhaltischen Thor lagen. Der Garten, welcher das sehr viel tiefer als der Straßenboden gelegene Terrain einnahm, hatte keine Ähnlichkeit mit unsern heutigen Biergärten. Er bewahrte bis ans Ende seiner Existenz in den Sechsziger Jahren seine ursprüngliche ländliche Eigenart. Laubengänge aus kurz gehaltenen geschorenen Linden mit in einander gebogenen, ein grünes Tonnengewölbe bildenden Kronenzweigen durchzogen den Raum von der kleinen Thür im niedrigen Plankenzaun an der Potsdamer Straße bis zu dem höheren hin, der ihn an der Grabenstraße begrenzte. Nahe dem letzteren, im tiefen Schatten der Laube war der Bierausschank etabliert, standen die an heißen Sommertagen meistbegehrten und umsessenen Holztische. Parallel mit diesem Laubengang links von ihm lief eine ganz primitive kleine Kegelbahn. Im Gartenraum zur andern Seite, wucherten üppige Fliedergebüsche, zwischen denen sich einige Wege schlängelten, die Tische, Holzbänke und Gartenstühle gruppiert waren. An dem hohen Zaun an der Grabenstraße war eine Plattform aus Dielen errichtet und mit einigen Tischen und Stühlen besetzt, zu der eine wacklige alterschwache Holzstiege hinaufführte.

Digitized by Google

Dies Belvedere war der beliebteſte Platz an lauen Abenden, auf dem es immer nur ſehr ſchwer und durch beſondere Liſt gelang, einen Sitz zu erobern. Seltſamer noch als der Garten war das Gebäude des Wirtshauſes, zu dem er gehörte. Es ſteckte ganz tief im Boden, lag der kleinen Zaungitterthür zunächſt gegenüber, und erſtreckte ſich, im ſpitzen Winkel gegen die Flucht der Potsdamer Straße gerichtet, an der Oſtgrenze des Gartens bis zum Anfang der Kegelbahn. Die Form eines Grundriſſes lief gegen Südoſten hin immer ſchmaler und ſpitzer zu. Über dem Erdgeſchoß lag noch ein niedriges Stockwerk, über dem das lange, hohe, windſchiefe, altersbraune Dach, von einigen Manſardenfenſtern durchbrochen, aufſtieg. Wie es möglich gemacht wurde, im niedrigen Erdgeſchoß außer dem Schankzimmer in ſeinem erſten, breiteſten Teil, noch zwei „Salons“ herzuſtellen und in den oberen Geſchoſſen Wohnräume für die Frau Wirtin, ihre vier liebenswürdigen Töchter und das unentbehrlichſte Dienſtperſonal zu ſchaffen, iſt mir immer ein unlösliches Rätſel geblieben. Von den Töchtern, die, im Alter immer um ein Jahr unterſchieden, damals eben in der Blütezeit ihres Mädchendaſeins ſtanden, waren beſonders zwei, Ottilie und Lieschen, die jüngſte, Erſcheinungen von gewinnender, friſcher Jugendanmut. Die erſtere fiel noch beſonders auf durch die überraſchende Ähnlichkeit ihres Geſichts und der großen, ſanften, dunkeln Augen mit dem und denen der, damals die Berliner völlig

Digitized by Google

bezaubernden, jugendlichen, ersten Liebhaberin des königlichen Schauspiels, Frl. Lina Fuhr. Diesen wohlerzogenen, geistig ungewöhnlich gebildeten Wirtstöchterlein wurde, wie sie es in jeder Hinsicht verdienten und beanspruchen durften, von den Gästen jederzeit alle Höflichkeit erwiesen und aufrichtiger Respekt bezeigt. Wenn sie an sonnigen Frühlingstagen im Garten an den von Baum zu Baum gespannten Leinen die selbstgewaschenen Tisch- und Leibwäschestücke zum Trocknen aufhingen, andere über die Fliederbüsche breiteten, blieb wohl mancher auf der Straße Vorübergehende stehen, um das anmutige, lebendig und graziös bewegte Bild länger zu betrachten und sich an seinem Anblick zu freuen. —

Unsre Gesellschaft fand ein solches Wohlgefallen an diesem Gartenlokal, trotzdem seine Bedienung so primitiv und ländlich war, wie alle seine Einrichtungen und sein Aussehen, daß wir uns nicht nur auf die dortigen Zusammenkünfte an schönen Frühlings-, Sommer- und Herbstabenden beschränkten, sondern sie auch während des Winters nicht ganz aussetzten. In den ersten Monaten des Jahres 1858 fanden diese Zusammenkünfte im Heislerschen Parterre-Salon an jedem Montag statt. Auch das Dröhmersche Ehepaar, Herbert König, Fritz Giebe, zuweilen auch Prince-Smith beteiligten sich daran. Einmal sogar veranstalteten wir ein wirkliches Privat-Maskenfest in diesem Raum, in dem kaum fünfzehn Menschen genügenden Platz finden konnten,

21*

Digitized by Google

um sich zu bewegen. Es war darum nicht weniger lustig. Herbert König zumal verstand mit seiner ausgelassenen Laune, mit seinem tollen Humor und seiner komischen Kraft der Mimik und der Bewegungen in der konsequenten Durchführung der gewählten Maske und Rolle eines altfranzösischen Tanzmeisters Alle zu elektrisieren und gleichsam mit seiner eignen Tollheit anzustecken. Dröhmer tobte, keuleschwingend und blutgierig heulend, als herkulischer schwarzer Kannibale umher. Seine reizende junge Gattin erschien zum Debardeur, der bekannten Figur der damaligen Pariser Maskenbälle, verwandelt, die lebendige Verwirklichung der berückendsten Typen dieser weiblichen Gattung, wie sie uns in den unerreichten lithographischen Darstellungen Gavarnis und de Beaumonts aus den Vierziger Jahren entgegentreten. Frau Hedwig Dohm, ganz in schwarzer Seide und schwarzen Schleiern, bereitete Lassalle die Freude, sich als „Heraklitos der Dunkle" zu bezeichnen. Ernst Dohm verwirklichte mit überraschend einfachen Mitteln die kühne und geniale Idee, in seiner einzelnen Person eine wandelnde — Laokoon-Gruppe zu verkörpern. Meine Frau war eine römische Bäuerin von einer natürlichen Wahrheit und Echtheit im ganzen Stil der Erscheinung, als wäre sie direkt aus dem Bilde der „Schnitter" von Leopold Robert, oder dem der ruhenden Ciucciarenfamilie auf dem St. Petersplatz von Delaroche herausgetreten. Lassalle hatte sich in einige aus Ägypten mitgebrachte orientalische Seidengewänder gekleidet und wandelte in stolzem Wohl-

Digitized by Google

gefallen an seinem eignen Aussehen und in richtigem Pascha-Würde-Bewußtsein daher, anscheinend ahnungslos, daß gerade ihm zum vornehmen Orientalen die erste natürliche Hauptbedingung gänzlich fehlte: die würdevolle Ruhe und Gelassenheit.

Digitized by Google

XIX.

Im letzten Monat des Jahres 1857 hatte Berlin einen großen Verluſt zu beklagen; im zweiten des folgenden Jahres ſich eines deſto größeren Gewinns zu erfreuen. Am 3. Dezember des erſteren verſtarb Chriſtian Rauch. Ich zeichnete eben ein paar in Terrakotta ausgeführte Apoſtelſtatuen von Albert Wolff, die noch in der Werkſtatt von March in Charlottenburg ſtanden, als jener in den Mittagsſtunden dieſes Tages die Nachricht von dem Tode ſeines großen Meiſters brachte, die ihn aufs tiefſte erſchüttert hatte. Der Eindruck war auf mich, wie auf jeden Künſtler in Berlin und wohl auch auf einen großen Teil der Bevölkerung, ein ganz gewaltiger. Man wußte ja, daß des Meiſters Leben über jene Grenze hinaus gelangt ſei, welche einem Menſchendaſein, auch wenn es hoch kommt, von der Natur geſetzt iſt. Aber nichts Greiſenhaftes war weder in ſeiner Erſcheinung, — abgeſehen von ſeinem leuchtenden Silber-

Digitized by Google

haar, — noch in seinem künstlerischen Schaffen. Der Stempel des Olympiers, des Unsterblichen, war ihm so aufgeprägt, daß die Nachricht von dem Erlöschen auch dieser Persönlichkeit mit einer, durch das Überraschende verdoppelten, Macht auf die Überlebenden wirkte. Mir gab die Nachricht von seinem Tode den Gedanken zu einer Komposition ein, die ich dann auch als Beilage für das „deutsche Kunstblatt" auf Stein ausgeführt habe: Rauch am Sockel seines letzten Bildwerks sterbend zurück in den Sessel sinkend, während ein herabschwebender weiblicher Genius den Lorbeerkranz auf sein Haupt des Sterbenden senkt; — eine zeichnerische Sünde, die ich manchmal ungeschehen zu machen gewünscht hätte; aber im Grunde keine schlimmere als die meisten derartigen Apotheosen, zu welchen der Tod berühmter Menschen, besonders aber gekrönter Häupter, strebsame und honorarbedürftige Künstler nicht nur in jungen Jahren zu veranlassen pflegt. —

Von einer herzlicheren, freudigeren Jubelstimmung war die Bevölkerung Berlins seit dem Jahr 1840, als die ersten klang- und schwungvollen Reden König Friedrich IV. von Königsberg herübertönten, nicht ergriffen gewesen, als während der ersten Februartage des Jahres 1858. Drüben in England war der Ehebund zwischen dem künftigen Thronfolger, dem Sohn des Prinz-Regenten von Preußen, der eine neue Ära des Glücks für unser Vaterland herauf zu führen bestimmt schien, mit der jungen, geist- und

Digitized by Google

anmutreichen britischen Königstochter geschlossen werden. Das neuvermählte fürstliche Paar näherte sich der Hauptstadt seines künftigen Königreiches. Am 8. Februar sollte der feierliche Einzug durch das Brandenburger Siegesthor zum ehrwürdigen Schloß der Ahnen des Prinzen erfolgen. Seit vielen Jahren schon hatte Berlin sich nicht in solchem Maß als loyal, monarchisch und royalistisch fühlende Stadt gezeigt, als in diesen Tagen der patriotischen Freude. Trotz aller Bemühungen Lothar Buchers um die kritische Auflösung der Legende, welche England als die „Tyrannenwehre", den Hort der Freiheit der Nationen, die Stütze der Unterdrückten feierte, war dieser Glaube noch immer bei uns unausgerottet geblieben. Ja er hatte durch den Krimkrieg eine neue, nur noch festere Bekräftigung erhalten. Was diese britischen Verteidiger der Freiheit der Völker inzwischen im Jahr 1857 und eben jetzt noch Anfang 1858 da drüben, fern in Ostindien thaten, um den Aufstand des von ihnen geknechteten und erdrückten Volkes der Hindus in Strömen von Blut zu ersticken und mit ebenso brutaler als raffinierter Grausamkeit zu strafen, hatte jenem Glauben nichts von seiner Kraft über die Gemüter zu nehmen vermocht. Der Ehebund eines preußischen Thronfolgers mit einer britischen Prinzessin erschien der liberalen Bevölkerung, wie ein Symbol einer neuen „Belle-Alliance" zwischen Preußen und dem „freien Albion" und wie eine Bürgschaft, daß auch ersteres fortan nach den Prinzipien geleitet und

Digitized by Google

regiert werden würde, auf welchen Englands Freiheit und Größe beruhte. In der Verbindung mit der Tochter des britischen Königshauses sah die Masse des Volks das bündigste Zeugnis unseres Bruchs mit Rußland, das Ende jener intimen Freundschaft des preußischen Königstums mit den moskowitischen Zaren, welcher man nicht mit Unrecht die Hauptschuld an all den Irrgängen Fehlgriffen und Sünden der preußischen Regierung zuschrieb, unter denen das Vaterland seit dem zweiten pariser Frieden von 1815 andauernd zu leiden gehabt hatte. Die glückliche vertrauensvolle Stimmung der Berliner, mit der sie das Ereignis ansahen und auffaßten, wurde noch durch einen, anscheinend sehr unwesentlichen Umstand, durch die an den Anschlagsäulen erscheinende und in den Zeitungen veröffentlichte Polizeivorschrift gefördert und gesteigert, welche das Publikum aufforderte, während des Einzugstages und -Abends, an denen ein ungeheures Gedränge enormer Menschenmassen in den Straßen unvermeidlich sein würde, „immer links zu gehen". Es erscheint heute kaum glaublich, welche kindliche Freude diese hohe obrigkeitliche Anordnung bei unseren lieben Berlinern erweckte. Schienen sie doch wirklich zu meinen, oder redeten sich doch ein, es zu glauben, daß aus dieser Vorschrift des Polizeipräsidiums die Veränderung des alten preußischen Kurses und das Hinüberlenken der Regierung von den Tendenzen der Rechten zu denen der Linken deutlich heraus zu lesen sei!

Digitized by Google

Am Tage des Einzugs herrschte empfindliche Kälte. Sie hatte es natürlich nicht verhindern können, daß ganz Berlin in des Worts verwegenster Bedeutung auf den Beinen war; daß die Gewerke vollzählig mit ihren Bannern und ihren, meist so kunstreich und zierlich gearbeiteten, Innungszeichen, an ihren Aufstellungsplätzen erschienen, um Spalier längs der Einzugsstraße nach dem Schloß hin zu bilden, und daß eine gewaltige, festlich erregte Volksmenge sich hinter ihnen und den militärischen lebendigen Hecken auf allen Punkten des Weges ansammelte. Dieser Weg führte u. a. auch durch die neue Straße, welche erst im Spätherbst 1857 durch den prächtigen weiten Konzert- und Wirtsgarten „Kemperhof", von der Tiergartenstraße nach der Grabenstraße durchgebrochen worden war und an welcher unser junger Freund Lucae eins der ersten Häuser für sich und die Seinen erbaut hatte, das heute noch dort (Nr. 31) in der ursprünglichen Schlichtheit und bescheidenen Anmut seiner Fassade zwischen den später errichteten, sehr viel prunkvolleren Gebäuden dasteht. Von den alten Bäumen des Kemperhofgartens war mitten in dieser neuen Straße eine besonders stattliche Platane von der Axt mitleidig verschont geblieben. Man hat sie später mit einem runden Schutzgitter umgeben, an welchem eine heute schon halbverwitterte Gußeisenplatte mit dem Datum des Einzugtages zur Erinnerung an dies festliche Ereignis angebracht worden ist, dem die Straße den ihr damals verliehenen Namen „Viktoriastraße" verdankt. —

Digitized by Google

Mir war durch Vermittlung des Herrn Konsul Bamberg von einer französischen illustrierten Zeiiung, wenn ich nicht irre der „Monde illustré“, der Auftrag geworden, eine große, zwei volle Blattseiten bedeckende, Zeichnung des Einzugs auszuführen. Damals war der Umbau des alten kleinen „Königpalais“, der einstigen Residenz Friedrich Wilhelm III., welches zum künftigen Wohnsitz für das neuvermählte prinzliche Paar eingerichtet werden sollte und zu diesem Zweck eine gründlichen Umgestaltung erfahren mußte, noch unvollendet. Von den Säulen, die heute auf der Rampe den Balkon des ersten Geschosses stützen, standen erst die untersten Trommeln. Vom Trottoir bis zu ihnen herauf, stieg die für den Einzugstag errichtete Zuschauertribüne. Durch Prof. Strack, den Baumeister, nach dessen Entwürfen und unter dessen Leitung der Umbau des Palais ausgeführt wurde, war mir der Zutritt und ein Platz auf der Rampe selbst, noch über den Köpfen der auf der obersten Stufe dieser Tribüne sitzenden, Zuschauer und zwar auf einem der Säulenstumpfe zugewiesen worden. In einen dicken Plaid, noch über dem dicken Winterüberzieher, fest eingewickelt, mit genügendem flüssigem Material zur inneren Heizung ausgerüstet, konnte ich auf meinem Säulenthron der schneidenden Kälte hinreichend Trotz bieten, um während der Stunden des ganzen, langen Vormittags, welche der Einfahrt und dem Erscheinen des großen, pomphaften Kutschenzuges auf dem Platz vor der Universität vorauf gingen,

Digitized by Google

eifrig nach der Natur skizzierend, auszuharren. Die goldene Hochzeitskutsche, die verschiedenen Galawagen, Bespannungen, Kutscher- und Stalldiener-Livreen hatte ich mir schon Tags zuvor notieren können. Den vollen Eindruck des glänzenden, lebendigen, festlichen Bildes empfing ich in den nur zu kurzen Momenten während der Vorbeifahrt selbst. Das lieblich-ernste, rundliche jugendliche Antlitz der hohen Frau hinter der großen Spiegelscheibe der goldenen Hochzeitskutsche sah ich für einige Sekunden bei ihrem langsamen Vorüberfahren durch mein Opernglas genau genug; und ebenso das des Prinzen, ihres Gemahls, das damals noch von einem, das ausrasierte Kinn frei lassenden, blonden Bart nur zu beiden Seiten eingefaßt war. Auch hier vernahm ich keine innere Prophetenstimme, welche mir die wunderbare und unglaubliche Mähr verkündet hätte, wie oft, in welcher Weise, in welcher Nähe und bei welchen Anlässen ich zehn, elf, zwölf, dreizehn und noch manche Jahre später dieser edlen Fürstengestalt gegenüber stehen würde und wie vertraut und gütig, bald heiter, bald voll hoher ernster Begeisterung die strahlenden blauen Augen in diesem herrlichen blondbärtigen Antlitz mir dereinst noch leuchten sollten.

Die hier vor der Wirklichkeit entworfene Zeichnung mußte im Fluge vollendet werden. So ist mir an jenem Tage wenig Zeit geblieben, um mich in den Strudel zu stürzen, „links zu gehen", die Wunder der Ausschmückung und der abendlichen, festlichen Beleuchtung

Digitized by Google

der Stadt zu beschauen. Am nächsten Tage, als ich noch an dem Blatt arbeitete, richtete der Vermittler des Auftrags ein überraschendes Ersuchen an mich. Ich möchte in jedem Fall an irgend einer Stelle der auf der Zeichnung dargestellten Gebäude den Firmanamen eines allbekannten berliner Musikalien-Verlag-Instituts anbringen. Aber auf der ganzen Zeichnung konnten für meinen Standpunkt auf der Rampe jenes Palais keine anderen Architekturen Platz finden, als links ein Stück der Akademie und eine Ecke des Palais des Prinz-Regenten im nächsten Vorgrund, hinter dem Zuge die Universität, rechts noch die neue Wache und eine Ecke vom Zeughaus. Wohin also mit dem Firmaschilde? Ich beharrte auf meiner Weigerung, die ich durch die Unmöglichkeit, dem Wunsch zu willfahren, genügend motiviert glaubte. Als ich aber zwei Wochen später den Holzschnitt meiner Zeichnung in jener französischen illustrierten Zeitung zu Gesicht bekam, sah ich zu meiner heiteren Überraschung und mit aufrichtiger Bewunderung der zähen Willenskraft eines geschäftstüchtigen Mannes, welcher das durchzusetzen vermocht hatte, quer über den obersten Fenstern des Akademie- oder des Universitätsgebäudes in verhältnismäßig riesigen Lettern den Namen der berühmten Firma prangen! —

Für mich fiel in dieselbe Zeit ein Privaterlebnis und Ereignis, welches mir als eins der freudvollsten und beglückendsten erschien, die ich mir wünschen und träumen gekonnt hätte. Auf der Rückreise von einem, an glän-

Digitized by Google

zenden Erfolgen außerordentlich reichen. Gastspiel war Frau Pauline Viardot in Begleitung ihres Mannes Ende Januar hierher gekommen, um hier die folgenden drei Monate zu verweilen. Diesmal ließ ich mich durch keine falsche Scheu zurückhalten, die vor elf Jahren gemachte Bekanntschaft zu erneuern. Ich suchte die große Künstlerin sofort, nachdem ich von ihrer Ankunft gehört hatte, in ihrer Wohnung im British Hotel Unter den Linden auf und wurde mit erquickender Herzlichkeit von ihr empfangen. Damals, in ihrem 37. Jahr erschien sie mir, selbst in ihrem Aussehen, — und wie erst in ihrem ganzen Sein, ihrem Gespräch und ihrem Gesange! — mindestens so herrlich wie am ersten Tag, an dem ich sie gehört und gesehen hatte. Sie gab während ihrer damaligen Anwesenheit einige Konzerte in der Singakademie und im großen Saal des königlichen Schauspielhauses und erzeugte mit der unvergleichlichen genialen Macht und der unerreichten Kunst ihres Gesanges die größten und tiefsten Wirkungen, welche durch Sängerinnen im Konzertsaal nur hervorgebracht werden können. Aber mehr noch als selbst diese künstlerischen Gaben fesselte und beglückte mich der tägliche Verkehr mit ihr in ihrer Wohnung. Um dessen möglichst lange und möglichst ungestört froh werden zu können, griff ich nach dem bewährten Mittel, was nur Malern und Zeichnern zu Gebote steht. Ich bat sie, mir zu zwei Porträtzeichnungen, für mich oder für sie, zu sitzen. Einmal im Haus- und Straßen-

Digitized by Google

kleide, wie man sie täglich sah, einmal im Charakter und Kostüm der „Norma“, ihrer großartigsten Rolle, mit dem Eichenkranz im schwarzen Haar. Die Stunden dieser Sitzungen gewährten mir durch die Arbeit an solchen, immer ersehnt gewesenen Lieblingsaufgaben, wie durch das Gespräch mit der über Alles verehrten Frau und Künstlerin den reichsten Genuß. Sie boten mir zugleich auch den der vollkommenen Erfüllung von bestimmten Lieblingsträumen, wie sie mir im späteren Leben auch auf anderen Gebieten noch so oft in überraschendem Maß zuteil geworden ist. Während dieser Sitzungen und während der kaum minder interessanten Stunden am abendlichen Theetisch wurde ich hier mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten der musikalischen Welt Berlins bekannt; ebenso mit einzelnen älteren, teils hier ansässigen, teils Berlin auf der Durchreise passierenden, Freunden und Freundinnen der Familie, russischen, polnischen, englischen, französischen und deutschen; mit Andern, welche die Bekanntschaft der berühmten Frau hier erst suchten und, von ihrem geistigen Zauber gebannt, dann auch nicht mehr aus ihrer Nähe weichen mochten. Von den Damen dieses Umgangskreises machten mir den bedeutendsten Eindruck Johanna Jachmann-Wagner, die im vollen Glanz ihrer lichtblonden, heroischen, germanischen, jugendlichen Frauen-Schönheit und ihres Sängerinnenruhmes prangte, und Hans v. Bülows junge Gattin, Frau Cosima, die unter allen der großen spanisch-

Digitized by Google

französischen Künstlerin an reichem, scharfem, durchdringendem, tiefem Geist zumeist ebenbürtige, wenn auch in ihren künstlerischen Anschauungen, ihrem ganzen Denken sehr viel einseitigere, Tochter Franz Liszt's. —

Ich fühlte mich stolz, im Bewußtsein der Freundschaft beider Gatten, auch manche mir dessen am werteſten erscheinende Männer unter meinen Freunden und Bekannten bei ihnen einführen zu können. Das geschah mit Ernst Dohm und Lassalle. Ersterer teilte meine Empfindungen für Frau Pauline, wie meine Meinung von ihr und ihrer überragenden künstlerischen und geistigen Bedeutung im vollen Umfang. Auch Frau Viardot fühlte sich lebhaft angezogen und gefesſelt durch diesen umfassenden, originellen, feinen, witzfunkelnden, kühnen Geist, der sich bei Dohm mit so tadellos guten Manieren, so sicherem Takt und dem täuschenden Anschein gemütlicher Bonhommie verband. Lassalles Persönlichkeit mußte sie wie ihren Gatten, den überzeugungstreuen Republikaner, den alten Freund, Gesinnungs- und Strebensgenossen Armand Marrast's, in hohem Grade interessieren. Für seine theoretische Richard-Wagner-Begeisterung fand Lassalle damals hier freilich noch kein rechtes Echo. Ich höre ihn noch, wie er mit dem gewohnten Pathos, als stünde er auf der Rednerbühne, seine musikalischen Überzeugungen, dieſer großen Musikkundigen gegenüber in den lapidaren Satz zusammengefaßt herausschleuderte: j'aime Mozart, mais j'adore Wagner!" Trotz alles Pathos dieſer,

Digitized by Google

Versicherung habe ich, wenigstens an jene „Liebe", ihre Aufrichtigkeit und Innigkeit nie bei ihm zu glauben vermocht. Zu den dort in der Hôtelwohnung des Viardotschen Ehepaares während jener Wintermonate aus- und eingehenden älteren Freunden, gehörten auch Emil Naumann, der später nach Dresden übersiedelte, damals in Berlin ansässige gelehrte Musiker, besonders Kirchenmusik-Komponist, Musikgeschichtsschreiber und -Kritiker, und der alte Hofrat Friedrich Förster. Der Erstere war für die Freundin von einer Verehrung erfüllt, deren Wärmegrad dem der meinigen mindestens gleich kam. Hatte ich den Vorzug, sie zu zeichnen und dadurch während vieler Stunden in vertrauter Unterhaltung mit ihr ungestört zubringen zu dürfen, so genoß Naumann dafür den, in solchem Fall wohl noch höher zu schätzenden, mit ihr zusammen musizieren, sie musikalisch beraten zu dürfen und sich von ihr beraten zu lassen. Er war ein ernster Mensch, von ganz fest stehenden, mit ehrlicher Leidenschaft verfochtenen künstlerischen und sittlichen Überzeugungen und Prinzipien; aber leider ohne die kleinste Ader des Humors, während doch gerade diese bei der angebeteten Frau so reich und voll, wie nur bei ganz seltenen weiblichen Ausnahmemenschen strömte, was Dohm und ich desto besser zu würdigen verstanden . . . Dieser Humor verschonte selten die komischen Seiten und Schwächen auch der besten Freunde. Friedrich Förster hätte ein Lied

Digitized by Google

davon ſingen können, wenn er nicht durch die glückliche Gabe des unerſchütterlichen Selbſtbewußtſeins, des Glaubens an die ſieghafte Macht ſeiner unwiderſtehlichen Perſönlichkeit auch noch in ſeinen damaligen greiſen Tagen, gegen jeden Verdacht gefeit geweſen wäre, auch er könne einmal den Spott der anderen herausfordern und komiſch auf ſie wirken.

Zuweilen brachte der Hofrat aus ſeiner reichen Schatzkammer köſtlicher Reliquien, eine oder die andere von gleich hohem künſtleriſchem und hiſtoriſchem Wert zum Viardotſchen Theetiſch mit. Aber mit keiner von allen machte er einen ſo entzückenden und ſo nachhaltigen Eindruck als mit einer winzig kleinen Silberſtiftzeichnung; einem Bildnis des Profil-Kopfes Mozarts, etwa in ſeinem dreißigſten Jahr, das von Doris Stock, der bekannten Meiſterin der Radierung, der Schweſter der Gattin des Schillerſchen Freundes, des Vaters Theodor Körners, nach dem Leben ausgeführt war. Es iſt eine der bewundernswerteſten Darſtellungen eines beſeelten Menſchengeſichts unter allen farbloſen Bildniſſen, die ich kenne, und unter allen Portraits jenes großen Freuden- und Segenſpenders der Menſchheit das, in welchem ſein Ausſehen am überzeugendſten wieder gegeben iſt, ſein Weſen, ſeine Geiſtesart, ſein Naturell ſich am reinſten ausſpricht. Auch rein künſtleriſch, als Zeichnung und in Bezug auf verſtändnisvolle Wiedergabe der Form in ihren zarteſten Schwingungen, iſt es allen anderen weit überlegen. Frau Viardot, in ihrer Begeiſterung dafür, geſtand

Digitized by Google

lachend ein, daß dieser Schatz einer von denen sei, welche ihr das Verbrechen des Raubes und Diebstahls als begreiflich und entschuldbar erscheinen lassen würde. Ich teilte diese Meinung vollständig. Aber der angeborenen Farbe der Entschließung blieb auch hier des Gedankens Bläße angekränkelt und Gewissen machte Feige aus uns. Wir kamen über das theoretische Begreifen nicht hinaus. Die That, der Raub, unterblieb. Der Hofrat konnte seinen Schatz ruhig wieder nach Hause tragen, wie gern wir ihn auch behalten hätten. Aus Försters Nachlaß ist diese Zeichnung durch Vererbung in den Besitz seines ehemaligen Pflegesohns, meines lieben Freundes, Hofkapellmeister Eckert, übergegangen. Wo sie nach dessen und seiner Gattin, der schönen Frau Kathi, Tode hingekommen ist, weiß ich in diesem Augenblick nicht zu sagen. —

Als im April nach dem Schluß dieser glücklichen Wochen Viardots auf dem Bahnhof, Abschied von uns nahmen, waren die letzten Worte aus ihrem Munde: „à bientôt, au revoir à Paris.“ Die Überzeugung, daß dies Wiedersehen an dem ersehnten Ort nie stattfinden werde, vermehrte noch die Wehmut, mit der mich diese Trennung erfüllte.

Digitized by Google

XX.

Wenig über einen Monat ſpäter hatte Ferdinand Laſſalle eine Erfahrung zu machen, welche ſeinen engeren Freundeskreis und ebenſo auch der Familie Franz Dunckers, lebhaft erregen mußte. Die meiſten der älteren Freunde dieſes Hauſes hegten nur geringe Sympathien für den „Abenteurer". Sie verhielten ſich kühl und ablehnend gegen das neue, Alle überſtrahlende Meteor, den funkelnden Irrſtern aus einer fremden Welt, der in das harmoniſch, ruhig und gleichmäßig kreiſende Planetenſyſtem hineingefahren war. Bei Einem aber wuchs die Abneigung, die auf dem innerſten Gegenſatz beider Naturen beruhte, durch verletzte Eitelkeit geſtachelt, bis zum blinden tötlichen Haß an. Dieſer Eine war der Intendanturrat Fabrice. Schon ſechs oder ſieben Jahre vor dem Erſcheinen Laſſalles im Dunckerſchen Hauſe war er dem Herren und der Herrin deſſelben in treuer Anhänglichkeit und Freundſchaft ergeben und ohne eigene Familie, Jung-

Digitized by Google

geſell, faſt täglich deſſen Gaſt geweſen. Seine, in einem früheren Kapitel bereits charakteriſierte, Perſönlichkeit mußte von der in jeder Hinſicht ſo ſcharf mit ihr kontraſtierenden Ferdinand Laſſalles notwendig abgeſtoßen werden. Eine Verſöhnung zwiſchen dieſen Männern war undenkbar. Sie konnten auf die Länge nicht dieſelbe Luft atmen. In all ſeinem Behagen, ſeinen lieb gewordenen Gewohnheiten, ſeiner bisherigen Stellung in dieſem Freundeshauſe ſah Fabrice ſich durch den ihm täglich unerträglicher werdenden Eindringling geſtört. Man ſah es ihm an, wie er bei deſſen glänzenden Erfolgen litt, wie der ſonſt ſo ruhig, nüchterne Mann ſeine Selbſtbeherrſchung mehr und mehr verlor. Es mußte einmal zum Eclat kommen. — Eines Abends im März 1858, als wir im kleinen Kreiſe im Mittelſalon zuſammen ſaßen, wollte der Rat bemerkt haben, daß Laſſalle über ihn gelächelt hätte, als jener ſich mit dem jüngſten Töchterchen des Hauſes als guter Onkel beſchäftigt habe. Seit dieſem Abend ſtellte Fabrice ſeine Beſuche in der Potsdamerſtraße 20 ein. Zwei Monate ſpäter ſendete er eine Herausforderung auf krumme Säbel an Laſſalle. Dieſer lehnte ſie ab, als „prinzipieller Gegner des Duells“, wie er ſagte, und weil es ihm gar nicht eingefallen ſei, über den Herren Intendanturrat zu lachen oder ihn in irgend einer Weiſe zu beleidigen. Am 27. Mai ging Laſſalle um drei Uhr ſeinen gewohnten Weg zum Hôtel de Rôme, an deſſen Wirtstafel er zu ſpeiſen

Digitized by Google

pflegte, in der, von der Hecke gegen den jetzigen Bahndamm des Tramway abgegrenzten Mittelallee. Zwischen der Ecke der Lennéstraße und dem Brandenburgerthor, der Stelle gegenüber, auf welcher gegenwärtig das Goethedenkmal steht, vertrat plötzlich Fabrice, eine schwere Reitpeitsche schwingend und begleitet von einem ihm befreundeten Intendanturassessor, seinem nichtsahnenden Gegner den Weg. „Verfluchter Judenbengel willst Du Dich mit mir schlagen oder nicht?“ rief der Rat; — und in demselben Augenblick empfing Lassalle bereits mit der Reitpeitsche einen Hieb über das Gesicht. Im nächsten Moment freilich lag Fabrice auch am Boden und der Geschlagene brauchte gegen ihn sein spanisches Rohr so wirksam, daß dessen Krücke abbrach und er mit dem Blut des Feindes bespritzt wurde. Der Zeuge des Rat, Assessor B., griff persönlich in den Kampf mit ein und die Drei wälzten sich über und unter einander, sich gegenseitig mit den natürlichsten Waffen bekämpfend, im Sande jenes Weges, bis herbeieilende Schutzmänner sie auseinander brachten. — Aus diesem, für jeden anderen Mann tötlich peinlichen und beschämenden Erlebnis machte Lassalle, kaum begreiflicherweise, ein Heldenstück, von dem er mit stolzer Begeisterung erzählte, dessen Schilderung er in die Zeitungen lancierte, über das er sogar dem Oberbefehlshaber in den Marken, Vater Wrangel, einen Bericht abzustatten sich gedrungen fühlte! Niemand, und am wenigsten der alte General selbst, verstand: warum?

Digitized by Google

Die Folgen für Laſſalles Angreiferpaar waren ſchwer und traurig genug. In dem gegen Beide eingeleiteten Disziplinarprozeß wurde Fabrice zur Kaſſation und ebenſo wie ſein Freund und Mithelfer zu mehrmonatlicher Feſtungshaft verurteilt. Der Staat verlor einen ſehr tüchtigen Beamten und deſſen Karrière, die ſo ausſichtsvoll und bisher eines glänzenden Ziels gewiß erſchienen war, fand ein vorzeitiges Ende. —

Auch die Freunde Laſſalles ſahen ſich durch die ganze fatale Geſchichte in eine wenig angenehme Lage verſetzt. Die ganze öffentliche Meinung der bürgerlichen Geſellſchaft Berlins erklärte ſich in ihrem leidenſchaftlichen Haß, er ſich gar nicht die Mühe gab, zu prüfen, zu unterſuchen und abzuwägen, gegen ihn. Im Hauſe Franz Dunckers aber hielt man um ſo tapferer und treuer zu dem Freunde. Konnte man ihm doch mit Grund und Recht aus der Ablehnung einer Forderung, die auf einem ſo rein imaginairen oder erdichteten Anlaß und Vorwand beruhte, und ebenſo aus dem Überfall und ſeiner energiſchen Verteidigung dagegen unmöglich einen Vorwurf machen oder ihm darum gar die bisher beſtandenen freundſchaftlichen Beziehungen kündigen. Aber nicht allein von Seiten des Franz Dunckerſchen Paares, ſondern von allen, die ihm bis dahin nahe geſtanden hatten, empfing Laſſalle die wohlthuenden Beweiſe, daß ſie auch ferner für ihn die gleichen geblieben ſeien, jenem ganzen Sturm und Lärm der öffentlichen Meinung Berlins zum Trotz. Friedrich

Digitized by Google

Förſter bekräftigte dieſe Verſicherung mit einem eigentümlichen Geſchenk. Zum Erſatz für die, in dem „Straßenkampf“ abgeſplitterte, Krücke des ſpaniſchen Rohrs, verehrte er Laſſalle den, in des Hofrats Reliquien- und Schatzſammlung befindlichen, angeblich echten und rechten Stockknopf Robespierres! Er beſtand in einer kleinen Nachbildung der einſtigen Geſtalt der Baſtille, aus vergoldetem Silber. Mit welchem Stolz trug fortan der damit Beſchenkte die wieder geheilte, ſo gezierte Waffe, die er in dem Gefecht gegen jene beiden Angreifer geführt hatte!

Meine Beziehungen zu dem Lübke-Eggerſchen Freundeskreiſe waren in dieſen letzten Fünfziger Jahren allmählich etwas lockerer geworden. Aber ich traf, wenn ich auch nicht zu ihrem engeren Bunde gehörte, doch immer wieder gern mit ihnen zuſammen. Ich nahm im Sommer 1856 und 1857 wiederholt an ihren kleinen Nachmittagsſpaziergängen und ihren Kaffeeſitzungen auf der Terraſſe der noch heute dort beſtehenden Konditorei an der Ecke der Bellevueſtraße und des Potsdamer Platzes oder im Birkenſchatten des Mielentzſchen Gartenlokals teil, das ſeit Kurzem auf der Stelle des ehemaligen Karlsbades am linken Ufer des Schiffahrtskanals errichtet worden war. Dem alten Kreiſe hatten ſich auf dieſen Wanderungen zwei neue, den Jahren nach freilich ſehr viel ältere, Genoſſen

Digitized by Google

angeſchloſſen, die mir Beide aus den vor- und nachmärzlichen Vierziger Jahren her noch wohl bekannt waren: der vom Klavierlehrer zum gefürchteten, geiſtreich boshaften Kunſt- und Muſikkritiker, Feuilletoniſten, berliner Chroniqueur und ſatiriſchen Schilderer des berliner Lebens gewordene Ernſt Koſſak, und, durch den ihm und uns befreundeten Verleger des Deutſchen Kunſtblatts, Heinrich Schindler, eingeführt, Dr. Titus Ulrich, der Dichter des „hohen Liedes", der einſtige, hochbegeiſterte Freiheitsſänger, dann Feuilletoniſt und Mitredakteur der Nationalzeitung, der ungefähr um jene Zeit ſein Lebensſchiff in den ruhigen Hafen des Generalintendantur-Bureaus der königlichen Schauſpiele gelenkt hatte. Koſſak, zehn Jahre älter als ich, ein halber Landsmann von mir, zu Marienwerder in Weſtpreußen (1814) geboren, trug auf einer ziemlich lang gewachſenen, hageren Geſtalt einen Kopf, deſſen Geſichtsſchnitt in auffälliger Harmonie zum ruſſiſchen Klange ſeines Namens ſtand. In der gelblich blaſſen Geſichtsfarbe verriet ſich deutlich, daß an jener galligen Bitterkeit ſeines ſatiriſchen Humors ſeine körperliche Verfaſſung nicht geringen Anteil hatte. Ein früh ergrauter, lang getragener Vollbart vollendete das charakteriſtiſche Gepräge ſeiner Erſcheinung. Ihm zuzuhören, war immer ein großes, wenn auch nicht ganz ungemiſchtes Vergnügen. Im anſcheinend gemütlichſten, freundlichſten Plauderton geißelte er ſo unbarmherzig im Geſpräch, wie mit der Feder, Menſchen und Zuſtände, die ihm ver-

Digitized by Google

spottenswert dünkten. Außerordentlich vor allem war seine Gabe der Detailmalerei, des Beobachtens und Zusammentragens der kleinen, feinen, intimen bezeichnenden Züge an Menschen und erlebten Vorgängen, deren damit belebte Bilder er dann mit einer, ihres heiteren Erfolges immer gewissen, subtilen Kunst in effektvollster Beleuchtung hervor zu rufen verstand. — Titus Ulrich, um ein Jahr älter als Kossak (geb. 1813 zu Habelschwerdt, † 1891), war ein kleines feines Männchen, dessen hageres, mit einem dünnen Schnurr- und Kinnbärtchen geschmücktes Gesicht, von tausend Hautfalten und -Fältchen durchfurcht war. Es zirkulierten wunderliche, phantastisch übertreibende humoristische Legenden von seiner bis zur höchsten Virtuosität ausgebildeten Entbehrungskunst, von seiner erstaunlichen Gabe der Erfindung von Mitteln, sein Leben mit den allergeringsten Kosten zu führen. Er sollte ehedem während der Vierziger und ersten Fünfziger Jahre zu diesem Zweck praktische Studien an seiner Person gemacht und Übungen vorgenommen haben, als ob er ähnlichen Ruhmeskränzen nachzustreben gedächte, wie sie der zwei Jahrzehnte später die Welt in Staunen versetzende Dr. Tanner errang. Auch in der Kunst der Konservierung, des langen Tragens und Erhaltens von Hüten, Kleidern und Stiefeln sollte er schlechterdings von keinem Sterblichen übertroffen werden können. Er ließ sich von seinen Freunden um dieser Sparsamkeit willen ruhig lächelnd hänseln und

Digitized by Google

bespötteln. Wußte er doch genau, zu welchem Zweck er sich in solcher ehrenwerten Tugend übte. Hatte er sich doch vorgesetzt, eine große Reise, vor allem durch Italien, das Land der tiefsten Sehnsucht für seinen klassisch gebildeten Geist, auszuführen, sobald er die dazu erforderliche Summe von seinen sehr mäßigen literarischen Honorareinnahmen erspart haben würde; und trug er sich zugleich doch auch mit einem anderen, freilich vor Jedem verborgen gehaltenen, Lieblingsgedanken, mit dessen Ausführung er seine Freunde urplötzlich überraschte: sich mit einem, seinem treuen Herzen teuern, mit Glücksgütern durchaus nicht gesegneten, Fräulein zu verheiraten. Beide Pläne hatte er bald nach jener Zeit ausgeführt und auch das erhoffte Glück in ihrer Realisierung gefunden. Unerfüllt aber ist ihm ein dritter Lieblingstraum geblieben: das gewaltige, geschichtliche Drama, dessen Grundplan während des größten Teils seines Lebens, in seiner unsterblichen Seele wälzte, sein Trauerspiel „Nero" wirklich ans Licht zu fördern. Dafür hat er noch in seinem 77. Jahr die Welt mit einem starken Bande lyrischer Gedichte, zum Teil ungewöhnlich reich an großen poetischen Schönheiten, an tiefen feinen Gedanken, an Farbenpracht, und von oft wahrhaft kunstvollendeter Form, überrascht und damit einen ihm in seinen Greisentagen doppelt lieben und wertvollen, litterarischen Erfolg errungen. Damals in jenen letzten Fünfziger Jahren hatte sich die einstige revolutionäre und titanisch-himmelstürmerische Glut, die

Digitized by Google

ihn in der Zeit beseelte, als er noch mit dem Schleppsäbel umgürtet, mit seinem gleichgesinnten, hochgestimmten Freunde, dem Maler Uhle, durch die Straßen des vom Märzsturm erregten Berlin stolzierte, bereits bedeutend abgekühlt. Er war ein sehr ruhiger Beobachter und Beurteiler der öffentlichen Dinge und ein meist liebenswürdiger und wohlwollender Kritiker der Werke der bildenden Kunst wie der Litteratur geworden, mit dem es sich sehr behaglich verkehrte und plauderte, aus dessen Gesprächen, in denen er stets die Anrede „lieber Schatz" gebrauchte, man immer eine feinsinnige Betrachtung, eine graziöse, geistreiche Bemerkung, ein treffendes Urteil mit nach Hause nahm. —

Noch eines anderen, auf mein Leben sehr viel einflußreicher als diese Beiden gewordenen, Mannes sei hier gedacht, dem ich zum ersten Mal 1857 begegnete, wenn meine intimeren Beziehungen zu ihm auch erst zwei Jahr später, von 1859 her, datierten. Herbert König traf ich einmal auf einem Gange in der Leipziger Straße. Er fragte, ob ich ihn nicht begleiten wolle; ich könnte einen sehr interessanten Menschen kennen lernen: den Photographen Gustav Schauer, der in einem kleinen Dachatelier, in dem Hause der großen Friedrichsstraße 187 arbeite. Damals zuerst hatte man auch in Berlin angefangen, nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen, kleine

Digitized by Google

photographische „Visitenkartenportraits“ herzustellen, die rasch zu allgemeiner Beliebtheit gelangten. Wie mir Herbert König sagte, ließe er sich von Gustav Schauer, der, im Gegensatz zu den meisten damaligen Photographen, ein Mensch von begeistertem Interesse auch an der bildenden Kunst und von wirklichem Verständnis für sie sei, um irgend eines Fehlers willen verworfene, wertlos gewordene Visitenkartenportraits in Menge geben, die ihm für seine Zeichnungen aus dem modernen Gesellschaftsleben schon als die besten Vorbilder für Kleiderschnitt und Sitz außerordentlich brauchbar wären. Ich sollte mir doch auch dergleichen von Schauer ausbitten, der sehr gern bereit sein würde, einen dahin gerichteten Wunsch auch von mir zu erfüllen. So kam ich zum ersten Mal in das kleine Haus, das für mich der Ausgangspunkt mancher tief greifender Wandlungen in meinem Lebensschicksal werden sollte.

Ich fand einen hochgewachsenen breitschultrigen, meine eigene Länge noch um etwas überragenden Mann, von etwa 30—32 Jahren, mit kurzem blondem Haar und Schnurrbart, glattem Kinn und Wangen, mit volltönender Stimme, die wohlklingend aus der Tiefe der mächtigen Brust heraufdrang und mit eigentümlich wuchtiger, nachdrücklich betonender, sich gerne in sentenziösen Sätzen ergehender Redeweise. Ehrlicher poetischer Idealismus im Anschauen, Denken und Empfinden des Mannes schien sich in ihm ganz eigentümlich mit praktischer Klugheit, Energie

Digitized by Google

und Geschäftstüchtigkeit zu verbinden. Er hatte als Schullehrer in sehr bescheidenen kleinen Verhältnissen begonnen, dann das Daguerrotypieren bei Graff, dem ersten berliner Meister der damaligen Lichtbildnerei, in der Jerusalemerstraße, erlernt, sich selbstständig in der photographischen Technik weiter gebildet und betrieb damals schon mit gutem Erfolge in jenem kleinen Atelier im höchsten Geschoß des schmalen Häuschens ebensowohl die Bildnisaufnahme, wie die photographische Kopierung von Kupferstichen, Lithographien und Zeichnungen; die von farbigen Gemälden wollte zu jener Zeit nur erst schlecht gelingen und Schauer hatte sich auf solche Versuche noch nicht eingelassen. Aber er war, wie ich mich schon in der ersten Zeit unseres Umgangs überzeugen konnte, in bezug auf die künftige Entwicklung der Photographie, ihre kulturgeschichtliche Mission und ihre dereinstigen Leistungen mit einer ähnlich merkwürdigen Prophetengabe ausgerüstet, wie sie Prince-Smith auf seinem ökonomischen Gebiet bewies. Er sah und sagte diese Zukunft der damals noch ganz in ihren tastenden Anfängen begriffenen Photographie, in ihrer ganzen Großartigkeit klar voraus und ließ sich in seinen Überzeugungen davon nicht irre machen durch die Zweifel Kurzsichtiger und Kleingläubiger, noch durch den Spott über seinen hohen Dichterschwung, mit dem er der Erde Schranken so weit zu überspringen schien. Auch in Bezug auf seine eigene Privatlaufbahn und Lebensgestaltung malte

Digitized by Google

er sich ganz bestimmte schöne Zukunftsbilder. Da er sich aber, statt nur davon zu träumen, von der konsequenten plangemäßen Verfolgung seiner Ziele durch nichts ablenken ließ, so hat er sie denn auch vollständig erreicht und gewisse Lieblingsträume seiner Kindheits- und Jünglingsjahre in vollem Umfange noch während seines kräftigen Mannesalter verwirklicht. Der eine derselben war der: in einem großen, schön gelegenen Garten, im Schatten der Fruchtbäume, die er selbst gepflanzt und in den traulichen Gemächern des stattlichen Hauses, das er sich inmitten solcher Umgebung selbst gegründet haben würde, zu sitzen und seinen geistigen Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen. Der zweite: sich nicht nur als Photograph, sondern als wirklicher Maler hervorzuthun, und zwar nicht nur als Dilettant, sondern als ganzer Künstler von Fach, der als solcher von den Genossen respektiert wird. Und vierzehn Jahre nach jener Zeit unseres ersten Bekanntwerdens saß ich mit ihm und seiner gütigen warmherzigen Lebensgenossin beim Weine, im weit ausgedehnten, in Terrassen am langen sanften Hügelrücken aufsteigenden, parkartigen Garten, seiner herrlichen Besitzung in Coburg, unter den von ihm gepflanzten Fruchtbäumen und Rebenlauben, schlief ich als sein Gast unter dem Dach seines, mit den edelsten Kunstwerken geschmückten, traulichen Hauses und freute mich mit ihm und in seine Seele hinein an dieser Verwirklichung seines Jugendtraumes. Und ebenso sah ich

Digitized by Google

später in München und Berlin mehr als ein treffliches, poetisch concipiertes, in Zeichnung und Malerei gediegen und tüchtig durchgeführtes, Gemälde von seiner Hand ausgestellt, — in zäh ausdauerndem Studium in der Werkstatt von Defregger und anderen Meistern hatte er sich die Fähigkeit dazu erobert, — sah ihn damit die verdiente Anerkennung der Künstler, wie des Publikums erringen; und ihn schließlich noch gar vom preußischen Ministerium durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet werden! —

Von jenem kleinen Atelier auf dem Dach ausgehend, mietete er nach einander die Räume des dritten, des zweiten, des ersten, des Erdgeschosses, da der Betrieb seiner photographischen Anstalt immer größere Dimensionen annahm, und erwarb zuletzt gar das ganze Haus als Eigentum. Nach mehreren Jahren tüchtiger Arbeit verkaufte er es mitsamt der von ihm so hoch gebrachten photographischen Anstalt und dem Verlage, (1865) und gewann so die ersehnte Freiheit, sich dem längst geplanten Studium der Malerei widmen zu können. Bis zum Eintritt dieser großen Veränderung in seinem Leben und seiner Berufsthätigkeit bin ich von ihm für seinen Kunstverlag viel beschäftigt gewesen. Er hatte sich eine sehr schmeichelhafte Meinung von meiner litterarischen und speziell kunstschriftstellerischen Befähigung nach den ersten, ihm bekannt gewordenen Proben gebildet. Von meiner litterarischen Zukunft entwarf er

Digitized by Google

mir in gutem Glauben ähnlich glänzende und verlockende Bilder, wie sie mir mehrere Jahre früher Prince-Smith von meiner künstlerischen vorgespiegelt hatte. Jedenfalls hat diese „Zukunft" ersterem mehr Recht gegeben, als dem älteren Freunde.

Ich schrieb für Schauer eine ganze Anzahl von Texten zu photographischen Albums, welche die Nachbildungen von Kupferstichen und Lithographien der berühmtesten Werke verschiedener hervorragender alter klassischer und moderner Maler, und zu solchen, welche ausgewählte Bilder aller Hauptgalerien europäischer Städte enthielten. Daß ich damals von allen diesen Galerien aus eigener Anschauung einzig die Berliner und die Dresdener kannte, konnte mich nicht daran hindern in gleicher Weise auch die St. Petersburger Eremitage, die Münchener Pinakothek, das Wiener Belvedere, die Louvregalerie, die britische National-Gallery, das Madrider Museum des Prado und die Galerien Pitti und Uffizien zu bearbeiten, d. h. ihre Geschichte zu erzählen, ihre Einrichtungen zu schildern, die einzelnen Meisterwerke mit erläuternden Texten zu begleiten. Ich schrieb den Text zu einem großen „Horace Vernet-Album," bearbeitete, frei nach französischen Originalen, die Texte zu einem „Delaroche-" und einem „Ary-Scheffer-Album," verfaßte kurze, zusammengedrängte Biographien und Charakteristiken Rafaels, Michel Angelos, Tizians, des Rubens u. A. für Miniatur-

Digitized by Google

albums im Taschenbuchformat. Die Stunden, in denen ich mit Schauer zu unsern geschäftlichen Beratungen am häufigsten und liebsten in seiner Wohnung zusammentraf, waren auch im Winter die von 7—9 Uhr Morgens. Sie sind mir unvergeßlich geblieben durch sein Gespräch, durch den Reichtum origineller glücklicher Gedanken, die er in seinen, mit treffenden Bildern und glänzenden Aphorismen durchwirkten, immer wie von ernster, tiefer Begeisterung beschwingten, Reden entwickelte. Einmal, ich glaube es war kurz vor dem hundertsten Jubeljahr der Geburt Schillers, überraschte er mich mit dem Ausspruch: Berlin habe die Ehrenpflicht, als Hauptstadt der deutschen Intelligenz, dem größten Nationaldichter, seinem (von Schauer über Alle geliebten) Schiller ein Denkmal zu errichten. Er habe nun einmal diesen Gedanken gefaßt und er gäbe mir sein Wort, er würde ihn durchsetzen und andere Leute, die ihn verwirklichen müßten, dafür zu gewinnen verstehen. Wir alle wissen, wie verhältnismäßig rasch das gelungen ist und wie dieser Gedanke der Errichtung eines Schillerdenkmals in Berlin auch zu der eines Goethe- und Lessingdenkmals geführt hat. Aber sicher wissen nur die Allerwenigsten, aus wessen Kopf er zuerst und in Wahrheit entsprungen ist. —

Digitized by Google

XXI.

Durch nichts wird ein geschlossener Freundeskreis von Junggesellen gewöhnlich leichter und vollständiger zersprengt, als durch die Verheiratung einzelner Mitglieder. Der Lübke-Eggersche aber bestand siegreich auch diese Probe. Assessor Dr. Zöllner, „der Chevalier", hatte den Anfang mit dem Verheiraten gemacht. Der nächste, der seinem Beispiel folgte, war Ende November 1857 Wilhelm Lübke. Er hatte eine hochgebildete, geistvolle, ihm in der Zahl der Jahre überlegene, verwitwete Dame von reichem, gründlich geschultem und entwickeltem musikalischem Talent, der er bereits seit lange vor dem Beginn unserer Bekanntschaft in treuer Freundschaft ergeben gewesen war, zum Altar geführt. Diese Eheschließungen blieben für den engeren Bund der „Rütli"- und „Ellora"-Genossen ohne lockernde Folgen. Meine und dieser Freunde Bahnen aber entfernten sich mehr und mehr von einander. Schon dreiviertel Jahre vor seiner Vermählung war Lübke zum wohlbestallten Königlich Preußischen Beamten auf-

Digitized by Google

geſtiegen. Auf das Dringen Stracks und Schnaaſe's hatte er ſich um das, durch Profeſſor Stiers Tod vacant gewordene Lehramt der Geſchichte der Architektur an der Berliner Bauakademie beworben. Und nicht vergebens. Ein geborner Meiſter des freien Vortrags und ſeinen Stoff vollſtändig beherrſchend, errang er auf dem Katheder einen ſchönen Erfolg. Aber er erkannte doch die Notwendigkeit, ſein, ob auch noch ſo umfaſſendes und gründliches, Wiſſen auf dem weiten Gebiet der geſamten Kunſtgeſchichte durch eigne Anſchauung noch zu bereichern und zu vertiefen. Er erbat ſich den erforderlichen längern Urlaub und trat im Auguſt 1858 eine Studienreiſe nach Italien in Begleitung ſeiner Gattin an.

Am 1. September desſelben Jahres ſollte wie in jedem, deſſen Zahl durch zwei ohne Bruch teilbar iſt, die gewohnte große akademiſche Kunſtausſtellung ſtattfinden. Lübke hatte die kritiſchen Beſprechungen dieſer Kunſtausſtellungen, wie auch die Tageskritik über alle wichtigeren künſtleriſchen und kunſtlitterariſchen Erſcheinungen, die in Berlin auftauchten, während der letzten 5—6 Jahre für die „Haude- und Spenerſche Zeitung“ geſchrieben. Durch ſeine große Reiſe war die Redaktion ihres erprobten und beliebten kunſtgelehrten Ausſtellungskritikers für viele Monate beraubt. Sie hatte ihn erſucht, einen Stellvertreter zu empfehlen. Zu meiner Überraſchung kam er zu mir mit dem Vorſchlag, das Kunſtrichteramt während der Zeit ſeiner Abweſenheit und zunächſt über die ak-

Digitized by Google

demische Ausstellung statt seiner zu übernehmen. Ich erschrak zunächst bei der Vorstellung, daß ich, der ich, ohne jede schmeichlerische Selbsttäuschung, meine eigenen künstlerischen Schwächen und Unvollkommenheiten nur zu genau kannte, es mir herausnehmen sollte, über Kunstwerke öffentlich kritisch abzuurteilen, von denen so viele dem, was ich selbst zu schaffen vermochte, in jeder Hinsicht weit überlegen sein würden. Aber ich war mir andererseits auch wieder bewußt, manches, Dank meiner Eigenschaft als ausübender Künstler, in den Kunstwerken besser und richtiger sehen, auffassen und gerechter würdigen zu können, vielleicht auch vertrauter mit dem Entwicklungsgange, mit den Werken und den Meistern der modernen bildenden Kunst zu sein, als die Mehrzahl der für unsere Zeitungen schreibenden Herren Kunstrezensenten. So nahm ich nach einigem Zaudern und Erwägen den Vorschlag an und versprach Lübke, der nun beruhigter abreisen konnte, nach besten Kräften für ihn einzutreten, aber unter der Bedingung, daß mein Name nicht genannt werde.

Die „Haude- und Spenersche Zeitung" unterschied sich von ihrer ältesten Berliner Konkurrentin der damals und noch viele Jahre später im Quartformat erscheinenden „Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen im Verlage Vossischer Erben" durch das größere länger gestreckte stattlichere Hochformat, durch einen pedantischeren wohlweisen prätenziöseren Ton, durch gewisse staatsmännische und gelehrte Allüren und durch den

Digitized by Google

abscheulichen Gebrauch, das Wort „jetzt“ noch immer in seiner altfränkischen Form „itzt“ zu drucken. In ihrer ganzen Haltung war sie das echte Spiegelbild des Alt-Berliner Geheimratgeistes. Ernste und tüchtige Männer, bedeutende Köpfe und solche die sich dafür hielten, arbeiteten an ihr mit. Für den Humor, für den feuilletonistischen Übermut aber war kein Platz in ihren Spalten. Redaktion, Druckerei und Expedition befanden sich an der Straße „hinter dem Gießhause“ in einem alten, schäbigen, winkligen Berliner Hause mit seltsamen, dunklen, windschiefen, niedrigen Hofgebäuden, das mit allen seinen Anhängseln nun seit manchen Jahren durch den zum Finanzministerium gehörigen Neubau verdrängt ist.

Herr Dr. Alexis Schmidt, der Chefredakteur, bewahrte, im Bureausessel am Redaktionstisch thronend, jederzeit auch in seiner Haltung und ganzen Erscheinung viel von der charakteristischen Eigentümlichkeit der Zeitung selbst. Das prägte sich ebenso in seinem ruhig und kühl blickenden, bis auf die kurzen Backenbartansätze glattrasierten, selten lächelnden, blonden Antlitz, wie in seiner hohen weißen Krawatte aus, auf welcher dies Haupt ruhte. In starkem Gegensatz zu diesen Herren stand das Aussehen und Wesen der Persönlichkeit, welche allem Geschäftlichen bei der Zeitung ebenso wie bei der Druckerei als oberster Leiter vorstand, des Herrn Unger. Er wohnte im Hinterhause im ersten Stockwerk, zu dessen immer dunkelm, auch bei Tage durch ein Lämpchen erhelltem, engern, schmutzigem

Digitized by Google

Flur eine wahre Hühnerstiege hinaufführte. Die Thür, die sich dort zu seiner Wohnung öffnete, war so eng und niedrig, daß Herrn Ungers große und ziemlich umfangreiche Gestalt sie fast ganz und gar ausfüllte, wenn er darin stand. Augensäcke, Wangen, Unterlippe, Kinn und Leib schienen vom eignen Gewicht ohne festen Halt, wie schwammig weiche Lasten niederzuhängen. Beide Herren waren ziemlich wortkarg bei aller Höflichkeit und Freundlichkeit, womit sie den von „Herrn Dr. Lübke" Empfohlenen empfingen und mir die nötigen Anweisungen in Bezug auf die allwöchentlich zu liefernden je drei Kunstausstellungsberichte erteilten. Auch dem Herrn Kassierer im Expeditionsbureau im Erdgeschoß des Vorderhauses, einem hagern, gebückten Herrn mit dünnem ergrautem Haar und bebrilltem, faltenreichem Kalkulator-Gesicht, einer Figur wie aus einem Bozschen Roman, stellte ich mich vor. Während der Zeit meiner Berichterstattung über die akademische Kunstausstellung hatte ich nur wenig mit ihm zu thun. Für diese Arbeit war eine runde Summe, hundert Thaler, ausgeworfen, die mir nach der Beendigung pünktlich ausgezahlt wurde. In seine wahre Rolle trat dieser würdige Beamte mir gegenüber erst später ein, als es das Zeilenhonorar für einzelne sonstige Beiträge zu berechnen galt. Es betrug für die Zeile $9\frac{1}{3}$ Pfennige. Natürlich wollte es mir nie gelingen, trotz der redlichsten Absicht und verzweifelten Bemühens, meine Monatsliquidation so aufzustellen, daß der Herr Kassierer nicht un-

Digitized by Google

willig irgend einen Rechenfehler von einigen Drittel Pfennigen herauskalkuliert und ihn mir mit einigen spitzigen Bemerkungen vorgehalten hätte.

Ich gestehe, daß mir die Arbeit an diesen Kunstausstellungsbesprechungen, die mir damals so neu und ungewohnt war, ein wirkliches Vergnügen bereitete. Es wurde während ihrer Dauer noch dadurch gesteigert, daß ich darüber von manchen Seiten her, wo man den Verfasser in mir nicht entfernt ahnte, viel Schmeichelhaftes und mir sehr Wohlthuendes zu hören bekam.

Ich habe in jenen ersten wie in allen seitdem von mir geschriebenen Kunstausstellungs-Besprechungen mich stets gehütet, mir das Ansehen eines an künstlerischer Weisheit den Künstlern selbst überlegenen Richters zu geben, sie gleichsam vom Katheder des ästhetischen Docenten her abzukanzeln. Ebenso fern lag es mir immer, meine Leser auf Kosten der ausgestellten schwächeren Werke lachen zu machen, meinen satirischen Humor und Witz an diesen zu üben. Auf das Große, Aufrichtige, Gute, Tüchtige, Gesunde, wo es sich mir in den Arbeiten der neuen, aufstrebenden noch unbekannten Künstler, wie der bekannten Meister auf irgend einem künstlerischen Gebiet zeigte, gleichviel ob es der Menge gefiel oder nicht, energisch hinzuweisen, über das Unbedeutende lieber stillschweigend oder mit wenigen nicht absichtlich kränkenden Worten hinweg zu gleiten, die anspruchsvollen, leeren, von der Reklame aufgebauschten, prunkenden Nichtigkeit, der sich spreizenden Modethor-

Digitized by Google

heit aber rückhaltlos zu Leibe zu gehen, bin ich dafür jederzeit nach bester Einsicht und bestem Vermögen ehrlich bemüht gewesen. Über den geringen Einfluß dieser Tageskritik auf die Künstler und ihr Schaffen habe ich mich nie getäuscht. Aber ich darf, so nahe dem Ende meiner Laufbahn, das befriedigende Bewußtsein hegen, daß meine kunstkritische Thätigkeit dennoch nicht ganz nutzlos, d. h. nicht ganz ohne Wirkung auf das am Leben der Kunst Anteil nehmende Publikum gewesen ist.

Diese Ausstellung war nicht arm an bedeutenden fesselnden Werken neuer deutscher und fremdländischer Kunst. Gerade während der letzten acht Jahre hatten sich unter den deutschen und speziell den Berliner Künstlern glänzende Talente hervorgethan und zur Meisterschaft entwickelt. Auf allen akademischen Kunstausstellungen seit jener im Herbst 1850, auf welcher gleichzeitig A. Menzels „Tafelrunde zu Sanssouci" und das tief eindrucksvolle zweite Werk des jungen Düsseldorfer Malers Ludwig Knaus (geb. 1829) „das Begräbnis auf dem Lande" erschienen, waren zahlreiche Proben dieses regen Schaffens, dieses freudigen Aufschwungs, dieses Werdens und Schaffens frischer künstlerischer Kräfte in der deutschen Malerei ans Licht getreten. Adolf Menzel hatte jenes Meisterwerk zum teil noch überboten durch die ihm auf den Ausstellungen von 1852, 54 und 56 folgenden: „Konzert bei Hofe", „Friedrich der Große auf Reisen", „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch". In denselben Jahren hatte

Digitized by Google

er in mehr als einer reproduktiven künstlerischen Technik das außerordentlichste geschaffen: auf dem lithographischen Stein jene Kompositionen, in welchen sein erfinderisches und malerisches Genie den unmittelbarsten Ausdruck fand, — den „Versuchen auf Stein mit Pinsel und Schabeisen", und „Christus als Knabe im Tempel"; auf Holz: die geschichtlichen, und so lebensprühend und charakterecht, wie nach dem lebendigen Originale selbst entworfenen, bewundernswürdigen Bildnisse des großen Königs und seiner Paladine; — Holzzeichnungen, die, von Kretzschmar entsprechend geschnitten, in ihrer durch Messer und Stichel des Xylographen nirgends angetasteten und verletzten Ursprünglichkeit herausgebracht waren (unter dem Titel „Aus König Friedrichs Zeit" erschienen sie mit erläuterndem Text von Alex Duncker 1856 in dessen Verlage). Von L. Knaus, den Paris dauernd festhielt, wohin er 1852, anfangs nur in der Absicht eines kurzen Besuchs dort eingetroffen, übersiedelt war, und von seinen dortigen künstlerischen Thaten und großen Erfolgen erzählte uns lange nur der immer wachsende Ruf. Unsere großen Ausstellungen blieben von ihm unbeschickt. Nur durch die von dem Berliner Kunstliebhaber und Sammler, Kommerzienrat L. Ravené angekauften und hier gelegentlich ausgestellten, erlesenen originellen Schöpfungen des Meisters empfingen wir eine Anschauung, wie wohl begründet dieser dort erworbene Ruhm war.

Um eben J ahre älter als Menzel, stand Fr. Eduard

Digitized by Google

Meyerheim (geb. 1808) während dieser fünfziger Jahre und noch lange nachher, wie während des vorangegangenen Jahrzehnts in der ersten Reihe der Berliner Genremaler, der in der Durchführung seiner gemütvollen, heiteren und rührenden Schilderungen aus dem Familienleben des deutschen Bauern- und Kleinbürgerhauses die Vollendung der alten niederländischen Kleinmeister nicht vergebens erstrebte. Seine beiden jungen Söhne Franz und Paul erweckten bereits durch ihre ersten knabenhaften Anfänge große Hoffnungen, welche sie denn auch in nächster Zeit bereits in vollem Maß erfüllten. — Eduard Magnus, der größte deutsche Bildnismaler der vierziger Jahre (geb. 1799) stand noch auf der Höhe seiner künstlerischen Kraft und Meisterschaft, wenn sich auch bereits die Anzeichen jenes Augenleidens bei ihm einstellten, das ihn in den ersten sechsziger Jahren fast zum völligen Verzicht auf jede malerische Thätigkeit zwingen sollte. — Franz Krüger, der geniale Berliner Meister, der Militär-, Bildnis-, Jagd-, Pferde- und Hundemaler (geb. 1797) hatte bis zu seinem plötzlichen Tode, welcher den Neunundfünfzigjährigen hinwegraffte, in gleicher Frische und Rüstigkeit wie während der dreißiger und vierziger Jahre auch in diesem Jahrzehnt und mit kaum vermindertem Erfolg seine fruchtbare künstlerische Thätigkeit fortgesetzt, unbeirrt durch neue Moderichtungen, durch die von München her importierte geschichtsphilosophische Kunst, nur bei der

Digitized by Google

lebendigen Natur Lehre und Vorbild ſuchend. Er ſah noch neidlos ſeinen Schüler Carl Steffeck (geb. 1818), auf den ſich ſo vieles von des Meiſters Art und Weſen übertragen hatte, ſein reiches, geſundes Talent in trefflichen maleriſchen Schöpfungen zum großen Teil in Krügers eigenſter Richtung bethätigen. Auch Auguſt von Klöber (geb. 1793) ſchien in dieſem Jahrzehnt eine erneute künſtleriſche Jugendkraft gewonnen zu haben. Sein in ſeinem einundſechszigſten Jahr vollendetes und hier ausgeſtelltes Bild, „Amor, die vom Rauch des Gefäßes betäubte Pſyche mit den Tönen ſeiner Laute erweckend," bezeichnete den Höhenpunkt ſeines Schaffens. Julius Schrader (geb. 1815) war Ed. Magnus in Bezug auf die Sättigung, die Energie und das warme Leuchten der Farbe, — die als Hauptvorzug auch ſeiner ziemlich theatraliſchen, geſchichtlich-novelliſtiſchen Gemälde, wie „der Abſchied Karls I. von ſeinen Kindern", „Eſther vor Ahasver", „Milton und ſeine Töchter", u. a. gelten mußte, — in ſeinen beſten Bildniſſen aus jenem Jahrzehnt noch überlegen, wenn er die Natürlichkeit und einfache Wahrheit der Erſcheinung der Dargeſtellten auch viel mehr als jener einem künſtlich geſteigerten und gemachten Habitus zu opfern pflegte. — Guſtav Richter (geb. 1823) hatte ſeine ruhmvolle Laufbahn als der größte deutſche Bildnismaler ſeiner Zeit 1852 mit dem Porträt ſeiner Schweſter begonnen und dann auf der Ausſtellung von 1856 einen glänzenden überraſchenden Sieg auch

Digitized by Google

auf dem Gebiet der großen Geschichtsmalerei mit dem Bilde der Erweckung der Tochter des Jairus errungen. Carl Beckers (geb. 1820) und Wilhelm Ambergs (geb. 1821) Talente hatten sich in ihrer vollen Anmut und Liebenswürdigkeit entwickelt. Fritz Kraus (geb. 1826) wetteiferte mit ihnen und Gustav Richter im Glanz und harmonischen Reichtum des Colorits wie in der Kunst der lebendigen und gewinnenden Schilderung des Liebreizes und der Grazie der schönen Frauen der Renaissance wie der Gegenwart; Oscar Begas (geb. 1826) mit G. Richter auf dem Gebiet der Bildnismalerei, besonders in der treffenden Charakteristik männlicher Persönlichkeiten. Henneberg (geb. 1825) trat mit seinem Bilde „der wilde Jäger" hervor, in welchem sich ebenso der echt romantische Geist, Feuer und Kraft der schöpferischen Phantasie, als der große malerische Sinn, das ganz ungewöhnliche Können offenbarten. Feuerbach (geb. 1829) hatte die wilde Energie, die noch aus seinem „Hafis in der Schenke" sprach, in sich gebändigt, folgte hingebend den Spuren der großen alten Venezianer und hatte in seinem „Tod des Pietro Aretino" den Beweis gegeben, wie viel er von ihnen gelernt, wie tief er in die Geheimnisse ihrer malerischen Kunst und ihrer Farbengebung eingedrungen war. Wilhelm Gentz (geb. 1822) bot in seinen großen biblischen Bildern „Christus und Magdalena auf dem Gastmahl des Simeon" und „Christus unter den Zöllnern und Pharisäern" die gereiftesten Früchte seiner

Digitized by Google

Pariſer Kunſt- und ſeiner orientaliſchen Naturſtudien intereſſante, wenn auch noch nicht allbefriedigende Verſuche, den vom Evangelium erzählten Vorgängen realiſtiſch wahre Geſtalt und das annähernd echte Lokal-Kolorit ihres orientaliſchen Schauplatzes zu geben. — Hoſemann (geb. 1807) vertrat noch immer mit glücklichem Erfolg den echt berliniſchen Humor in ſeinen Ölbildern, wie in ſeinen Aquarellen und Zeichnungen, welche die Menſchen aus unſerm Volk und Kleinbürgertum, ihr Weſen und Leben in unverfälſchter heitrer Wahrheit ſchilderten. Oscar Wisniewski (geb. 1819) ein Künſtler von unerſchöpflich reicher erfinderiſcher Phantaſie auf allen Gebieten der Darſtellung, der in einſamer Arbeit, in der Geſtaltung der ihm unaufhaltſam zuſtrömenden innern Geſichte in Zeichnungen auf Stein und Holz, in Öl- und Aquarellgemälden bald von zarteſtem poetiſchem Stimmungszauber, bald von ſtreng realiſtiſcher Wahrheit, ſein Glück fand, beſchickte jede Ausſtellung dieſes Jahrzehnts (wie der nächſtfolgenden drei) mit neuen Bildern meiſt von mäßigem Umfang, und ſtattete Bücher und Zeichnungen mit Illuſtrationen aus, die mir, wie einer kleinen Gemeinde von Verehrern dieſes großen Talents, immer einen ganz beſonderen erleſenen Genuß bereiteten. Ludwig Burger (geb. 1823) bewies in ſeinen Aquarellen, zahlloſen Zeichnungen auf Holz und Stein eine ähnlich umfaſſende Erfindungskraft vereinigt mit reichen Wiſſen, gründlichem Naturſtudium und meiſterlicher Sicherheit. — Eduard

Digitized by Google

Hildebrandt (geb. 1818) erschloß der Landschaftsmalerei immer neue fruchtbare Stoffgebiete und verlieh den Öl- und Aquarellfarben seiner Palette eine bis dahin kaum gekannte Kraft und Fähigkeit, die blendendsten prachtvollsten Licht- und Beleuchtungsphänomene des Himmels, in allen Zonen, treulich im Bilde zu spiegeln. Wilhelm Riefstahl (geb. 1827) fand im Gegensatz zu Hildebrandt seine Aufgabe und seine Befriedigung gerade in der liebevollen Darstellung der deutschen Heimatnatur, die er so wahr und echt in ihrem Grundcharakter und allem Detail ihrer Boden- und Vegetationsformen, wie in ihren intimen stillen Reizen in seinen Bildern und Steinzeichnungen schilderte. Erst gegen Ende der fünfziger Jahre begann das schweizerische Hochgebirge ihn immer mächtiger anzuziehen und der Landschafter entwickelte sich zugleich zu einem der bedeutendsten Darsteller auch des Lebens des Volkes dieser Bergländer. Teutwart Schmitson erstaunte die Künstler und das Publikum durch seine Schilderungen aus dem Alltagleben der Natur, aus der schlichtesten heimisch-norddeutschen und der ungarischen Flachlandschaft, wie aus dem Dasein der Pferde und Rinder, ihrer Führer und Hüter, von einer bisher bei uns kaum gesehenen Wucht und Macht der realistischen Wahrheit. Karl Brendel (geb. 1827) hatte mit glücklichem Erfolg in Paris studiert und sendete von dort Tierbilder, besonders solche von Schafherden im Stall und auf der Weide, die um ihrer Ton- und Stimmungs-

Digitized by Google

feinheit, wie um der vollendeten Charakteristik der Tiere willen bewundert wurden. Georg Bleibtreu (geb. 1828) verherrlichte die deutschen Befreiungskämpfe und ihre Streiter in Bildern von hinreißendem Schwung und Feuer der Bewegung und des Ausdrucks kriegerisch-vaterländischer Begeisterung. In Karl Gräb (geb. 1816) sah man nicht mit Unrecht den ersten Architekturmaler der Gegenwart wie der Vergangenheit. In Otto Weber, Karl Arnold, Theodor Weber, Ernst Hildebrand erblühte der Berliner Schule eben damals ein hoffnungsreicher Nachwuchs, der seine Schwingen kräftig regte und im Zeichen des Realismus vorzudringen und zu siegen gedachte. Von Düsseldorf her war ein neues hell leuchtendes Gestirn der modernen Geschichtsmalerei in dem Deutsch-Amerikaner Emanuel Leutze (geb. 1816) aufgegangen. Während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre hatten seine beiden großen Gemälde aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege, „Washingtons Übergang über den mit Eis treibenden Delaware“ und „Washington in der Schlacht von Monmouth“, eine enthusiastische Aufnahme in Berlin gefunden und waren von der hiesigen Kritik mit wahren Jubelhymnen begrüßt worden. — Von Oswald Achenbach, dem jüngeren Bruder des, längst als der größte Meister der Landschaftsmalerei in der Düsseldorfer Schule gefeierten, Andreas Achenbach, waren ebenfalls in diesem Jahrzehnt auf unsern Ausstellungen die ersten jener Schilderungen römischer und neapolitanischer Landschaft erschienen, in

Digitized by Google

welchen man deren eigenſte Schönheit, den ganzen Zauber ihrer Färbungen, ihrer Lüfte und Beleuchtungen in einer nie zuvor von einem Maler erreicht geweſenen Feinheit und Wahrheit wiedergegeben zu ſehen meinte.

Für W. v. Kaulbachs während der fünfziger Jahre entſtandenen Kartons zu den philoſophiſch-theologiſch-weltgeſchichtlichen großen Wandgemälden und den ſymboliſch-ornamentalen Fries- und Pilaſterkompoſitionen im Treppenhauſe des Neuen Muſeums, wie die danach durch ihn und ſeine Mitarbeiter Echter und Muhr farbig ausgeführten Bilder, und ebenſo ſeine damals veröffentlichten großen Zeichnungen zu Goethes und Shakeſpeares Dichtungen „ſchwärmte" zwar noch immer eine andächtig verehrende Gemeinde in Berlin, wie in ganz Deutſchland. Aber die hieſige Künſtlerſchaft hatte ſich entſchieden von dieſer Art, von Kunſt, dieſer Rebus-Malerei, dieſer manierierten „kalligraphiſchen" Linien-Schönheit abgewendet. Erblich doch auch in München ſelbſt bereits eben damals die Glorie W. v. Kaulbachs und der altmünchneriſchen idealiſtiſchen Kunſt, der Kartonzeichner und Monumentalmaler der Cornelius-Schule, vor der der neuen koloriſtiſchen Geſchichtsmalerei Karl v. Pilotys. Die einſtige feſte Burg und hohe Schule jenes Idealismus, welcher der Farbe und der Beherrſchung des Handwerks der Malerei entraten zu können geglaubt

Digitized by Google

hatte, wurde zum Hauptsitz der koloristischen Kunst und der virtuosen malerischen Technik. Nicht nur aus allen Gauen Deutschlands pilgerte, von dem Ruhm des neuen Meisters angelockt, die Künstlerjugend wieder zum Isar-Athen, um dort gerade das zu erlernen und zu erringen, was man sie ehedem daselbst eher zu fliehen und gering zu schätzen gelehrt hatte. —

Des Wirkens und Schaffens deutscher Bildhauer, — besonders der um ihren greisen Meister in Berlin vereinigten Rauchschen Schule, — während dieses Jahrzehnts ist in früheren Kapiteln dieser Erinnerungen bereits wiederholt gedacht worden. Vielleicht noch ruhmvollere, damals noch lauter und allgemeiner gepriesene, Schöpfungen aber waren in derselben Zeit aus der Werkstatt des in Dresden ansäßigen ehemaligen Rauch-Schülers Rietschel (geb. 1804) hervorgegangen. Mit seinem, 1854 vollendeten, Lessingdenkmal für Braunschweig und seinem Schiller-Goethedenkmal für Weimar (1857) schien eine neue glanzvolle Periode der Monumentalbildnerei in Deutschland eröffnet worden zu sein.

Auf dem Gebiet der vervielfältigenden Künste hatte sich in Berlin vor allem in der Lithographie während der fünfziger Jahre eine überraschende Entwicklung vollzogen. Durch A. Menzel, G. Feckert (geb. 1820) und den jungen Ernst Milster, welche durch den in Paris bei Lemercier gebildeten trefflichen Drucker Korn aufs wirksamste unterstützt wurden, war diese für die Wieder-

Digitized by Google

gabe der Farbenstimmungen und der persönlichen Malweise mittelst farbloser Töne, wie für den Ausdruck der malerischen Absicht des Zeichners so vorzüglich geeignete, Kunsttechnik auf eine ganz neue Stufe der Leistungsfähigkeit und weit über ihren bisherigen Rang unter den graphischen Künsten hinaus erhoben worden. —

Auf jener ersten von mir besprochenen Berliner akademischen Kunstausstellung des Jahres 1858 waren fast alle die hier genannten Meister durch manches hervorragende neue Werk vertreten. Feuerbach vor allen durch eine seiner herrlichsten Schöpfungen „Dante mit edeln Frauen von Ravenna lustwandelnd." Ich fand die mir sehr willkommene Gelegenheit, mich über sie auszusprechen und meine Meinung von ihnen und von unsrer Kunst im Allgemeinen den Lesern der Haude- und Spenerschen Zeitung zu entwickeln und zu begründen. Auch ein bis dahin unbekannt gebliebenes Talent unter den Berlinern Bernhard Plockhorst (geb. 1825), der spät erst von der Lithographie zur Malerei übergegangen war, die er in Paris studiert hatte, trat auf dieser Ausstellung zuerst in die Öffentlichkeit und ich konnte ihm, aufrichtig überzeugt, den kräftigsten Segen auf seinen Weg mitgeben. Die beiden damals von ihm in der Akademie ausgestellten Gemälde „Maria und Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend" und „Die Erwartung" machten ihn an einem Tage zum gefeierten Künstler.

Noch einem andern Berliner Künstler von sehr viel

Digitized by Google

mächtigerer Begabung war auf dieser Ausstellung ein erster großer Erfolg beschieden: dem jungen Bildhauer Reinhold Begas (geb. 1831). Er hatte, nach dreijährigem Studienaufenthalt in Rom heimkehrend, das Gipsmodell einer Gruppe: „Pan tröstet die verlassene Psyche" mit hieher gebracht und zur Ausstellung gegeben. Dies schöne Werk seiner kühnen jugendfrischen Phantasie und Bildnerkraft brachte eine außerordentliche Wirkung auf die Künstlerschaft wie auf das Publikum hervor. Man erkannte sehr wohl, daß hier ein Künstlergeist von ureigner Art sich offenbarte, daß damit ein ganz neues Element, das Malerische und Realistische, in die Berliner Plastik eingedrungen war und sich machtvoll manifestierte. Eine zu diesem Grade der Lebendigkeit und Naturwahrheit gesteigerte Darstellung der Körperformen, wie in der menschlichen Oberhälfte dieses Pan, welcher dem betrübten holdseligen Kinde, das ihm so arglos zwischen den zottigen Schenkeln sitzt, väterlich freundlich Trost zuspricht, und eine Mädchengestalt von so echt naiver Anmut meinte man bisher in einem modernen Bildwerk noch nicht gesehen zu haben. Es war für mich eine wahre Lust, der Verkünder dieses epochemachenden künstlerischen Ereignisses sein zu können, über dessen Bedeutung ich mich keinen Augenblick täuschte. Wenn ich jemals die Zeichen richtig gedeutet, richtig in die Zukunft gesehen und die Bahn eines neu aufsteigenden künstlerischen Sterns richtig erkannt und im

Digitized by Google

Voraus gezeichnet habe, so geschah es damals in diesem Fall. —

Die Bekanntschaft der Brüder und der ehrwürdigen Mutter des jungen Meisters, unsrer nächsten Nachbarn auf dem Karlsbade, hatte ich längst gemacht. Die mit Reinhold wurde nur erneuert, da ich bereits vor seiner italienischen Reise, als ich in Stürmers Werkstatt zeichnete, in der er mit diesem gemeinsam arbeitete, in, freilich nur flüchtige und oberflächliche, Berührung mit ihm gekommen war. Mit dem wiedergekehrten, mit frischem Ruhm gekrönten, trat ich durch die Mutter nun in desto nähere Beziehungen. Seine ganze Persönlichkeit, das Ursprüngliche in seiner Natur und Geistesart, das gänzliche Heraustreten aus den Schranken des Schablonenhaften in seinen Anschauungen, seinem Denken und Empfinden, die geschlossene Einheit seines Wesens, in dem nichts „Reflexions-Wurmstichiges" und alles „unmittelbar" war, übte einen starken Zauber auf mich aus. Ich erkannte in ihm eine große und echte Künstlernatur. In allen diesen Eigentümlichkeiten, wie in seiner Kraft, seiner Leidenschaftlichkeit und nicht zum wenigsten in der äußern Erscheinung, — der hohen elastischen mächtigen Gestalt, dem blauäugigen dunkelblondbärtigen Kopf — entsprach er ganz der Vorstellung, welche wir uns aus den erhaltenen Porträts, aus den Thaten und Schöpfungen, von der, von glühender Lebens- und Schaffenskraft überschäumenden, Person mancher Meister der

Digitized by Google

italienischen Renaissance bilden. Ohne ein bewußtes Zuthun von seiner Seite nahm er mich bald völlig gefangen. Ich empfand für ihn nicht viel anders, als wir im sechszehnten Jahr für die Genossen fühlen, mit denen wir innige Freundschaft geschlossen haben. Ich wüßte nicht, was ich für ihn damals nicht thun und opfern gekonnt hätte. Daß diese Empfindung nur „meinerseits“ blieb, that ihrer Stärke und Wärme keinen Eintrag.

Leider fand die nahe Nachbarschaft nur zu bald schon ein Ende, als die Freundschaft kaum begonnen hatte. Wir gaben unsre Wohnung auf dem Karlsbade um dort vorgenommener großer baulicher Veränderungen willen auf, bezogen eine ziemlich traurige in der Schellingstraße, um diese nach einem halben Jahr bereits wieder mit einer desto angenehmer gelegenen, im südwestlichsten Teil der Potsdamer Straße auf Schöneberger Boden, dem Botanischen Garten gegenüber, zu vertauschen. Aber die Lebhaftigkeit des Verkehrs mit Begas, der seine Wohnung und Werkstatt im Häuschen der Mutter aufgeschlagen hatte, verlor nichts durch die größere Entfernung.

Ich konnte es mir nicht versagen, ihn, wie mit dem Dunckerschen Hause, auch mit Lassalle bekannt zu machen. Die beiden so grundverschieden, so ganz gegensätzlich gearteten Männer, um sechs Jahre im Alter auseinander, beide das mittlere Durchschnittsmaß der Menschengeister

Digitized by Google

so weit überragend, hatten freilich wenige Berührungspunkte mit einander. Aber jeder war in seiner besondern Art zu bedeutend, als daß sie nicht Interesse an einander genommen haben sollten. Begas wurde ein besonders geehrter und ausgezeichneter Gast an der Tafel Lassalles und modellierte des letzteren Büste; das beste plastische Bildnis seines Kopfes, das erhalten geblieben ist und ihn so zeigt, wie er damals wirklich aussah. —

Was mich mit Reinhold Begas in jenem Winter, der uns während des Dezember und zwei Dritteln des Januar scharfen Frost und gute Eisbahn gebracht hatte, noch näher zusammen führte, war die Leidenschaft des Eislaufs, die er völlig teilte, während er mir an Kunstgeschicklichkeit darin weit überlegen war. Diese Leidenschaft ist durch die seitdem vergangenen vierunddreißig Jahre bei ihm so wenig wie bei mir abgekühlt. Immer noch in jedem Winter freuen wir uns dieser Thatsache und bekennen uns gegenseitig auf den Schauplätzen unsrer damaligen Genüsse mit gleicher Begeisterung, daß die Lust daran noch immer die gleiche geblieben, und liefern uns den Beweis, daß — dem Himmel sei Dank! — auch die Kraft und Fähigkeit dazu in unsern Lungen und Beinen noch nicht geringer geworden ist.

Digitized by Google

XXII.

Dieser Januar des Jahres 1859 und die folgenden Monate waren für Lassalle und wohl für uns alle, die wir Teil an den öffentlichen Dingen und an der Geschichte unsrer Tage nahmen, eine Zeit voll tiefer und mächtiger Aufregungen. Die an den österreichischen Gesandten beim Neujahrsempfange in den Tuilerieen gerichteten Worte des Kaisers Napoleon klangen wie Sturmglockenhall durch das aufgeschreckte Europa. Die große italienische Frage, deren Lösung man immer wieder hinauszuschieben versucht, durch deren energische Anregung auf dem Pariser Friedenskongreß von 1856 Cavour die ganze außersardinische Diplomatie in heftige „sittliche Entrüstung", versetzt gehabt hatte, war endlich in Fluß gekommen und die großen Geschicke nahmen ihren Gang. Bei Lassalle stand die Überzeugung fest, daß der „Dezembermann" wider Willen und unbewußt das Werkzeug des Weltgeistes geworden sei, der ihn gezwungen hätte, für die Freiheit den Kampf zu beginnen, sich da-

Digitized by Google

durch mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, um schließlich in diesem Conflikt zu Grunde zu gehen und den rechten Männern, den echten Erben der großen Revolutionäre von 1792 und 93, Platz zu machen. „Es hat lange genug gedauert, il faut en finir!“ — das war in jenen ersten Monaten des großen Jahres sein immer wiederholtes Lieblingswort. Gerade in dieser Zeit zeichnete ich ein Porträt von ihm. Das mit heißem Eifer geführte Gespräch drehte sich in allen Sitzungen vorzugsweise um die kommenden Ereignisse. „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben“ und „das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte,“ hörte ich ihn oft zitieren. Damals hatte er eben sein Drama „Franz von Sickingen“ vollendet, in welchem dem Schwert als dem Löser aller großen geschichtlichen Fragen, als dem eigentlichen Entscheider in jedem Kampf und Ringen um der Menschheit große Gegenstände, die gebührenden Ehren in Strophen voll glühender Begeisterung und echtem Pathos gegeben werden. Natürlich traten für Lassalle die, uns weniger politische Berliner Menschen damals kaum minder aufregenden, Meinungskämpfe für und gegen den „Lohengrin“ und seinen Dichterkomponisten, Kämpfe, welche die erste Aufführung des Werkes auf der Bühne des Königl. Opernhauses (Febr. 1859) entfesselte, dagegen völlig zurück und ließen ihn sehr gleichgültig. In der Berliner Gesellschaft wurden sie dafür noch lange von seiten der Freunde und

Digitized by Google

Gegner mit einer faſt an die der Religionskämpfe erinnernden Leidenſchaftlichkeit geführt. Die Erkältung und Auflöſung mancher für feſt und dauernd gehaltenen Freundſchaft iſt damals durch ſie veranlaßt worden. —

Immer den Rückſchlag auf Frankreich ſelbſt und auf Deutſchland erhoffend und erwartend, durchlebte Laſſalle die Tage des franzöſiſch-öſterreichiſchen Krieges um Italien. Um ſo niederſchmetternder wirkte auf ihn nach all dem Jubel von Magenta und Solferino, wenn beide Tage auch die Macht Napoleons ſicher mehr kräftigten als erſchütterten, die Nachricht von Villafranca. Nie vergeſſe ich den Sommerabend in dem oben geſchilderten Heislerſchen Biergarten, wo Laſſalle zuerſt die Kunde empfing, die zunächſt alle ſeine kühn gebauten Luftſchlöſſer über den Haufen zu werfen, alle ſeine Hoffnungen für die Durchführung der Befreiung Italiens in der erſten Blüte ſchon zu erſticken ſchien. . . . Aber er überwand den großen Schlag ſchnell genug. Er ſagte ſich: die Weltgeſchichte hat Zeit! und — er ging wieder mit voller konzentrierter Kraft an die Arbeit. Bald genug auch ſorgte Garibaldi dafür, daß Laſſalle die Genugthuung wurde, doch nicht ſo abſolut falſch geurteilt und prophezeit zu haben. Der „Stein kam“ wirklich „ins Rollen“. Die revolutionäre Lawine begrub wenigſtens die italieniſchen Despoten und der Freiheit war wirklich wieder ihr Heldenführer und Streiter er-

Digitized by Google

ſtanden, ein größerer und reinerer, als alle jene, welche die Wehen der großen franzöſiſchen Revolution zur Welt gebracht hatten.

Damals war Laſſalle genötigt, die Treue und Standhaftigkeit ſeiner Freunde noch einmal auf eine etwas gewagte Probe zu ſtellen. Die „gute Gräfin“, die „mütterliche Freundin“, der er die beſten Jahre ſeiner Jugend geopfert, für deren Sache er alle Hilfsmittel ſeines reichen Geiſtes verwendet gehabt hatte, mochte nicht ferner durch einen ſo weiten Raum wie bisher von ihrem Ritter getrennt leben. Sie erſchien plötzlich in Berlin. An Franz Duncker, Frau Lina und die ihnen Nächſtſtehenden trat damit die heiklige Frage heran: wie ſollen wir uns zu dieſer berühmten Dame verhalten? Man mochte Laſſalles Beziehungen zu ihr noch ſo vorurteilslos anſehen und noch ſo wenig durch die öffentliche Meinung und die Anſchauungen des gebildeten moraliſchen Philiſteriums beeinflußt ſein, — ganz leicht konnte keiner ſoliden bürgerlichen Familie damals der Entſchluß werden, die Freundſchaft für Laſſalle auch auf die Gräfin auszudehnen. Aber er kannte inbezug auf dieſen Punkt keine Halbheit. „Wer nicht *für ſie* iſt, iſt *gegen mich*“ war ſein Wort. Er ſchrieb an ſeine Freunde, und wahrhaft rührend war es, wie er dabei den Vers des alten Simon Dach heranzog: „Der Menſch hat nichts ſo eigen, nichts ſteht ſo wohl ihm an, als daß er Treu erzeigen und Freundſchaft halten kann.“

Digitized by Google

— Ihn aufgeben um eines gesellschaftlichen Vorurteils willen? Unmöglich! Niemand hätte sich dazu entschließen können. So trat denn auch die Gräfin — damals noch immer eine imposante Erscheinung, in welcher man die Spuren der einstigen blendenden Jugendschönheit noch keineswegs völlig verwischt fand, die sie mit dem Aufgebot aller Toilettenkünste und -Mittel an sich zu fesseln bemüht war, — im Frühling 1859 in den Kreis der Freunde und ständigen Gäste des Dunckerschen Hauses ein. Gleichzeitig war Lassalles Schwester, die blonde, für ihr geringes Längenmaß etwas gar zu rundliche, hübsche Frau von Friedland aus Wien, die einst in ihren Mädchentagen von Heinrich Heine in glühenden Strophen besungene Gattin des, später von dem Dichter eben so glühend als grundlos gehaßten, Finanzmannes und Direktors der Wiener Museen, mit Tochter und Sohn für einige Monate nach Berlin gekommen. Die Gräfin mietete die schöne Wohnung im ersten Geschoß des damals Schleicherschen Hauses an der Grabenstraße, das im vorigen Jahr abgerissen wurde, um nun dem monumentalen Neubau des Reichsversicherungsamtes Platz zu machen (nahe der Regentenstraße). Es gelang der Dame wirklich ziemlich rasch und leicht, ungefähr denselben Kreis, wenn auch mit einigen Lücken, um sich zu versammeln, dem man im Salon des Dunckerschen Hauses und in dem der Lassalleschen Wohnung am häufigsten begegnete. Wer etwa die Besorgnis

Digitized by Google

gehegt hatte, bei der Gräfin durch „freie Sitten“ verletzt zu werden, sah sich sehr bald völlig enttäuscht oder beruhigt. Sie verlor nie den ruhigen natürlichen Ton der vornehmen Dame und verleugnete in keinem Augenblick die tadellosen Verkehrsformen einer solchen. Selbstverständlich herrschten dieselben auch in ihren Mittags- und Abendgesellschaften, wenn man sich auch in der Unterhaltung im Bekennen der verwegensten Anschauungen und Meinungen in Sachen der Politik, Religion und Moral nicht den geringsten Zwang aufzuerlegen hatte. In ihres Freundes Wohnung war die Gräfin, — mütterlich besorgt um ihn, damit er an Leib und Seele keinen Schaden nehme, — fast noch mehr zu Hause als in ihrer eigenen. Bis zu jener verhängnisvollen Schweizer Reise im Sommer 1864, die ihn in den Tod führen sollte, hat sie sich nicht mehr für längere Zeit von ihm trennen mögen.

Während der zweiten Hälfte jedes Tages brachte sie sicher bei ihm zu, saß in seiner Bibliothek, unendliche Mengen von Papiercigaretten rauchend, teilte seine damals immer in der eignen Wohnung eingenommenen Mahlzeiten, präsidierte in großen pompösen Toiletten in enormen und nicht vergeblich decolletierten modernsten Reifrockroben bei seinen großen Diners, und wußte ihre etwa durch jüngere Frauen und Fräulein, die ihm nicht gleichgültig erschienen, erweckten Eifersuchtsregungen, so energisch zu unterdrücken oder so geschickt zu maskieren, wie

Digitized by Google

Mad. de Pompadour die, zu welcher ihr der „vielgeliebte“ Louis XV. so überreichlichen Grund gab. Ich zeichnete das Porträt der Gräfin, das auch damals noch eine fesselnde und lohnende künstlerische Aufgabe bildete; — wenigstens für den Zeichner, für den Maler wäre die Nachbildung des ganz und gar bemalten Antlitzes minder anmutend gewesen; — und lernte so im Gespräch während der mehrstündigen Sitzungen, die merkwürdige Frau noch näher kennen, richtiger beurteilen und schätzen als zuvor. Sie machte auf manche der in ihren Kreis eintretenden Männer noch immer einen starken Eindruck, der auch durch die Einsicht nicht aufgehoben werden konnte, wie großen Anteil die kosmetischen und Toilettenkünste an der Erscheinung hatten, in der sie sich uns zeigte. Einen aus unsrer Gesellschaft begeisterte sie im Jahr 1859 oder 60 sogar zu folgendem Geburtstagsgedicht (Genre G. Herwegh), das von ihr und besonders auch von Lassalle mit dankbarem herzlichem Beifall aufgenommen wurde. Es ist mir noch im Gedächtnis geblieben und möge hier als Denkmal jener Tage und ihrer Stimmung seinen Platz finden:

Zum 10. August.

An allerhöchstem Feiertage
Erblicktest Du das Licht der Welt,

Digitized by Google

Von dem noch reden wird die Sage
Bis dieſer große Ball zerfällt.
Bei ſeines heilgen Namens Klange
Schwellt ſtolze Freude unſre Bruſt.
Preis ihm für ewig im Geſange
Und Heil dem Zehnten des Auguſt!

Da klang von Notre-Dâmes Thürmen
Der Freiheit wildes Wiegenlied.
Da ſprengte heißen Kampfes Stürmen
Der alten Kette letztes Glied.
Es ſchmückt' ſich in erhabnem Grimme,
Das Volk mit blutgen Purpurs Pracht,
Das ſeines Danton Löwenſtimme
Erweckt' zur heilgen Opferſchlacht.

Der große Tag gab Dich der Erde,
Der einſt die Freiheit ihr gebar.
Zur Schönheit kam das Wort: „Sie werde
Mit lichtem Aug' und goldnem Haar.“ —
Du wardſt, die Tochter hoher Ahnen,
Doch aller Hoheit Glanz und Luſt
Schloß nie des Geiſtes freiſte Bahnen
Dem Kind des Zehnten des Auguſt.

Digitized by Google

Du, die in sich verkörpert beide,
Die Freiheit wie die Schönheit, zeigt,
Und doch so oft dem herbsten Leide
Dein edelstolzes Haupt gebeugt, —
Des Lebens duft'ge Blüten wehe
Dir zu des Schicksals milder Wind,
Und nichts als holde Geister sehe
Der Freiheit schönes Sonntagkind!

Ich greife zwar über den Rahmen oder die Grenze dieser meiner Erinnerungen aus den fünfziger Jahren hinaus, wenn ich in das folgende Jahrzehnt hinüberschweife. Aber ich mag diese Blätter nicht schließen, ohne das Lebensbild Lassalles, so weit mir meine Beziehungen zu ihm, es zu beobachten gestatteten, hier zum Abschluß zu bringen.

Er war, mit der Gräfin, von einer Sommerreise in die Schweiz, im Oktober 1859 nach Berlin zurückgekehrt, während des folgenden Winters und des ganzen Jahres 1860 in die ernstlichste Arbeit völlig vergraben. Er besaß in hohem Grade die beneidenswerte Fähigkeit, zu jeder Zeit arbeiten zu können. Nach den bis weit über Mitternacht hinausgedehnten Symposien bei ihm oder in dem Hause seiner Freunde pflegte er sich kühl und ruhig an seinen Schreibtisch zu setzen und bis zum Morgen durchzuarbeiten. In jener Zeit beschäftigte ihn das große, grundgelehrte, rechtsgeschichtliche und rechtsphilosophische

Digitized by Google

Werk, das ihn unseren ersten Juristen als ein Phänomen an Wissen und durchdringendem logischem Verstande erscheinen ließ: „Das System der erworbenen Rechte.“ Schon damals drängte sich in ihm mehr und mehr die Erkenntnis zum Durchbruch, daß sein Platz nicht ferner zwischen den Männern der großen liberalen freihändlerischen Partei sein könne, deren Zeit mit der „neuen Aera“ gekommen schien und für welche das Haus Potsdamerstraße 20 einen der willkommensten Vereinigungspunkte, die von dem Herrn desselben herausgegebene „Volkszeitung“ eins der wichtigsten und einflußreichsten Organe bildete. Dem boshaften Pamphlet gegen Julian Schmidt und seine Litteraturgeschichte, das Lassalle unter Mitarbeiterschaft des eben amnestierten und heimgekehrten Lothar Bucher geschrieben hatte, folgte das noch schärfere, nach seiner Meinung völlig vernichtende, gegen „Bastiat-Schulze aus Delitzsch“. Erbarmungslos zerstörte er darin die Legende von der Heilung der großen Krankheit des modernen Gesellschaftsorganismus durch die nach den milden ökonomischen Rezepten des Apostels der Selbsthilfe ausgeführten Arzneien; eine Legende, welche von den Wortführern der herrschenden liberal-demokratischen Partei in Rede und Schrift so lange und so eifrig gepredigt worden war, bis nicht nur sie selbst, sondern auch Millionen von Arbeitern daran glaubten und die Erlösung von ihren Übeln durch diese Allheilmittel erhofften. —

Mit dieſer Brochüre, auf deren Entſtehen der Anweſenheit von Karl Marx in Berlin nicht ohne ſtarken Einfluß geweſen ſein dürfte, hatte Laſſalle 1861 das Tafeltuch mit jener Partei in der Preſſe, dem Parlament und auch in der Geſellſchaft bewußt und rückſichtslos zerſchnitten. Seinem politiſchen und ſozialen Glauben brachte er ohne Zögern die Freundſchaft zum Opfer. Von Allem, was ihm teuer geweſen in dem Hauſe der Potsdamerſtraße — und daß er der wärmſten, innigſten und zarteſten Empfindung fähig war, hat er in allen Lebenslagen ſeinen Freunden und vor Allem ſeinen Eltern gegenüber bewieſen, — nahm er Abſchied. Offen erklärte er ſich fortan als Gegner des Hausherren; und — der Partei deſſelben und ihrem Organ den Krieg. Es iſt wohl noch in gutem Andenken, mit welcher Energie, welcher überlegenen Geiſteskraft, welchem Aufgebot aller Waffen des Wiſſens, der Logik, des Witzes und Spottes, der hinreißenden Beredtſamkeit er in der Folgezeit dieſen Kampf vor und während der Konfliktsperiode perſönlich in Volksverſammlungen in Berlin wie am Rhein und in einer Reihe von glänzenden Broſchüren geführt hat. Gleichzeitig trat er mit ſeinem Programm der ſozialiſtiſchen Bewegung, mit der Proklamation ſeiner Ziele und der Mittel zu deren Erreichung durch den „vierten Stand," hervor. Im ſteten, lebendigen Kontakt mit den ihm zujubelnden Volksmaſſen und befreit von allen jenen Banden, welche ſeinen Willen und ſeine Kraft, ſo lange gezähmt

Digitized by Google

und bis zu einem gewissen Grade lahm gelegt hatten, fand er die ganze Macht, die ganze Glut und den ganzen Ernst seiner, nun einer großen öffentlichen Sache gewidmeten, Leidenschaft wieder. Damals entfaltete er jene agitatorische Wirksamkeit, durch welche die sozialistische Partei in Deutschland erst wahrhaft ins Leben gerufen wurde, die festen Grundzüge ihrer Organisation empfing und zuerst eine Ahnung von ihrer so lange fast ungenutzt gewesenen Kraft erlangte. Diese ganze Thätigkeit des großen Demagogen, sein Prozeß, seine berühmte Verteidigungsrede, — alles das gehört der Geschichte an. Ebenso auch die Beziehungen, in die er dann 1863 zum Ministerpräsidenten Herrn v. Bismarck trat, aus welchem er, in dem charakteristischen Hochmut und der Verblendung des fanatischen Idealisten, das Werkzeug seiner Pläne machen zu können hoffte! Denn daß ihm, Ferdinand Lassalle, persönlich, zuletzt doch die Frucht des Sieges der sozialen Revolution zufallen müsse, und er als „Präsident der Republik," — wohl gemerkt mit „acht Schimmeln vor dem Triumphwagen," — in das Brandenburgerthor einziehen werde, — daran kam ihm nie ein Zweifel. Ihm zur Seite aber sollte dann sein geliebter und ihn anbetender „Fuchs", sein Rotkopf, Helene von Dönniges, auf jenes Wagens üppigen Polstern thronen!! —

Mein Verhältnis zu dem Agitator war schon seit

25*

Digitized by Google

seinem Pamphlet gegen Julian Schmidt, den ich persönlich herzlich schätzen gelernt und lieb gewonnen hatte, allmählich lockerer und kühler geworden. Aber ganz aufgegeben von mir war der Verkehr mit jenem dennoch nicht. Im Sommer 1864 nahm ich von Lassalle in der vor einem Jahr von ihm bezogenen neuen Wohnung im zweiten Geschoß des Hauses Potsdamerstraße 13 Abschied. Er reiste mit der Gräfin nach Ragaz, ich ging zu Turgenjew nach Baden-Baden.

In den letzten Augusttagen war ich von dort aus nach Zürich gefahren. Am ersten Morgen nach meiner Ankunft besuchte ich meinen alten Freund W. Lübke, der damals eine Professur an dem dortigen Polytechnikum bekleidete. „Haben Sie's schon gehört?" sagte er, „eben ist die Nachricht von Genf gekommen: gestern ist Lassalle im Duell getödtet; ein Herr v. Rakowicz hat ihn erschossen, der Bräutigam einer Dame, Fräulein v. Dönniges, der Lassalle erst stark den Hof gemacht und die er dann beleidigt hat."

War es denn möglich! „Absurde Liebschaft wandelt den ausgepichten Teufel an"? Um eines solchen Weibes willen war er nun doch auf „das Terrain" hinausgetreten! Und mit der Pistole, die er so sicher zu handhaben vermeinte, hatte er seinen Gegner verfehlt?!

Jeder kennt heute die traurige Geschichte dieses unwürdigen, kläglichen Ausgangs eines solchen Lebens,

Digitized by Google

dieſes Untergangs durch verletzte Eitelkeit, in allen Details. Es wäre überflüſſig, hier darauf zurück zukommen.

* * *

Während des Jahres 1859 habe ich noch ſo viel gezeichnet, lithographiert und ſelbſt gemalt, wie in irgend einem jener früheren Jahre, als meine Hände noch rein waren von aller in Manuſcripten für den Druck vergoſſenen Tinte. Durch Heinrich Schindler damit beauftragt, entwarf ich eine Menge von Holzſchnittillustrationen zu der von ihm verlegten „Nordiſchen Mythologie" von Dr. Mannhardt. Die alte Begeiſterung, die mich in meinen Kinderjahren für die Götterſagen des traurigen Nordens erfüllt gehabt hatte, wurde durch den gelehrten Autor, meinen lieben Landsmann, deſſen feurige, enthuſiaſtiſche Seele ſich in einem kleinen verwachſenen, gebrechlichen Körper barg, aber mit zündender Beredtſamkeit aus ſeinen großen tiefen ſchwarzen Augen und ſeinen Worten voll Schwung und poetiſchem Tiefſinn ſprach, aufs neue erweckt. Mit wahrer Luſt widmete ich mich der Aufgabe, wenn ſie auch, wie ich mir wohl bewußt war, nicht innerhalb der eigentlichen Tragweite meines Talentes lag. Daß die Zeichnungen Mannhardts lebhaften Beifall errangen, konnte mich über letztere Thatſache nicht täuſchen.

Ganz anders heimiſch fühlte ich mich in der Welt,

Digitized by Google

in die ich mich mit der Phantasie zu versenken durch den Auftrag von Frau Prince-Smith veranlaßt wurde, eine Reihe von bildartig abgeschlossenen Zeichnungen zu Goethes Leben, Werther und Wilhelm Meister für sie auszuführen. Meine Seele war gerade damals ganz voll von Goethe, der unsre gebildete Gesellschaft in denselben Jahren wieder mehr beschäftigte als während der zwei vorangegangenen Jahrzehnte. Durch Julius Freese's meisterhafte Übersetzung von des Engländers Lewes „Leben Goethes," die um Weihnachten 1857 in Franz Dunckers Verlag erschien und durch die so lange vergebens erharrt und begehrt gewesene, endliche Herausgabe des Goethe-Kestnerschen Briefwechsels („Goethe und Werther") war uns allen die geistige Gestalt und die menschliche Persönlichkeit des Dichters näher gerückt und lebendiger geworden, als je zuvor. Er trat wieder in die erste Stelle des litterarischen Interesses, nachdem er in den Zeiten der hochgehenden, politischen und revolutionären Erregung der deutschen Volksseele gänzlich zurückgedrängt gewesen war. Die jungen Mädchen und Frauen begeisterten sich wieder für den jungen Goethe, den seine Deutschen über dem stolzen greisen Geheimbderat, dem Jupiter gleich, gebieterisch in Weimar thronenden, Dichterfürsten so lange fast vergessen gehabt hatten. Mays bekanntes schönes Profilbildnis jenes jungen Goethe gelangte plötzlich wieder zu Ehren und wurde in unzähligen Exemplaren verbreitet. Julian Schmidts sehr

Digitized by Google

populär gewordene Litteraturgeschichte wirkte auch ihrerseits erfolgreich zur Förderung dieses neuerwachten glühend andächtigen Goethe-Kultus mit. Während ich an jenen Zeichnungen arbeitete, unternahm ich, von Prince-Smith dazu angeregt, gleichzeitig den Versuch, so spät noch die Lücken meiner malerisch-technischen Ausbildung so viel wie möglich auszufüllen. Nach der damals genau wie heute bei den deutschen Malern verbreiteten Meinung war freilich der einzige Ort, die einzige hohe Schule, wo man das Malen wie es sein soll, erfolgreich studieren und in alle Geheimnisse dieser Kunst und ihres Handwerks eingeweiht werden könne, Paris. Zu einem dortigen Studienaufenthalt bot sich mir vorläufig indeß nicht die geringste Aussicht. Wohl aber erklärte sich Oscar Begas, der als einer der besten Maltechniker und Lehrer galt, gerne bereit, mich zu lehren, was sich auf diesem Gebiet lehren ließe, wenn ich unter seiner Aufsicht bei ihm nach der Natur malen und kopieren wolle. Ich nahm dies freundliche Erbieten mit Freuden an, setzte meinen Malkasten wieder instand und arbeitete während der Sommer- und Herbstmonate 1859 an mehreren Vormittagen jeder Woche in des jüngeren Meisters Werkstatt, von ihm vortrefflich unterwiesen. Er war ein grundgescheidter, klarer, kluger Kopf, zu klar und klug vielleicht für einen rechten Künstler; in allen praktischen Dingen tüchtig und geschickt; an den öffentlichen, staatlichen und städtischen Angelegenheiten

Digitized by Google

lebhaften, thätigen Anteil nehmend; ein vorzüglicher Hausvater, der seinen stattlichen Besitz wohl zu verwalten, zu erhalten und zu mehren, seine Kinder musterhaft zu erziehen und das Glück seiner Familie auf solider Basis zu begründen verstand. Seine Erscheinung freilich, die schlanke, hohe, in allen körperlichen Übungen erprobte und gestählte Gestalt, der fein geschnittene Kopf mit den, von langen dunkeln Wimpern weich beschatteten, schönen bräunlich-grauen Augen, den glatten, schmalen Wangen, dem kurzen Bart um Lippen und Kinn und dem schlichten braunen Haar, deutete auf ein ganz anderes Naturell als auf das eines Mannes, bei welchem der klare Verstand die Phantasie überwog. Glich doch sein ganzes Aussehen während seiner zwanziger und dreißiger Jahre auffälligst dem Rafaels, wie wir es aus manchen Bildnissen kennen.

Ich träumte ernstlich davon, mein neugewonnenes malerisches Können auch in der Ausführung eines Ölgemäldes eigner Komposition zu erproben. Ich führte eine mir bestellte große Steinzeichnung für einen reichen und liebenswürdigen Berliner Kunstfreund nach einem in seinem Besitz befindlichen köstlichen Meisterwerk Gaspar Netzschers aus, und hatte die Genugthuung in ihr auch in dieser Kunsttechnik eine sehr wohl stichhaltige anständige Leistung mit allen jenen Ausdrucksmitteln und wirksamen Kunstgriffen ausgeführt zu liefern, um welche die moderne Lithographie in vordem nie gekannter Weise

Digitized by Google

damals bereichert worden war. Ich illustrierte die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen für Franz Duncker, zeichnete das Bildnis jenes Kunstfreundes und das der damals vielverehrten, ebenso schönen als koketten Bühnenkünstlerin vom königl. Schauspielhause, Frau Formes, mit den dunkeln üppigen Locken, den braunen lachenden Augen. Ich zeichnete nach wie vor die neuen Werke unsrer Bildhauer in deren Ateliers, — alle von Reinhold Begas geschaffenen mit doppelter Freude daran, ja mit wahrem Enthusiasmus.

Die Aufträge kamen nicht mehr ins Stocken und ich hatte um so mehr Ursache, dies gute Glück zu preisen, als meine Sorgen durch eine abermalige Bereicherung meines Besitzes an — Kindern um einen sechsten (und letzten) Sprößling und durch neue störende Krankheitsperioden wieder sehr merklich vermehrt worden waren. Aber alle jene künstlerischen Studien und Brotarbeiten konnten mich der schriftstellerischen Thätigkeit dennoch nicht mehr entfremden. Ich hatte, indem ich die Ausstellungsberichte für die Haude- und Spenersche Zeitung schrieb, (litterarisch) „Blut geleckt", war ihr attachiert geblieben, schrieb auch nach dem Schluß des Berliner Salons von 1858 Besprechungen künstlerischer Erscheinungen für dies geschätzte Organ der geheimrätlichen Meinung Berlins. . . . Es half kein Verleugnen und kein Sträuben mehr. Mein Verhängnis nahm seinen Lauf. Am Schluß der fünfziger Jahre mußte ich mir

Digitized by Google

gestehen: Prince-Smiths Befürchtung, die ich damals als so gänzlich grundlos lachend zurückgewiesen hatte, sie war nun dennoch erfüllt: ich war zum Schriftsteller geworden, — wenn auch vorläufig, für die nächsten zwölf Jahre, erst zu einem halben.

Ende.

Digitized by Google

Namenregister.

Achenbach, Andreas, S. 368.
Achenbach, Oswald, S. 368.
Amberg, Wilhelm, S. 365.
Arnold, Karl, S. 368.
Assing, Ludmilla, S. 297.
Auerswald, Oberst von, S. 254.

Bauer, Bruno, S. 252 u. ff.
Bauer, Edgar, S. 253.
Becker, Karl, S. 365.
Begas, Adalbert, S. 244.
Begas, Karl, S. 241, 244.
Begas, Oscar, S. 245, 391 u. ff.
Begas, Reinhold, S. 245, 372 u. ff.
Behr, Dr., S. 282.
Bernstein, Dr., S. 109.
Bismarck, von, Ministerpräsident, S. 337.
Bläser, Gustav, S. 114, 116 u. ff.
Blechen, Karl, S. 164.
Bleibtreu, Georg, S. 302, 368.
Blomberg, Hugo von, S. 159, 167 u ff.
Brendel, Karl, S. 367.
Brugsch, Dr., Heinrich, S. 304 u. ff.
Bucher, Lothar, S. 305 u. ff., 385.
Bülow, Hans von, S. 301, 313.
Bülow, Cosima von, S. 335.
Burger, Ludwig S. 366.

Cornelius, Peter, von, S. 38.

Dohm, Ernst, S. 246, 299 u. ff., 313, 316 u. ff., 324, 336.
Dohm, Hedwig, S. 300, 324.
Dönniges, Helene von, S. 387 u. ff.
Drake, Friedrich, 128 u. ff.
Dröhmer, Hermann, S. 140, 324.
Duncker, Commerzienrat, S. 228, 249.
Duncker, Alexander, S. 230 u. ff.
Duncker, Franz, S. 46 u. ff., 207 u. ff., 309, 313, 340.
Duncker, Hermann, S. 230.
Duncker, Frau Lina, S. 47, 70 u. ff, 104, 213 u. ff., 286, 309.
Duncker, Max, S. 220.

Echter, S. 369.
Eckert, Hofkapellmeister, S. 339.
Eggers, Friedrich, S. 139, 143 u. ff., 160.
Encke, Erdmann, S. 125

Digitized by Google

Fabrice, Intendanturrat, S. 340 u. ff.
Faucher, Julius, S. 75, 84.
Feckert, Guſtav, S. 370.
Feuerbach, A., S. 365, 370, 371.
Fontane, Theodor, S. 159.
Formes, Frau S. 393.
Förſter, Dr., Friedrich, S. 297, 337, 344.
Freeſe, Julius, S. 106, 295. 390.
Friedland, Frau von, S. 379.
Friedrich Wilhelm IV., S. 23.
Fuhr, Lina, S. 62, 323.

Gentz, Wilhelm, S. 365.
Giebe, Fritz, S. 250.
Goltz, Bogumil, S. 220 u. ff.
Gräb, Karl, S. 368.
Gregorovius, Ferdinand, S. 26, 34, 67, 89.

Hagen, Hugo, S. 233.
Hatzfeld, Gräfin von, S. 288, 379 u. ff.
Heidel, Herrmann, S. 46, 48, 69.
Heisler, Wittwe, S. 320.
Henneberg, Rudolf, S. 365.
Heyſe, Paul, S. 153, 201.
Hierſemenzel, Dr., S. 300.
Hildebrandt, Eduard, S. 367.
Hildebrand, Ernſt, S. 368
Hitzig, Profeſſor, S. 180.
Hofmann, Albert, S. 246, 265.
Horwitz, Dr., J., S. 263 u. ff.
Hoſemann, Theodor, S. 366.
Humboldt, Alexander von, S. 290.

Jachmann-Wagner, Johanna, S. 335.
Julius, Dr., S. 191.

Kalide, Thedor, S. 16 u. ff.
Kaliſch, David, S. 179, 246.
Kaulbach, Wilhelm von, S. 369.
Keil, Fr., S. 129.
Keller, Gottfried, S. 110, 220.
Kiß, S. 17, 40.
Klöber, Auguſt von, S. 364
Knaus, Ludwig, S. 361, 362.
König, Herbert, S. 265 u. ff., 295, 323, 350.
Korff, Baron von, S. 304.
Korn, S. 370.
Koſſak, Ernſt, S. 345 u. ff.
Kretzſchmar, S. 362.
Krüger, Franz, S. 363, 364.
Kugler, Franz, S. 149, 153 u. ff.

Laſſalle, Ferdinand, S. 287 u. ff., 310 u. ff., 324, 336, 340 u. ff., 373, 375 u. ff., 388.
Lazarus, Dr., S. 159.
Lepel, B. v., S. 159.
Lette, Dr., S. 109.
Leutze, Emanuel, S. 368.
Lewald, Rechtsanwalt, S. 108.
Lewald-Stahr, Fanny, S. 218 u. ff., 224 u. ff.
Lichnowsky, Fürſt von, S. 254.
Löwe, Ludwig, S. 308.
Löwenſtein, Rudolf, S. 246.
Lübke, Wilhelm, S. 139, 147 u. ff., 157, 165, 287, 355, 356, 388.
Lucae, Richard, S. 150 u. ff.

Magnus, Eduard, S. 363 u. ff.
Mannhardt, Dr., S. 388.
von Manteuffel, Miniſter, S. 236 u. ff.
Marx, Karl, S. 306, 386.
Menzel, Adolf, S. 30, 160, 361, 362.
Merckel, W. v., S. 159.
Meyerheim, Fr. Eduard, S. 363.
Meyerheim, Franz und Paul, S. 363.
Meyr, Dr., Melchior, S. 61.
Milſter, Ernſt, S. 370.

Digitized by Google

Möller, Karl Heinrich, S. 123 u. ff.
Müller-Strübing, Hermann, S. 193.
Muhr, S. 369.

Naumann, Emil, S. 337.

Otto, Professor, S. 6, 35.

Palleske, Emil, S. 107.
von Pfuel, General, S. 298.
Pietsch, Baumeister, S. 282.
Piloty, Karl von, S. 369.
Plockhorst, Bernhard, S. 371.
Prietzel, Dr., S. 300.
Prince-Smith, John, S. 72, 78 u. ff., 95.
Prince-Smith, Frau, S. 389.
Pückler, Muskau, Fürst, S. 307.

Rakowicz, S. 388.
Rauch, Christian, S. 232 u. ff., 326.
Ravené, L., Commerzienrat, S. 362.
Riefstahl, Wilhelm, S. 370.
Rietschel, Ernst, S. 370.
Richter, Gustav, S. 364, 365.
Roquette, Otto, S. 150.

Sander, E., S. 282.
Schaper, Fritz, S. 125.
Schasler, Max, S. 45.
Schauer, Gustav, S. 348 u. ff.
Scherenberg, Friedrich, S. 94, 132, 303.
Schievelbein, Herrmann, S. 121 u. ff.
Schindler, Bildhauer, S. 125.
Schindler, Heinrich, S. 190, 388.
Schleh, Asta, S. 300.
Schmidt, Dr., Alexis, S. 358.
Schmidt, Julian, S. 385, 388, 390.
Schmitson, Teutwart, S. 269 u. ff., 367.
Schnee, Justizrat, S. 278.
Schnee, Hermann, S. 278.
Scholz, Wilhelm, S. 246.
Schönberg, Dr., S. 207.
Schrader, Julius, S 364.
Schulze-Delitzsch S 385.
Siemering, S. 125.
Sommerbrodt, S. 74.
Springer, J., S. 97.
Stahr, Adolf, S. 218 u. ff., 223 u. ff.
Steffeck, Carl, S 364.
Stier, Gustav, S. 241.
Stirner, Max, S. 258.
Storm, Theodor, S. 159, 162 u. ff., 247, 278.
Strack, Professor, S. 331.

Tendering, Betty, S. 103 u. ff.
v. Thiele-Winkler S. 19.
Turgenjew, Iwan, S. 190 u. ff., 195, 388.

Uhle, Maler, S. 348.
Ulrich, Dr., Titus, S. 345 u. ff.
Unger, S. 358.

Varnhagen von Ense, S. 296.
Vehse, Dr., S. 107.
Viardot-Garcia, Pauline, S. 28, 194 u. ff., 334 u. ff.
Vidert, Paul, S. 190, 202 u. ff.

Wagner, S. 256.
Wagner, Richard, S. 336.
Weber, Otto, S. 368.
Weber, Theodor, S. 368.
Wenzel, Adolf, S. 109.
Widmann, S. 107.

Digitized by Google

Winkler, S. 19.
Wisniewski, Oscar, S. 366.
Wolff, Albert, S. 66, 114, 120 u. ff.
Wolff, Emil, S. 113.
Wolff, Wilhelm (Tier-Wolff), S. 50 u. ff., 63.
Wrangel, General-Feldmarschall, S. 23.
Wredow, August, S. 133 u. ff.
Zachäus, S. 41.
Zöllner, Assessor, S. 149.

Digitized by Google

Druckfehlerverzeichnis.

Seite 23, Zeile 5 von oben lies statt „Panzer“ — „Panther.“
Seite 33, Zeile 4 von oben lies statt „Cichatschnok“ — Tichatschek.“
Seite 61, Zeile 2 von unten lies statt „ziemlich“ — „wenig.“
Seite 327, Zeile 7 von unten lies statt „Friedrich IV.“ — Friedrich Wilhelms IV.“

Digitized by Google

Friedrich und Karl Eggers:

Christian Daniel Rauch; 4 Bde., geh. M. 33,—; geb. M. 41,—.
— — — Bd. V (Rauchs Werke) geh. M. 30,—; geb. M. 32,—.
Rauch und Goethe; Urkundliche Mitteilungen. 1 Bd. geh. M. 5,—; geb. M. 6,—.
Liebh. Ausg. geh. M. 6,—; M. 8,—.
Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel; 2 Bände, geh. M. 20,—; geb. M. 25,—.
Gedichte; II. Aufl., geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.
Tremsen; plattdeutsche Dichtungen m. Wörterb. III. Aufl., geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.
— ohne Wörterb., II. Aufl., geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Theodor Fontane:

Kriegsgefangen; Erlebtes 1870. II. Aufl., geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.
Frau Jenny Treibel; Roman, geh. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Wilhelm Lübke:

Lebenserinnerungen
Preis: geh. M. 6,—; geb. 7,50.

Hans Müller:

Wilhelm Kaulbach
2 Bände
(Der zweite Band erscheint im Laufe des Jahres.)
Preis pro Band: geh. M. 15,—; geb. M. 17,50.

Otto Roquette:

Al von Haslach und andere erzählende Dichtungen
Preis: geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Karl Werder:

Vorlesungen über Lessings Nathan
Preis: geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich und Karl Eggers:

Christian Daniel Rauch: [illegible] Bde., geb. M. [illegible]
— Bd. V (Rauchs Werke) [illegible]
geb. M. [illegible]
Rauch und Goethe: Urkundliche Mitteilungen [illegible]
geb. M. [illegible]
[illegible] Ausg. geb. M. [illegible]
Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel
M. [illegible] geb. M. [illegible]
Gedichte, II. Aufl., geb. M. [illegible] geb. M. [illegible]
Tremsen: plattdeutsche Dichtungen [illegible]
M. [illegible] geb. M. [illegible]
ohne Wörterb. II. Aufl. [illegible]

Theodor Fontane

Kriegsgefangen: [illegible] II. Aufl. [illegible]
M. [illegible]
Frau Jenny Treibel: [illegible]

Wilhelm Lübke:

Lebenserinnerungen
[illegible]

Hans Müller:

Wilhelm Kaulbach
[illegible]
[illegible]

Otto Roquette:

Aus von Haslach und andere erzählende Dichtungen
[illegible]

Karl Werder:

Vorlesungen über Lessings Nathan
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 018 760 678

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
MAY 16 1994
CANCELLED
BOOK DUE

Digitized by Google